00099694

THE
ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY
TOWN HALL, BOMBAY-400 023.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 07 April, 2016

Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von

Karl Lachmann.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von

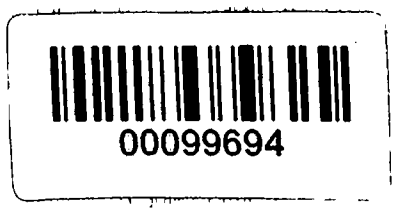
Wendelin von Maltzahn.

99694 00 a 4

Sechster Band.

Vol-VI

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1854.


00099694

Inhalt.

Seite

Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

Erster Theil. 1759.

Erster Brief. Allgemeine Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit der neuesten Litteratur 4
Zweyter Brief. Ueber die Uebersetzung von Popens sämmtlichen Werken 5
Dritter Brief. Ueber die Uebersetzung der Fabeln des Gay 7
Vierter Brief. Ueber den Bergmannischen Bolingbrocke . . . 8
Fünfter Brief. Ueber des Herrn von Palthen Versuche zu vergnügen . 11
Siebender Brief. Ueber den Herrn Wieland und dessen Sammlung prosaischer Schriften 13
Achter Brief. Ueber die Wielandischen Empfindungen des Christen . 15
Neunter, zehnter, eilfter und zwölfter Brief. Ueber den Wielandischen Plan einer Akademie ꝛc. 18
Dreizehnter und vierzehnter Brief. Von dem Urtheile des Herrn Wielands über unsere geistlichen Redner. Von der Sprache des Herrn Wielands. Von den moralischen Beobachtungen und Urtheilen 32
Funfzehnter Brief. Von dem Gedichte des Grenadiers an die Kriegesmuse 32
Sechzehnter Brief. Von der Bibliothek der schönen Wissenschaften ꝛc. von des Herrn Gottscheds nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst 38
Siebzehnter Brief. Von den Verdiensten des Herrn Gottscheds um das deutsche Theater. Auftritt aus dem Doctor Faust 40
Achtzehnter Brief. Für den Herrn Klopstock. Von den ersten deutschen Hexametern 43
Neunzehnter Brief. Von der neuen Original-Ausgabe des Meßias . . 47
Dreyßigster Brief. Von den Fabeln des Berachja Hanakdan. Fehler des Herrn Gottscheds 52
Nachricht. Herrn Bergmann betreffend 57

Zweyter Theil.

Ein und dreyßigster Brief. Ankündigung und Probe einer Uebersetzung der Oden des Pindars 63

Seite

Zwey und dreyßigster Brief. Anpreisung der Tändeleyen des Herrn von Gerstenberg 69

Drey und dreyßigster Brief. Critik über das Lied eines Mohren aus den Tändeleyen. Von dem Originale des Liedes eines Lappländers. Zwey Littauische Dainos 73

Sechs und dreyßigster Brief. Ankündigung einer neuen Auflage der Sinngedichte Friedrichs von Logau 76

Neun und dreyßigster Brief. Von Grinäus vier auserlesenen Meisterstücken so vieler englischen Dichter. Von den englischen Hexametern . 78

Vierzigster Brief. Anpreisung des Cißides und Paches, von dem Verfasser des Frühlings. Zwey noch ungedrukte Gedichte von eben demselben 84

Ein und vierzigster Brief. Ueber des Herrn Dusch Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sitten . . . . . 92 und 104

Drey und vierzigster Brief. Anpreisung der neuen Ausgabe der Sinngedichte des Logau von den Herrn Ramler und Lessing. Ein vortreffliches Lied eines unbekannten deutschen Dichters 109

Vier und vierzigster Brief. Von der Sprache des Logau. Probe von den Anmerkungen seiner Herausgeber über dieselbe 114

Dritter Theil.

Acht und vierzigster Brief. Ueber den Nordischen Aufseher. Ueber dessen Anmerkungen von der besten Art zu erziehen. Des Herrn Tullin Gedicht: ein Maytag 117

Neun und vierzigster Brief. Anzeige der Trugschlüsse in des Aufsehers Beweis, daß man ohne Religion kein rechtschaffner Mann seyn könne. Anmerkung über dessen Eintheilung der drey Arten über Gott zu denken 121

Funfzigster Brief. Fortsetzung über den nordischen Aufseher. Anpreisung der Nachricht von einer neuen Art Amazonen. Von der Schwazhaftigkeit des Aufsehers 128

Ein und funfzigster Brief. Beschluß der Anmerkungen über den Nordischen Aufseher. Charakter der Oden des Herrn Cramers. Zwey Stellen aus einer Klopstockischen Ode werden angeführet. Vorschlag zu Einrichtung musikalischer Gedichte. Anpreisung des Blattes im Aufseher, wie man den prosaischen Stil über den poetischen erheben könne . . 134

Zwey und funfzigster Brief. Von Herrn Gebauers Geschichte von Portugall. Anführung der Stelle von der Geschichte des unglücklichen Sebastian. Ob Martin Behaim die neue Welt erfunden habe. Verbesserung der Geschichte eines bon-mot 140

Drey und funfzigster Brief. Anzeige des Lebens Antons, Königs von Portugall, von der Frau von Saintonge, welches Herrn Gebauer unbekannt gewesen. Von dieses Königs Antons zweymaligen Aufenthalte in Engeland 151

Vierter Theil.

Drey und vier und sechzigster Brief. Anzeige des Trauerspiels Johanna Gray von Herrn Wieland. Beweis, daß das beste in diesem

Seite

Trauerspiele aus Rowe's Jane Gray genommen sey. Plan der englischen Jane Gray 158
Fünf und sechzigster Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hrn. R. Heinz über des Hrn. Pr. Gottscheds Sprachkunst. Was grämisches Anschnarchen sey 170
Siebenzigster Brief. Anzeige der Fabeln des Herrn Lessing. Kurzer Auszug aus seinen Abhandlungen über die Fabel 176
Ein und siebenzigster Brief. Anzeige des Herrn Pr. Uhls Sylloge noua epistolarum 182

Fünfter Theil. 1760.

Sieben und siebenzigster Brief. Von des Herrn Dusch Uebersetzung der Georgicorum des Virgils nach Martins engländischer Ausgabe . 189
Ein und achtzigster Brief. Von des Herrn Weisse Beitrag zum deutschen Theater. Anmerkungen über desselben Trauerspiel Eduard der dritte 202
Nachschrift zum ein und neunzigsten Briefe 211

Sechster Theil.

Hundert und zweyter Brief. Von des Herrn Basedow Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers mit den Beschuldigungen gegen dieselben 213
Hundert und dritter Brief. Daß es keine Schmähung sey, wenn man Herrn Cramer den vortrefflichsten Versificateur genennet hat . . . 216
Hundert und vierter Brief. Von Herrn Basedow geforderte Beyspiele, daß es dem Aufseher gewöhnlich sey, viel Worte zu machen und einen kleinen Gedanken durch weitschweifige Reden aufzuschwellen . . . 220
Hundert und fünfter Brief. Daß es also kein Verbrechen sey, zu sagen, der Stil des fleißigsten Mitarbeiters am Aufseher, sey der schlechte Kanzelstiel eines seichten Homileten ꝛc. 223
Hundert und sechster Brief. Beleuchtung des Satzes im Aufseher, daß ein Mann ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne, und der Basedowischen Vertheidigung 226
Hundert und siebender Brief. Wie der Aufseher wol auf diesen Satz möge gekommen seyn 234
Hundert und achter Brief. Vertheidigung des Urtheils über die vom Aufseher vorgeschlagene Methode, junge Leute den Erlöser der Welt kennen zu lernen 235
Hundert und neunter Brief. Daß diese Methode weder durch die Rede die Paulus vor den Athenienſern, noch durch die, welche er vor dem Felix und Agrippa hielt, könne gerechtfertiget werden 238
Hundert und zehnter Brief. Von der Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit, die sich der Aufseher zu geben sucht 245
Hundert und eilfter Brief. Von Herrn Klopstocks Eintheilung der Arten über Gott zu denken, und von dessen Liedern, von welchen beiden der Verfasser wenig hält 246

Seite

Hundert und zwölfter Brief. Von einem im Aufseher befindlichen, unter dem Namen des Kupferstechers Kaucke erdichteten anzüglichen Briefe 249

Siebenter Theil.

Hundert und sieben und zwanzigster Brief. Von Hermann Axels Lessingischen Unäsopischen Fabeln 252

Vierzehnter Theil. 1762.

Zwey hundert und drey und dreyßigster Brief. Von der wider Herrn Lichtwehrs Absicht herausgekommenen verbesserten Ausgabe seiner Fabeln 263

Drey und zwanzigster Theil. 1765.

Drey hundert und zwey und dreyßigster Brief. Von Meinhardts Versuchen über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter. Sie sind wegen ihrer Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation aller Achtung würdig. Von dem Vorzug der italienischen Dichtkunst für der deutschen, wie auch derselben Fehlern. Entwurf des Verf. von einer poetischen Landcarte. Von der beobachteten Zeitordnung des Verf. bey den Werken der italienischen Dichter. Gegründete Anmerkung des V. daß der Mangel großer Genies nicht dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuzuschreiben sey. Vertheidigung des Machiavells wegen seiner Verdienste in Absicht der Prose der Italiener. Von Homes Grundsätzen der Critik in einer wohlgerathenen Uebersetzung von ebendemselben. Beurtheilung der Ausgabe von petrarchischen Gedichten 265

Gotthold Ephraim Lessings Leben des Sophokles. 1760 . . . 271

Fragment einer Uebersetzung vom Ajax des Sophokles 353

Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen. 1760.

Vorrede des Uebersetzers 355

Gotthold Ephraim Lessing, das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen übersetzt. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1781.

Vorrede des Uebersetzers zu dieser zweyten Ausgabe 356

Gotthold Ephraim Lessing. Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie.

Erster Theil. 1766 358

Briefe
die neueste Litteratur betreffend.

Erster Theil.

1759.

Berlin 1759. Bey Friedrich Nicolai. kl. 8.

Einleitung.

Der Herr von N.** ein verdienter Officier, und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bey Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und seine Wundärzte empfohlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militarischer Eckel vor politischen Neuigkeiten, trieben ihn, bey den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B** und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn Fll. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände gerathen, kann dem Publico zu wissen oder nicht zu wissen, sehr gleichgültig seyn. Ich theilte sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drey oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N.** fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt sie drucken zu lassen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte; und ich lasse ihm seinen Willen. ©.

I. Den 4. Jenner 1759.

Erſter Brief.

Etwas werden Sie freylich nachzuhohlen haben; aber nicht viel. Die zwey gefährlichen mühſamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müſſen, ſind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern geweſen. Gegen hundert Namen, — und hundert ſind noch zu wenig — die alle erſt in dieſem Kriege als Namen verdienſtvoller Helden bekannt geworden; gegen tauſend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geſchahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartetſten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur ſehr wenige Werke ſchon bekannter Verfaſſer anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieſes von uns Deutſchen vor allen andern. Zwar hat der Krieg ſeine blutigſte Büſne unter uns aufgeſchlagen, und es iſt eine alte Klage, daß das allzunahe Geräuſch der Waffen, die Muſen verſcheucht. Verſcheucht es ſie nun aus einem Lande, wo ſie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo ſie ohnedem nicht die beſte Aufnahme erhielten, ſo können ſie auf eine ſehr lange Zeit verſcheucht bleiben. Der Friede wird ohne ſie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholiſchen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieſer finſtern Ausſicht zurück. Man muß einem Soldaten ſein unentbehrliches Geſchäft durch die bejammernswürdigen Folgen deſſelben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem ſüſſen Traume unterhalten, daß in unſern geſittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Proceß unter unabhängigen Häuptern iſt, der alle übrige Stände ungeſtöret läßt, und auf die Wiſſenſchaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erwecket. Lieber will ich für ſie auch die leichteſten Spuren der unter uns noch wandelnden Muſen aufſuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachſpüren, aus welchen ſie, nicht längſt, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben ſcheinen.

Die Umſtände, unter welchen Sie dieſe Arbeit von mir verlangen, machen ſie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich ſtolz zu ſeyn Urſache

habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilet hätte? ꝛc.

Lll.

Zweyter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg. Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben itzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmahl an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen.[1]

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen grosses, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem wär, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

Es war auch ein bloßer Buchhändlereinfall; wie der Uebersetzer selbst gestehet. Und was geht es diesem an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und selbst Geld zu verdienen denket? Freylich sollte so ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Uebersetzer des Pope führet. Er sollte nicht sagen: „Ich habe mir „eingebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen, und mich darauf verlassen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch seyn „mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, „daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören —

Denn je größer er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen ausmutzen, desto hönischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey; und ist

[1] Herrn Alexander Pope sämmtliche Werke ꝛc. Erster Band. Altona bey D. Iversen. 1758. in 8vo.

gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Uebersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt und sagt: „In der That ist es sehr „unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch unwillig „wird, wenn man uns als Schüler befindet.

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrift den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (simplicity and propriety of style) Pope meinet, daß der Styl in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Uebersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nehmlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen?[2]

Pope erzehlt die Geschichte seiner Autorschaft. Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern eben so viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich lies drucken; weil man mir schmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beyfall einen guten Namen[3] verschafte. — Der Uebersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünschte."

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Uebersetzer: Virgil der den Theokrit ausschreibt.

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der blossen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nehmlich prosaischen, Stücken des ersten Bandes.[4] Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

[1] That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

[2] Abhandlung von der Schäferpoesie 6. 7. der deutschen Uebersetzung.

[3] Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

[4] In dem Vorberichte verspricht man die neun englischen Octavbände in sechs deutsche zu bringen, und in den ersten deutschen die Hälfte des zweyten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen; und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowes' Jane Shore.

Was der Ueberſetzer zur Entſchuldigung ſeiner oft undeutſchen Wortfügungen anführt; wie er ſich in dieſer Entſchuldigung verwirrt und ſich unvermerkt ſelbſt tadelt, iſt auf der 17ten Seite des Vorberichts luſtig zu leſen. Er verlangt, daß man, ihn zu verſtehen, die Kunſt zu leſen beſitze. Aber da dieſe Kunſt ſo gemein nicht iſt; ſo hätte er die Kunſt zu ſchreiben verſtehen ſollen. Und wehe der armen Kunſt zu leſen, wenn ihr vornehmſtes Geſchäft ſeyn muß, den Wortverſtand deutlich zu machen! ꝛc. Lll.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, deſſen guter Wille uns nun ſchon den zweyten engliſchen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuſchten Leſers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Ueberſetzung der Thomſonſchen Jahrszeiten werden ihnen frühere Urtheile zu Geſichte gekommen ſeyn. Nur ein Wort von ſeinen Fabeln des Gay. [1]

Ein guter Fabeldichter iſt Gay überhaupt nicht, wenn man ſeine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunſtrichter aus den beſten Fabeln des Aeſopus abſtrahiret haben. Bloß ſeine ſtarke Moral, ſeine feine Satyre, ſeine übrigen poetiſchen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftſteller.

Schade um ſo viel mehr, daß ſo manche feine Satyre dem Ueberſetzer unter der Arbeit verflogen iſt! Und es muß eine ſehr eilfertige Arbeit geweſen ſeyn! Sehr oft hat er ſich auch nicht die Zeit genommen, die Worte ſeines Originals recht anzuſehen. Wenn Gay ſagt:

The Miser trembling lock'd his chest;

(der Geitzhals verſchloß zitternd ſeinen Kaſten) ſo ſieht er lock'd für look'd an, und überſetzt: der Geitzhals blickte zitternd auf ſeinen Kaſten. [2]

Das engliſche Cameleon rühmet ſich, es habe eines jeden Höflings Leidenſchaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,

Und das deutſche ſagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenſchaft

[1] Hamburg und Leipzig bey Grund und Holle. 1758. in 8vo.
[2] VI. Fabel.

zu berühren. Dieſes folglich iſt kaum halb ſo geſchickt als jenes. Verſtehen etwa die deutſchen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation? [1]

Gay beſchreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, ſagt er, [2] liebt das Befehlen; und die Frau das Widerſprechen. Sich ſklaviſch zu unterwerfen, iſt durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug iſt ungemein fein, und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigenſinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was ſie haben wollen. — Nun ſehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren Willen haben, oder auch um„wechſelnd die Herrſchaft führen." — O dreymal Glücklicher, deſſen Gattin ſich mit dem letztern begnügt!

Die kleinſten Partikeln werden oft unſerem Ueberſetzer zum Anſtoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdrieſſen, daß ich mich mit ſolchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverſchämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns, geht. Ein gewiſſer C. G. Bergmann hat Bolingbroks Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte überſetzt, [3] und er iſt es, von dem man ſagen kan, daß er alles, was die Welt noch bis itzt von elenden Ueberſetzern geſehen hat, unendlich weit zurück läſſet. — Doch ich muß den Beweis verſparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig iſt.

Lll.

II. Den 11. Jenner 1759.

Vierter Brief.

Unſere Ueberſetzer verſtehen ſelten die Sprache; ſie wollen ſie erſt verſtehen lernen; ſie überſetzen ſich zu üben, und ſind klug genug, ſich ihre Uebungen bezahlen zu laſſen. Am wenigſten aber ſind ſie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären ſie hierzu nicht ganz unfähig, ſo würden ſie es faſt immer, aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo ſie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern

[1] II. Fabel. [2] XII. Fabel.
[3] Leipzig, bey Lankiſchens Erben in groß 8. 1758.

verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmanns sind gewiß nicht, erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals, entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Absichten zu studiren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beyfall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bey frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern versehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieses[1] mit folgender Uebersetzung: „Ich billige „daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der christlichen Kirche „gar sehr, der in seiner Kapelle vergessen hatte, sich mit Gott zu „beschäftigen, wie es bey andächtigen Personen gar nichts unerhörtes „ist, und der unter andern besondern Danksagungen, wodurch er sich „gegen die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher „verschafte." — — So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort: Diese Leute wollen eben so gern berühmt seyn, als andere von grösseren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, so lange sie nur bloß zusammentragen, und weder dabey witzig seyn, noch vernünfteln wollen.[2] — Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen: „Diese Leute erwerben sich Ruhm so wohl „als solche, die höher sind als sie, durch diejenigen Mittel, so ihnen „Gott gegeben hat, denselben zu erlangen ꝛc. Sie verdienen aber dennoch „Aufmunterung, weil sie beständig zusammen tragen, und weder auf „Witz noch Vernunft Anspruch machen.

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu

[1] I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter I. p.* 6.

[2] These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

ſeyn, und ſind nichts als Phantome; löſe die Bezauberung auf, (dissolve the charm) und ſie verſchwinden aus dem Geſicht, wie jene. — Hat ihn Bergmann verſtanden? „Alle dieſe Syſteme, läßt er ihn ſagen, „ſind ſo viele bezauberte Schlöſſer; ſie erſcheinen als etwas, und ſind „nichts als Erſcheinungen. Ihre Reitze fliegen gleich dieſen aus„einander, und verſchwinden aus unſerem Geſichte. —

O Bergmann iſt ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper laſſen verſchwinden, was bloß da zu ſeyn ſchien: Bergmann macht ſein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, ſind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollſte aber iſt dieſes, daß er — — (wie ſoll ich mich gleich rund genug ausdrucken? Ich will, mit ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen) daß er ſeinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das iſt: er verſteht ihn unrecht, und ſtraft ihn in gelehrten Anmerkungen, wegen einer Ungereimtheit, die er ſelbſt in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in ſeinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geſchichte betrachtet. Er kömmt auf die ſogenannte Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher, und ſagt: Die helleniſtiſchen Juden erzehlten von dieſer Ueberſetzung, um ſie in Anſehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben ſo viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzehlt hatten, welcher dieſen Kanon zu Ende brachte. Dieſe heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geſchichte; die Väter unſerer chriſtlichen Kirche lieſſen es ſich nicht zuwider ſeyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus ꝛc. ꝛc. Dieſe heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke ſo? Was ſonſt als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will ſein elender Ueberſetzer, daß er unter dieſen Romanen die heiligen Bücher ſelbſt, und nicht die jüdiſchen Fabeln von ihrer Erhaltung, und ihrer Verdollmetſchung verſtehe. „Hier „ſieht man, ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfaſſers! Er hatte „vorher ganz und gar nicht beweiſen können, daß die bibliſchen Bücher „nicht ſchon da geweſen wären, oder daß ſie verfälſcht worden, izt aber „nennt er ſie heilige Romanen, ohne uns zu ſagen, wodurch ſie ſich in „Romanen hätten verwandeln können ꝛc.

Possen! Wir wissen es freilich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalierement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publicum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreyen Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervor kommen, und diese Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche blos a limine salutandae sind; so macht jener daraus: „welche man schon von weiten empfangen muß." Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeinet wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studierte? Ob die Theologie?

Schade, daß sich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es sonst nicht billig, daß man die Handlung, welche diese jämmerliche Uebersetzung drucken lassen, mit Gewalt anhielte, uns eine bessere zu liefern, und jene ins Maculatur zu werfen? Sie müßte sich des Schadens wegen an den Uebersetzer halten können. Lll.

Fünfter Brief.

Der Uebersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt, und Versuche zu vergnügen,[1] herausgegeben.

Ich denke so: mir nützlich zu seyn, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Versuche mich zu vergnügen erbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

Der Lenz des Herr von Palthen scheinet eine Sammlung von

[1] Erste Sammlung. Rostock und Wismar bey Berger und Bödner 1758. groß 8. Enthält 1) Der Lenz. 2) Uebersetzung des zweyten Buchs des Palingenius. 3) Project, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten. 4) Petrarchs Leben in einem Sendschreiben an die Nachwelt von ihm selbst. 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes. 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

alle dem zu seyn, was er bey Uebersetzung des Thomsonschen Frühlings, schlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist, und selbst Zachariä verschmähet haben. Er mahlt Mücken,[1] und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüsse mahle! Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt; er scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeschürzte Bauermagd mit Blutdurchströmeten Wangen, und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen stehet, mit zackigter Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Brust und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über sie herstürzt und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löset, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brod hervor ziehet. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten saubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzen für Ein Vomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Projekt zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärkung für mich; werden Sie sagen." „Der Mann will mir das Handwerk legen! — Ach nicht doch! Er meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäische Staaten gefallen liessen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener alte Officier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Processe that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth sich der Officier auch? — Doch dieses bey Seite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militarische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg; und Sie sollen Zeit genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drey ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heisser Achs zum Ziel gelanget.

[1] Seite 14.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Laſſen Sie uns nicht weiter leſen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen, ich weiß nicht, welche eingeſchränkte Kenntniſſe! . . Petrarch ſagt von ſich:[1] „Ich habe nie „an Schmauſen ein Vergnügen gefunden, ſondern habe bei mäßiger Koſt „und gewöhnlichen Speiſen ein vergnügteres Leben geführt, als alle „Nachfolger des Apicius." Und der Herr v. P. ſetzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius Caelius gezielet, welcher „zehn Bücher von der Kochkunſt geſchrieben ꝛc. — Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer ſeyn? Er hätte, wie bekannt einen ganz andern Apicius hier anführen ſollen, und würde unter drei berühmten Schlemmern dieſes Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beſtändigen Frieden, ſagt der Herr v. P., ſey ihm nicht zu Geſichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es iſt unendlich-ſinnreicher als ſeines, und läuft auf eine proportionirliche Herabſetzung der Kriegsheere aller europäiſchen Staaten hinaus. Lll.

III. Den 18. Jenner 1759.

Siebenter Brief.

Sie haben Recht; dergleichen ſchlechte Ueberſetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, ſind unter der Critik. Es iſt aber doch gut, wenn ſich die Critik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den ſie ſtiften, iſt unbeſchreiblich. — Wenn durch eine groſſe, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutſch geſchriebenen ausgenommen, untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesbury und Bolingbroks bey der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bey einem ſo allgemeinen Schiffbruche der Wiſſenſchaften, die deutſche Gelehrſamkeit nur immerhin auch mit verſinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilet! Man verachtet keinen Baum wegen ſeiner unanſehnlichen Blüte, wenn er wegen ſeiner Frucht zu ſchätzen iſt. Unſere ſchöne Wiſſenſchaften würden zu vergeſſen ſeyn; aber unſere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter? — Nein, auch in jenen fehlt es uns

[1] S. 89.

nicht an Männern, die alsdenn an die Stelle der grossen Ausländer, und der noch grössern Alten treten müßten, und könnten! Klopstock würde Homer; Cramer, Pindar; Utz, Horatz; Gleim, Anakreon; Geßner, Theokrit; Wieland Lucrez —

Wieland, Lucrez? So geht es, wenn man träumet! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren, nicht miteinander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserem Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfasser der Natur der Dinge ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu seyn.

Erlauben Sie mir, Ihnen von diesem Manne, der ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns ist, mehr zu sagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenstande nicht zurückkehren. Denn warum schriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben, als Herr Wieland. Ich mag es nicht wieder erzehlen, was Leute, die ihn in K** B** persönlich gekannt haben, von ihm zu erzehlen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuhohlen. So viel ist unwiedersprechlich, daß jenes Lehrgedicht, und die moralischen Briefe uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist; so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äussere Umstände veranlaßt worden, hat er sich, aus Absichten, mit Gewalt in seine itzige Denkungsart versetzen müssen, so bedauere ich ihn aus dem Innersten meiner Seele. —

Sie wissen es schon zum Theil, wie schlecht er sich gegen den Herrn Utz aufgeführet hat. — Herr Utz, nach der Freyheit, zu der jeder seines gleichen berechtiget ist, erklärte sich wieder eine gewisse Art von Dichtern; Herr Wieland hielt sich beleidiget, und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftstellers anzugreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben; brauchte so hämische Waffen; verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist,[1] daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte.

[1] In der letzten seiner Sympathien; und hernach in der Zuschrift seiner Empfindungen eines Christen, an den Herrn Oberconsistorialrath Sack.

Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieser fand auch hier Gelegenheit, seine edle Mäßigung, seine philosophische Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel ist er allein Ursache, daß Herr Wieland in der Sammlung seiner prosaischen Schriften, aus der Zuschrift der Empfindungen des Christen, die härteste Stelle weggelassen hat.

Ich sende Ihnen hier diese Sammlung,[1] in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet; welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen? M.

Achter Brief.

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das anstößigste gewesen.

Empfindungen des Christen, heissen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann, und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines Christen seyn; eines Christen nehmlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerte Geheimnisse verlieben, ein süsser Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denket, wirklich das dabey denket, was er dabey denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares „Gesicht um mich her! — Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen Nacht,

[1] Zürich, bey Orell und Compag. 1758. in drey Theilen. Enthält I. 1) Sympathien. 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1) Empfindungen des Christen. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menschen. 2) Gesicht des Mirza. 3) Zwey Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden. 4) Plan einer Academie, zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. 5) Gespräch des Socrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

„liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne iſt erloſchen, die verlaſſene „Natur ſeufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem ſchwachen Wimmern des „Sterbenden durch die allgemeine Todesſtille. — Was ſeh ich? Erbleichte „Seraphim ſchweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! „Sie ſchauen mit gefaltenen Händen, wie erſtarret herab! Viele verbergen „ihr thränendes Antlitz in ſchwarze Wolken. — O des bangen Geſichts! „Ich ſehe, ich ſehe den Altar der Verſöhnung, und das Opfer, das für „die Sünde der Welt verblutet. — [1]

Schön! — Aber ſind das Empfindungen? Sind Ausſchweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo dieſe ſo geſchäftig iſt, da iſt ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefſinnige Geiſter gab, und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphiloſophiren, weil ſie ihr philoſophiſches Syſtem darein verweben wollen: ſo giebt es nun auch ſchöne Geiſter, die uns eben dieſe Religion wegwitzeln, damit ihre geiſtlichen Schriften auch zugleich amüſiren können.

Der Ton der Pſalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wielands oft annehmen, hat mich an Peterſens Stimmen aus Zion wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwiſchen Peterſen und Wielanden würde dieſem auf keine Weiſe ſchimpflich ſeyn. Peterſen war ein ſehr gelehrter und ſinnreicher Mann, und kein gemeines poetiſches Genie. Seine Uranias iſt voll trefflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß Leibnitz ſie zu verbeſſern würdigte, nachdem er ſelbſt den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erſtgedachten Stimmen ſind hundert proſaiſche Lieder, die er ſelbſt Pſalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drey und vierzigſter Pſalm.

„Wie iſt die Welt doch ſo überweiſe worden! Wie hat ſich die Magd „über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleiſches wafnet ſich gegen die göttliche Einfalt; „und die Vernunft ficht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit ſetzet ſich gegen die göttliche Thorheit; ſie meiſtert „Gottes Weisheit und verfälſcht ſein groſſes Wort.

[1] Empfindungen XIV. S. 99.

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommen sie auch „nicht dahin, wohin die Kinder kommen ꝛc.

Zwey und achtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen, und unser Leben lassen! Die Wahr„heit ist wohl werth, daß wir sie bis in den Tod bekennen!

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er „hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch „sterben, als ein Verführer —

„Gott sey Dank, daß wir nicht leben, wie die Uebelthäter! Wir „haben zwar unserm Gott gesündiget, aber nicht der Welt.

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtiget; es ist recht, „daß er diesen Leib zerbricht.

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht itzt, „da wir noch mit unserm Tode preisen unsern Gott?

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bey ihm hochgeachtet sey, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse —

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die Heyden und Sünder „pflegen. Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unsern „Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet; so wollen wir nun auch dem „Herrn sterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns „nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen.

„Siehe! Wir sehen ihn, wie freundlich ist er uns! Er führet uns „über den Tod! Hallelüja! —"

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (seine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Herr Wieland ist reich an Blühmchen, an poetischem Geschwätze; Petersen an starken Gedanken, an grossen Gesinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulst. Beyde haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edelu Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectirte Tiefsinnigkeiten, durch profane Allusionen, verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersens Stimmen gar bald verachtet, und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer! Ll.

Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, einige Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bey seinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was sie καλοκαγαθια nennten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freyen und edeln Menschen von einem Sclaven und menschenähnlichen Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten, nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein; in diesem Gesichtspuncte studirte man mit ihnen den Homer, und schmückte ihr Gedächtniß mit den weisesten Sprüchen der Dichter; welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren ꝛc. —[1]

Ich will vors erste bey einer Kleinigkeit stehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer sagt, das hat seine Absichten, und der Leser soll die Anwendung davon selbst machen. Er soll bey sich denken: Da es uns, Gott sey Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unsere Homere in dieser Absicht mit der Jugend gelesen?

Aber ehe ich mir selbst diese Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beschwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter ihnen verstanden, welchen das Beywort καλοκαγαθοι zukam?

[1] Im dritten Theile. S. 101.

Erinnern Sie sich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzehlet.[1] Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E. wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitele, nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Εργον δ' οὐδεν ὀνειδος, ἀεργιη δε τ' ὀνειδος.

Keine Arbeit, sondern allein der Müssiggang ist schimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich seyn könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer,[2] sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu, wo sich aber ein Geringerer unnütze machte, den schlug er mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu seyn:

Δαιμονι, ἀτρεμας ἡσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οι σεο φερτεροι ἐισι, σὺ δ' ἀπτολεμος και ἀναλκις,
Οὐτε ποτ' ἐν πολεμῳ ἐναριθμιος οὐτ' ἐνι βουλῃ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? Daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich seyn, wenn sie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendesten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deswegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit, als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabey für Richter voraus setzte; und ob diese Richter Leute seyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moralischen Absichten, gelesen hatte — M.

[1] Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates.
[2] Im 2ten Buche der Ilias, v. 189. u. f.

IV. Den 25. Jenner 1759.

Zehnter Brief.

So ist es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle. —

Itzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Hrn. Wielands fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Hrn. D. entlehnen.[1] —

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er denn überhaupt herhaben? Er sagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die „ich bey Lesung ihrer Scribenten gemacht." — Allein, ich besorge, sein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweiset die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die, „welche uns lehret, was „edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder „Thorheit sey? Was die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was „der Staat in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von „uns fordern?" Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quae ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat;[2] eine Philosophie, welche Aristoteles hernach unter dem Namen der exoterischen, von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fähret Herr W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kann mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen

[1] Dies ist Moses Mendelssohn, der sich in den Litteraturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. Nicolai.

[2] A. Gellius XX, 5.

studirten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrige Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades, Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt sich nicht zum Sokrates um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Es kann kein Vertrauen gegen den Hrn. W. erwecken, wenn man offenbar sieht, daß er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyschen Begriff eines Virtuosen, durch ihr *καλος καγαθος* ausgedrückt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses *καλος καγαθος* etwas anders bedeute, als was wir einen hübschen guten Mann heissen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: *τι οὖν, οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἁπερ ἐνθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων καγαθων πατερων υἱεες; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην αγωνιαν;* Können hier *καλοι καγαθοι* Virtuosen hoffen? Und was liessen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zitter spielen, ringen und andere körperliche Uebungen. . . . . .

Doch es möchte seyn, Herr Wieland möchte immerhin, uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennet, speiset er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt, und zum Theil recht herzlich seichte sind. Z. E.

Er sagt:[1] „Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiednen Disciplinen und „Studien, mit der Jugend getrieben werden sollen; damit das, was sie „zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem folgenden abgebe." —

[1] III. Theil, S. 128.

Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar, und müssen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik, oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorangehen; allein sie supponirt die Psychologie; diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco gelesen? Ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkenntniß gelehrt werden? Ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besondern Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verstand aufkläret, und den Weg zu grossen und nützlichen Erfindungen bahnet? Ich will der itzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unsern philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studiret hat, und bey dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen; so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmet. Eine jede Wissenschaft in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit sich bey einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

Ell.

Eilfter Brief.

Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedanken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich während der Arbeit besonnen haben, daß

auch seine schlechtern und übereilten Gedanken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, die er gegen seine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bey der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und diesen hat Hr. W. am wenigsten zu vermeiden gesucht. Er scheinet vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß geben solle.[1] — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menschlichen Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthiget sind. Die ersten beyden müssen ohnstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimniß die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — bestehet einzig darinn, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeitz und Neubegierde; und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich Anfangs bey, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg durch eignes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beyden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bey jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältniß derselben auf die Wahrheit zu schliessen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unsern Augen alle ihre Reitzungen, wo wir nicht etwa bey reifern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntniß nie ohne die philosophische gehen lassen; so redet er von der historischen Kenntniß solcher Dinge, die man

[1] S. 131.

durch Nachdenken heraus gebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wissenschaften demonstrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen heraus gebracht hat. Diese historische Kenntniß der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntniß der geschehenen Dinge aber kan durch keine Anstrengung des Genies heraus gebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftiget seyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kan. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge, die historische Kenntniß den Grund legen muß; und hier ist ein neuer Fehler, den Herr Wieland begehet. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen, und diese allen Vorlesungen in der ersten Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bey dieser Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drey verschiedene Disciplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften, durch die vorläufige historische Kenntniß derselben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstracter Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer grossen Reife des Verstandes gelanget sind. — Aber man folge nur diesem Rathe, man sey nur so superficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser grossen Reife des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Aesopische und Sokratische Methode eigen zu machen trachten sollen, weil diese „ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen, der Wahrheit am leichtesten Zutritt zu unserer Seele verschaffe.“ — Was für einen Begrif muß Herr Wieland von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und

Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig; und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläßigung und Geringschätzung der trocknen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der itzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheinet. — Ich will geschwind schliessen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen. Lll.

Zwölfter Brief.

Es ist wahr, an einer andern Stelle[1] scheinet Herr Wieland die strengste Lehrart zu billigen, und es zu vergessen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie sich über diesen Widerspruch wundern? Es ist der kleinste von denen, die ihm entwischen. — Ich verspreche, ihn zu heben, ob ich gleich noch nicht weiß, wie?) wenn Sie mir vorher folgenden auflösen können.

Die christliche Religion ist bey dem Herr Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er sie in seiner Akademie will vorgetragen wissen? Ohne die „gewöhnliche Methode „der Theologen, und die ungeschickte Eintheilung in Theologiam dogmaticam und moralem." Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeschickte Eintheilung! — Das schreibt nun Herr Wieland so hin! — Und doch ist diese Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es ist ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, sie in dem Vortrage, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzusondern. Durch dieses erhält jenes nicht den geringsten Vorschub. Wer sich aber, so ausdrücklich als Herr Wieland, darwider erkläret, der giebt zu verstehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache, und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehret wissen wolle. Herr

[1] S. 143.

Wieland wenigſtens verräth dieſen Vorſatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern, „als mit Worten der Schrift reden ſolle.“ — Und nun ſind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß ſeiner Kirche aufgenommen! —

Dieſes, und ſeine wiederholte Anpreiſung des Shaftesbury, den er in ſeiner Academie zum claßiſchen Schriftſteller macht, werden hoffentlich unſere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor ſie ſich in das poetiſche Intereſſe des Herrn Wielands verwickeln laſſen. Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes hätte; Jupiter verſchmähte die Roſe in dem Munde der Schlange. Fl.

V. Den 1. Februar 1759.

Dreyzehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotiſcher Verachtung ſeiner Nation verſtehe, werden Sie am beſten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredſamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus: „Wie lange wollen wir uns von den Franzoſen „beſchämen laſſen, welche ihre Boſſuets, Bourdaloue, Maſſillons, „Trublets, aufweiſen können, da hingegen unſere größten geiſtlichen „Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?“

Wenn doch dem Herrn Wieland dieſe einſichtsvolle Frage entwiſcht wäre, als er einem von unſern größten geiſtlichen Rednern ſeine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm ſagt: „Es würde „eine ſtrafbare Undankbarkeit ſeyn, wenn ich bey dieſer Gelegenheit ver„ſchweigen wollte, mit wie vieler Rührung und Nutzen ich den vertheidigten Glauben der Chriſten, für mich ſelbſt, und mit andern „geleſen, und wie lebhaft mich dieſe herzrührende Selbſtgeſpräche in dem „Glauben der chriſtlichen Religion unterhalten haben.“ — An dieſem Orte, ſage ich, hätte er fortfahren ſollen: Das iſt nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu ſagen, daß Sie deswegen noch lange kein Bourdaloue ſind, noch lange kein Trublet! O der groſſe Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu ſpotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch geſagt hätte, warum denn nun

unſere Mosheims und Sacks, unſere Jeruſalems und Cramers, gegen jene Franzoſen gar nicht in Betrachtung kommen? Die Franzoſen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; ſie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuoſe ſpricht mehr aus ihnen; ſie haben die körperliche Beredſamkeit bey ihren vortreflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenſchaften, die dem geiſtlichen Redner nothwendig ſind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlaſſe, der mehr als dieſes ſucht, und es ſeinem Amte für unanſtändig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verſtand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunſt des erſtern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk ſeyn müſſe.

Herr Wieland iſt ja ſonſt mehr mehr für die Engländer als Franzoſen eingenommen. Wie kömmt es denn aber, daß er nun hier dieſe jenen vorzieht? Hier in der Beredſamkeit, die man doch, nach ſeinen eigenen Grundſätzen, bey den Franzoſen, wegen ihrer deſpotiſchen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erſtrekt, am wenigſten ſuchen ſollte? Kömmt bey ihm etwa auch ein Tillotſon gegen die Bourdaloue und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demoſtheniſche Reden, nach der ſich unſere geiſtlichen Redner zuerſt gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Iſt ihm nur der der größte Redner, der die Affekten ſeiner Zuhörer am geſchwindeſten erregen kann?

Ich habe nur erſt neulich eine ſehr vortreffliche Stelle über dieſe Materie geleſen. Sie ſtehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweitz [1] gekommen iſt, daher man dem Herr Wieland um ſo viel eher darauf verweiſen könnte. Erlauben ſie mir, meinen Brief damit zu bereichern. Ein vornehmer Theologus ſchreibet an einen jungen Geiſtlichen:

„Ich habe, ſagt er, denjenigen Theil der Redekunſt betrachtet, welcher mit Regung der Affekten umgehet, und ich weiß, daß dieſe Kunſt „bey den Gottesgelehrten ſowohl, als bey den fanatiſchen und enthuſiaſtiſchen Predigern in groſſer Hochachtung iſt, und daß man viel Fleiß „drauf wendet.

[1] Moraliſche Beobachtungen und Urtheile. Zürich, bey Orell, und Compagnie, 1757 in 8vo.

„Die zwey groſſen Redner in Griechenland und Rom, Demoſthenes „und Cicero, beyde Demagogi in einer democratiſch eingerichteten Re„publik, ſind dennoch in Ausübung dieſer Kunſt ſehr von einander „unterſchieden.

„Der erſte, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern „Volke zu thun hatte, ſetzte den größten Nachdruck ſeiner Beredſamkeit „in die Stärke ſeiner Beweisgründe, und ſuchte alſo hauptſächlich den „Verſtand zu überzeugen. Tullius hingegen ſahe mehr auf die Nei„gungen einer aufrichtigen, nicht ſo gelehrten und lebhaften Nation, und „blieb deswegen bey der pathetiſchen Beredſamkeit, welche die Affekten „erreget.

„Allein das Vornehmſte, welches man hiebey beobachten muß, iſt „dieſes, daß dieſe Redner in allen ihren Reden ein beſonderes Vorhaben „hatten; denn bald ſuchten ſie die Verurtheilung oder Losſprechung einer „angeklagten Perſon, bald wollten ſie das Volk zum Kriege bereden, bald „bemühten ſie ſich ein Geſetz einzuführen, und dergleichen; und alles dieſes „wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des „Redners Beyfall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten „der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu beſänftigen; inſonderheit zu „Rom, wo Tullius war. Mit dieſes letzten Schriften machen ſich junge „Geiſtliche (ich meine die, welche Autores leſen) insgemein mehr bekannt, „als mit des Demoſthenes ſeinen, welcher doch jenen in vielen Stücken „übertraf, was inſonderheit die Redekunſt anlanget. Allein ich kann nicht „ſehen, wie die Kunſt, die Affekten zu erregen, von groſſem Nutzen ſeyn „könne, wenn man die Chriſten unterrichtet, wie ſie ihren Wandel ge„bührend anzuſtellen haben, wenigſtens in unſern nördlichen Climatibus, „wo ich gewiß verſichert bin, daß auch die gröſte Beredſamkeit von dieſer „Art wenig Eindruck in unſre Gemüther haben wird, ja nicht einmal ſo „viel, daß die Wirkung davon ſich nur bis auf den andern Morgen er„ſtreckte.

„Was mich aber inſonderheit veranlaſſet, die Art zu predigen, da „man nur die Affekten zu rühren ſucht, zu verwerfen, iſt dieſes, weil ich „geſehen habe, wie ſchlechten Vortheil dieſelbe geſchaft. Ich kenne einen „Herrn, welcher dieſes als eine Regel beobachtete, daß er alle die Para„graphen überhüpfte, zu deren Ende er etwan ein Punctum exclamationis „geſtellt hatte. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in

„lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen grossen „Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schla„fend finden werden.

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal „anschlägt, massen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn „man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht „im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.

„Ich bitte euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall ihr ja unglück„licher Weise euch bereden solltet, daß ihr dieselbe besässet) sehr selten, „und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen ꝛc."

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bey, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey wie ihm wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie itzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es ist nicht zu leugnen, sagt er, daß diese Stelle von einer grossen „Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen Beredsamkeit „auf das menschliche Gemüth zeuget. Allein ist wohl keine Gefahr bey „seinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti in contraria „currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde seyn, das Gründ„liche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache erlaubt) der„gestalt mit einander zu verbinden, daß dieses letztere stets seinen Grund „in der Vorstellung des ersten behielte."

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unsern Moshein nach meinem Bedünken, einen sehr grossen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt. Allein was geht Herr Wielanden das Gründliche an? Er ist ein erklärter Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätz verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie? Ll.

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wielands? — Er verlernt seine Sprache in der Schweitz. Nicht blos das Genie derselben, und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen itzigen Schriftstellers, oder einen aus dem galanten Zeitalter Christian

Weisens lieset. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland so gar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, et pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mit bringen. Jeder läßt einen silbernen Löffel und zwey zinnerne Teller dem Instituto zurück. — Es ist in der That höchst lächerlich, wenn man den Herrn Wieland solche Kleinigkeiten im voraus feststellen siehet, und sich erinnert, daß er kurz vorher die allerwesentlichsten Puncte von der Hand gewiesen. Die Ordnung, z. E. nach welcher die verschiedenen Disciplinen mit der Jugend zu treiben sind, soll kein Kenner der Wissenschaften für ihn bestimmen, und er kann sich selbst darüber nicht einlassen, weil er keine Instruction für die Lehrer schreibt. Aber der silberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen seine Richtigkeit haben, wenn sich das andere finden soll! Gewiß Eltern, besorge ich nur, denen ein silberner Löffel keine Kleinigkeit ist, werden hierbey etwas vermissen. Herr Wieland nemlich hat ihnen zu sagen vergessen, was denn nun endlich das Institutum mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er ihnen nun freylich wohl sagen müssen, und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens, ein Löffelcabinet haben muß? —)

Dieses noch im Vorbeygehen! — Wenn uns Herr Wieland, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweitzerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdienet haben. Allein es scheinet nicht, daß er sich im diesem Felde mit critischen Augen umgesehen. Das einzige Wort entsprechen, habe ich ein, oder zweymal mit Vergnügen bey ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen (respondent) Dieses entsprechen ist itzt den Schweitzern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führet bereits eine Stelle aus

1 S. 128.

Kayſersbergers Poſtille an, wo es heiſſet: Die Getät und der Rom ſollen einander entſprechen.

Man muß den neuen ſchweitzeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern, ſchreiben ungemein ſchön und richtig. Man merkt ihnen den Schweitzer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man andern den Meißner oder Niederſachſen anmerkt. Herr Wielanden iſt es daher um ſo viel mehr zu verdenken, wenn nur er ſeine Sprache in der Schweitz ſo vernachläßiget, daß ihm beſonders gewiſſe eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beyfallen. Iſt es z. E. deutſch, wenn er ſagt: Pygmalion ſchnitzte eine Venus aus Marmor?

Die Moraliſchen Beobachtungen und Urtheile, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort ſchon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht verſteht, die aber viele Leſer zu verſtehen wünſchten, weil ſie wirklich etwas beſonders auszudrucken ſcheinen; dergleichen ſind hüriſch,[1] ringſinnig,[2] abſchätzig,[3] Schik ꝛc.[4]

Und dem ohngeachtet laſſen ſie ſich ſehr wohl leſen. Sie ſcheinen aus dem Beytrage einer ganzen muntern Geſellſchaft entſtanden zu ſeyn. Der herrſchende Ton darinn iſt Satyre und Humor. Folgende Beſchreibung[5] eines Huſaren bey Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie beluſtigen:

„Die keuſche Climene flieht vor jungen Männern, wie ein erſchrocknes „Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er auf „dem offenen Felpern des platten Böhmerlandes einen Huſaren auf ihn „zufliegen ſieht. Welch ein Schauſpiell! An ſeiner Stirne ſteht geſchrieben „Mord, und die Blicke ſeiner Augen ſind alle vergiftete Spieſſe. Er „ſchieſſet dieſelben dicht wie einen Regen von ſich aus, und tödtet damit, „noch ehe er tödtet. Der Grauſame behängt die Rüſtung ſeines Pferdes „mit ſieben Todtenköpfen; drey ſind der Schrecken derer, die ihn von „hinten nachzuſehen das Glück haben; vier pochen von vorne. Er „hat ſich zwiſchen denſelben hingeſetzt, wie Thomas Kulikan auf ſeinen „Thron; und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Beſitz genommen „hat, alſo hat er ſich mit dreiſtem Stolz auf ſein Pferd geſchwungen.

[1] S. 20. [2] S. 22. [3] S. 144. [4] S. 179. [5] S. 136.

„Wer darf zu ihm ſagen: Gott grüſſe dich? Alle hat er — abgenom-
„men; ſie bluten noch, und mit den koſtbaren Tropfen, die herunter fallen,
„bezeichnet er ſeinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derſelben ge-
„färbet bleiben, um das Andenken dieſes Zerſtörers zum Abſcheu zu
„erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaſchen. Nun
„eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, ſo achtet der
„Grauſame ſich beſſer gerüſtet, als ein Geſandter, der bey ſeinem öffent-
„lichem Einzuge mit verſchwenderiſcher Pracht auf einmal will ſehen laſſen,
„wie groß der ſey, der ihn geſendet hat. O, daß Tauſende, ſpricht er,
„nur einen Hals hätten! Warum muß ich ſo viel einzelne Köpfe ſpalten;
„und mein Saber noch hungern, wenn ich ihn durch den dickſten Hals
„geſchlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Broſamchen
„ins Maul wirft! Er verſchluckt es, er empfindet nichts dabey, und heiſcht
„mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die groſſe
„Schüſſel voll, die auf dem Tiſche ſteht. Kommt, Brüder! ſpricht er,
„wenn er Menſchenköpfe zu ſpalten ausreitet, laßt uns ſehen, wo wir
„Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnſchädeln; ſein Pferd
„tränkt er auch damit, und wenn ſein fürchterlicher Schnautzbart davon
„geröthet wird, ſo wiſcht er es nicht weg. Im Quartier ſpricht er zum
„Wirthe: Gib, was du haſt, und was du nicht haſt, das gib
„auch, ſo lange du ſterbe; und zur Wirthin: Lege für bis Morgen,
„und ſpreite mir ein Bett an, für mich und dich. Wenn ihm
„ein Prieſter begegnet, ſo flucht er, und denſelben Tag will er nicht aus-
„reiten, denn dieſer Hund (ſagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet.“ — —
Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abſchreiben, weil ſie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden ſie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzermacher, ſagt der Verfaſſer, „machen es gerade wie der nichtswürdige Blifil in der Hiſtorie des „Findlings, welcher blos deswegen in der Bibel geleſen, damit Tom Jones Schläge kriege!“ Ich.

VI. Den 8. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erſt geſtern erfahren habe! Auch der Grenadier, unſer Preußiſcher Barde, iſt bey Zorndorf

verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen! — Doch sind seine Wunden so gefährlich nicht; sie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter: denn dieser hat bereits, und in einem weit ernstern Tone, als man von ihm gewohnt ist, den grossen Tag besungen. Das Gedicht gehet nur noch in der Handschrift hier unter seinen Freunden herum; und ich habe seiner noch nicht so lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuschreiben. Wollen Sie sich aber, bis dieses geschehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es ist überschrieben:

An die Muse.

„Was siehest du so schüchtern nach mir her?
„Scheut eine Kriegesmuse, die den Held
„So tief in seine Schlacht begleitete;
„Mit ihm auf Leichen unerschrocken gieng;
„Wie Engel Gottes in Gewittern gehn;
„Ihm nachzufolgen, wo er war zu seyn,
„Zu forschen seine Thaten überall,
„Von Leich auf Leiche grosse Schritte that;
„Scheut eine solche Muse Blut zu sehn?
„Stimm an, verewige den grossen Tag,
„An welchem Vater Friederich sein Volk
„Errettete, durch göttlichen Gesang!
„Nimm die verwaiste Leyer von der Wand,
„Und mische starken Kriegeston darein,
„Und singe! Held, Soldat und Patriot
„Steh um dich her, und höre, lauter Ohr!
„Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Muth,
„Wenn er sein Vaterland zu retten geht,
„Und lerne Gott und Friederich vertraun!
„Denn standest du, Berlin, nicht halb verzagt,
„Als der gekrönte Rächer nur verzog,
„Und Mähren uns, langsame Sieger, sah?

Von diesem Zeitpunkte hebet sich die Erzehlung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apostrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehobenen Belagerung von Olmütz, wo der gemeine Haufe nichts

als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimmt, eine beſondere göttliche Vorſehung.

„Du aber, guter alter Marſchall! warſt
„In deinem Troja, Hektor. Friedrich ſelbſt
„Gab deinem Namen Ewigkeit, und ſchrieb
„Ein andrer Cäſar, deine Thaten an.
„Doch Er, und Keith und Moritz waren mehr,
„Als Agamemnon, Neſtor und Ulyß;
„Und hätten, ohn ein ungeheures Pferd,
„Durch Muth dich überwunden, nicht durch Liſt,
„Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
„Ablaſſen ſollten.

„Hochgelobet ſey
„Von uns, und deinem Friederich, o Gott!
„Daß du auf unſern ebnen Siegesweg
„Ein Ollmütz ſtelleteſt, und einen Held,
„Der wie ein braver Mann ſich wehrete,
„In ſeine hohen Wäll und Mauern gabſt.
„Denn gabſt du es in unſre Hand, ſo war
„Kein Weg vor uns, als nach dem ſtolzen Wien;
„So hätten wir uns allzuweit entfernt,
„Von unſerm Vaterlande, deſſen Schutz,
„Wir ſind, nach dir, erhabner ſtarker Gott!
„So wäre wohl der Jammer, das Geſchrey
„Der Weiber und der Kinder, welche wir
„Zurückgelaſſen hatten, allzuſpät
„Uns nacherſchollen. Friedrich hätte wohl
„Des Vaterlandes Ruf und Rache nicht
„Zu rechter Zeit und Stunde, da gehört,
„Wo umzukehren war. Darum, o Gott,
„Sey ewig hochgelobt von uns und ihm!

Hier folget eine ſehr poetiſche Beſchreibung der Verwüſtungen, die das Rußiſche Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

„Langſam zog es daher,
„Wie durch fruchtbares Feld in Afrika,

„Giftvoller groſſer Schlangen Heere ziehn!
„Da ſteht auf beyden Seiten ihres Zugs
„Erſtorbnes Gras, da ſteht, ſo weit umher,
„Als ihre Bäuche kriechen, alles todt.
„Von Memel bis Küſtrin ſtand Friedrichs Land
„So da, verwüſtet, öde, traurig todt!

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
„In ſeinem Haus von Leinwand auf der Bahn
„Des Sieges, deinen bangen ſchwachen Ruf,
„O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und ſtracks
„War ſein Gedank allein an dich! Er gab
„Dem gröſſern Feind ein wenig Luft, und flog,
„Mit einem kleinen edeln Heldenheer
„Dahin, wo ſein gequältes banges Volk
„Nach ihm ſich umſah. — —
— — „Da floh er hin!
„Kam an in dir, du Sitz der Muſen, wo
„Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt, hielt ſtill
„Vor einer niedern Hütte, ſaß das Roß,
„Das einen ſolchen Held zu tragen, ſtolz,
„Nicht müde von dem langen Fluge war,
„Daſelbſt ein wenig auszuruhen, ab;
„Gieng in die offne niedre Hütte, fand
„Ein' arme fromme Wittwe, die zu Gott
„Für den Geſalbten eben betete,
„Saß neben ihr auf einem harten Sitz,
„Nahm einen Waſſertrunk aus ihrer Hand,
„Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
„Sein edles Heldenheer vorüberziehn,
„Stieg auf, folgt ihm den Weg der Rache nach,
„Sah die Ruinen der getreuen Stadt —

Küſtrin, deſſen unglückliches Schickſal dem Könige Thränen erpreßt. —

— — — „Jedoch der Bach
„Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
„Der Thränen Stelle nahm ein glühend Roth

„Im feurigen Geſicht; gerechter Zorn
„Entſtand aus königlichem Mitleid ſtracks.
„Er wandte ſich zu ſeinen Helden, ſchwur,
„Sein rächend Schwerdt zu zücken. —

Zugleich nimmt der König von dem Walle der unbezwungnen Veſte, das Lager des Feindes in Augenſchein, und faſſet ſeinen Entſchluß.

„Und Tages drauf, mit Sonnen Aufgang gieng
„Sein Heldenheer ſtill über deinen Strom,
„Du Oder! Floſſeſt du ſo ſanft, weil Gott
„Es dir gebot, die Helden, die du trägſt,
„Nicht aufzuhalten itzt auf ihrer Bahn?
„Sie ſingen deinem Gott ein Morgenlied,
„Und kommen wohlbehalten über dich.
„Was zittertet ihr achtzig Tauſend da
„Beym Anblick unſerer von Todesſchaur?
„Welch eine tiefe Stille ward? Was war
„Das leiſere Gemurmel unter euch?
„Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
„Dich, Heer! — — —
„Als du den groſſen Rächer kommen ſahſt,
„Die Blutfahn in der Hand, die er noch nie
„Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug,
„Da ſtandeſt du betäubt, erſtarret, ſtumm,
„Die Augen weggewandt von dem, der kam ꝛc.
„Bangigkeit und Furcht und Angſt
„Fiel, plötzlicher als Zentnerſchwere Laſt,
„In aller deiner groſſen Helden Bruſt,
„Und gröſſer ſtets je mehr er näher kam.
„Zuſammen ſteckend ihre Köpfe, ſtand
„Ihr gröſſer Haufe; Fer vor ſchüttelte
„Sein graues Haupt dreymal; ſie zitterten.
„Zuletzt war ihr verzweifelnder Entſchluß,
„Ein groſſes Viereck und der Tod!

Und nun ſcheinet unſern Barden alle die Wuth, mit welcher er in der Schlacht geſtritten, aufs neue zu befallen. Er wird ſo ſchrecklich, daß ſeinem Leſer die Haare zu Berge ſtehen. — Aber warum mache ich Ihre

Neugierde auf eine Stelle so rege, die ich Ihnen nicht mittheilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

„So lange du, o Vater, vor uns her
„Die schreckliche Blutfahne trugst, und nichts
„In deiner Arbeit für das Vaterland
„Dein Leben achtetest, so lange floß,
„Für jede Thräne deines Volkes, Blut,
„So lange schlug das rächerische Schwerd ꝛc.

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

„Der Engel, der bey Lissa seinen Glanz
„Um den Gesalbten glänzte, war auch itzt
„Sein Schutzgeist. Näher sah ich ihn, als dort.
„Er trug im schönen Engelangesicht
„Des grossen Friedrich Wilhelms Mine ganz.

Endlich kömmt er auf seine eigene Verwundung; und diese Stelle ist eine von den allervorzüglichsten. Hier ist sie:

„Aus einem Strome schwarzen Mörderbluts
„Trat ich mit scheuem Fuß auf einen Berg
„Von Leichen, sahe weit um mich herum
„Nun keinen zu erschlagen mehr, stand hoch
„Mit hohem Hals, warf einen scharfen Blick
„Durch wolkengleichen schwarzen Dampf der Schlacht
„Nach dem Gesalbten, heftete auf ihn,
„Und den Gesandten Gottes, seinen Schutz,
„Die Augen und Gedanken fest. Und da,
„Da war es, Muse, (denn du warest nicht
„Wo nur erschlagen, nicht besieget ward)
„Als mich ein Mörder traf, als fast zugleich
„Der edle D * * *, der junge Held
„Und Patriot, hinsank, den schönen Tod
„Fürs Vaterland, nicht unwillkommen starb
„Ich aber ihn zu sterben noch nicht reif,
„Mit dieser Wunde weggetragen ward.

Hiermit schließt der Dichter:

„Sing es, o Muse, singe Gottes Zorn

„Und Friedrichs Muth. Indeſſen heilet ſie
„Geſchwinder. Dein Geſang beſänftige
„Den Höllenſchmerz, er mache, daß dein Arm,
„Der hier gebunden müßig liegen muß,
„Bald wieder frey ſey, für das Vaterland
„Zu ſtreiten! — — —
„Soll aber er nicht wieder ſtreiten, ſoll
„Ich nicht das Friedensengel kommen ſehn,
„Nicht im Triumph den unbeſiegten Held
„Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
„Des göttlichen Achilles werden; dann
„Dann, liebe Muſe, weine nur um mich
„Ein kleines Lied; dann lebe wohl, o Welt,
„In welcher wider einen Friederich
„Der Erden Könige verſchworen ſind.

— Ich werde Sie ſelten mit einem beſſern Briefe unterhalten können, als dieſer iſt. Auch iſt das Gute darinn nicht meine. Lk.

Sechszehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte[1] in die Hände gekommen. Laſſen Sie ſich in ihrer guten Meinung von dieſem kritiſchen Werke nichts irren. Man hat ihr Partheilichkeit und Tadelſucht vorgeworffen; aber konnten ſich die mittelmäßigen Schriftſteller, welche ſie kritiſirt hatte, anders verantworten? Dieſe Herren, welche ſo gern jedes Gericht der Critik für eine grauſame Inquiſition ausſchreyen, machen ſehr ſeltſame Forderungen. Sie behaupten, der Kunſtrichter müſſe nur die Schönheiten eines Werkes aufſuchen, und die Fehler deſſelben eher bemänteln, als bloß ſtellen. In zwey Fällen bin ich ſelbſt ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunſtrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor ſich hat; die beſten Werke der Alten, zum Exempel. Zweytens, wenn der Kunſtrichter nicht ſowohl gute Schriftſteller, als nur bloß gute Leſer bilden will. Aber in keinem von dieſen Fällen befinden ſich die Verfaſſer der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzeln Schönheiten; dieſe einzelne Schönheiten müſſen ein ſchönes Ganze ausmachen, oder der

[1] Leipzig, bey Dyk, in groß 8vo. bis zum 2ten Stücke des 4ten Bandes.

Kenner kann ſie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen leſen. Nur wenn das ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunſtrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abſtehen, und das Werk ſo, wie der Philoſoph die Welt, betrachten. Allein wenn das ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar ſehe, der Künſtler hat angefangen zu arbeiten, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er machen will, alsdenn muß man ſo gutherzig nicht ſeyn, und einer ſchönen Hand wegen, ein häßliches Geſicht, oder eines reizenden Fuſſes wegen, einen Buckel überſehen. Und daß dieſes, wie billig, unſere Verfaſſer nur ſehr ſelten gethan haben, darin beſteht ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben ſie es doch gethan, und mir ſind ſie noch lange nicht ſtrenger genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichſam zur Baſis machen darf; ſo bitte ich mir auch die Freyheit aus, verſchiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich ſo vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größten Theils dahinauslauffen, daß die Verfaſſer, wie geſagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachſehend geweſen ſind.

Wie wenig, z. E. erinnern ſie bey des Hrn. Prof. Gottſcheds nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt;[1] und wie manches iſt doch darinn, das man ihm nothwendig aufdecken ſollte.

Können Sie ſich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Roſenblüts, die Peter Probſts und Hans Sachſens ſo wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis itzt dem deutſchen Theater die meiſte Ehre gemacht hat; unſern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die Theatraliſchen Werke deſſelben an, und ſagt: „Hier ſtehen 1. Canut, 2. der Gedemüthige; 3. die Troja„nerinnen; 4. des Sophokles Elektra; 5. die ſtumme Schönheit; 6. die „lange Weile.“ Die beyden letztern ſtehen nicht darinn, ſondern machen nebſt dem Luſtſpiele, der Triumph der guten Frauen, welches er gar nicht anführet, einen beſondern Band, welchen der Verfaſſer Beyträge zu dem Däniſchen Theater benennet hat.

Und wie viel andere Unterlaſſungsſünden hat Hr. Gottſched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek ſehr ſtreitig machen, „daß er „etwas ſo vollſtändiges geliefert habe, als man ſonſt nur Sammlungen

[1] In dem erſten Stücke des dritten Bandes, S. 85.

„von dieſer Art, von der Bemühung eines einzigen Mannes kaum erwar„ten könne.“ — Nicht einmal die dramatiſchen Werke ſeines Mylius hat, er alle gekannt; denn den Unerträglichen vermiſſen wir gar, und von den Aerzten muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfaſſer davon geweſen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er ſich ſelbſt nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfaſſer der alten Jungfer?

Ich kenne Jonſ — und bin gar wohl damit zufrieden, — ſehr wenig von unſerem dramatiſchen Wuſte, aber auch das wenige finde ich bey dem patriotiſchen Κοπροφορο noch lange nicht alle. So fehlen bey dem Jahre 1747, gleich zwey Stücke, der Eheſtand, und das Luſtſpiel auf die Eroberung von Berg op Zoom, ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn Anne Dore, oder die Einquartirung ein Schäferſpiel, in einem Aufzuge? Dieſes Menſch kennet der Herr Profeſſer doch ganz gewiß, und es iſt gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigſtens nicht bey Gelegenheit ſeiner Schaubühne erwähnet hat. M.

VII. Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter Brief.

„Niemand, ſagen die Verfaſſer der Bibliothek, wird leugnen, daß „die deutſche Schaubühne einen groſſen Theil ihrer erſten Verbeſſerungen dem „Herrn Profeſſor Gottſched zu danken habe.“

Ich bin dieſer Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wäre zu wünſchen, daß ſich Herr Gottſched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbeſſerungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder ſind wahre Verſchlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und ſo mancher den Beruf fühlte, ſich um ſie und die Bühne verdient zu machen, ſahe es freylich mit unſerer dramatiſchen Poeſie ſehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte ſich um keine Muſter. Unſre Staats- und Helden-Actionen waren voller Unſinn, Bombaſt, Schmutz und Pöbelwitz. Unſre Luſtſpiele beſtunden in Verkleidungen und Zauberey'n und Prügel waren die witzigſten Einfälle derſelben. Dieſes Verderbniß einzuſehen,

[1] Des dritten Bandes, erſtes Stück. S. 85.

brauchte man eben nicht der feinste und gröste Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein Schweizerischer Kunstrichter sagt, mit Kleister und Scheere seinen Cato; er ließ den Darius und die Austern, die Elise und den Bock im Procesſe, den Aurelius und den Wehling, die Banise und den Hypochondristen, ohne Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das extemporiren; er ließ den Harlequin feyerlich vom Theater vertreiben, welches selbst die gröste Harlequinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen seyn. Und was für eines neuen? Eines Französirenden, ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sey, oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Grosse, das Schreckliche, das Melancholische, besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu grosse Einfalt mehr ermüde, als die zu grosse Verwickelung ꝛc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen Cato für das beste Englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespear, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletscher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespear, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen seyn, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als

es an dieſen nicht finden kann; und zweytens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichteſten von ſo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheinet, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecket.

Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpear ein weit gröſſerer tragiſcher Dichter als Corneille; obgleich dieſer die Alten ſehr wohl, und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung, und Shakeſpear in dem Weſentlichen nähen. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie faſt immer, ſo ſonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzoſe erreicht ihn faſt niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerſpiel, das Sie nur halb ſo gerühret hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit iſt ſie unter dem Mohren von Venedig, deſſen ſchwache Copie ſie iſt, und von welchem der ganze Character des Orosmans entlehnet worden?

Daß aber unſre alten Stücke würklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweiſen. Nur das bekannteſte derſelben zu nennen; Doctor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpearſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland, und iſt es zum Theil noch, in ſeinen Doctor Fauſt! Ein von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel groſſes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er! — Fauſt verlangt den ſchnellſten Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung. Er macht ſeine Beſchwörungen; es erſcheinen derſelben ſieben; und nun fängt ſich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.

[S. Band II, S. 515.]

Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch! Ich

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweyte Band des Meßias in der Bibliothek[1] mit vielem Geſchmacke beurtheilet worden. Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieſer Meinung; ob ich gleich gegen wenig Recenſionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen dieſe.

Der Abhandlung des Herrn Klopſtocks von der Nachahmung des Griechiſchen Sylbenmaaſſes im Deutſchen, hat der Kunſtrichter zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Daß ſie der Verfaſſer ſelbſt ein bloſſes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen ſollen. Sie iſt in ihrer Art kein ſchlechteres Fragment, als noch bis itzt der Meßias ſelbſt iſt. Man ſieht nur, daß noch nicht alles geſagt worden; aber was auch geſagt worden, iſt vortreflich. Nur muß man ſelbſt über die alten Sylbenmaaſſe nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verſtehen will, die Herr Klopſtock mehr im Vorbeygehen, als mit Vorſatz zu machen ſcheinet. Und ſo geht es, wenn ein Genie von ſeiner Materie voll iſt, und die tiefeſten Geheimniſſe derſelben kennet; wenn er davon reden muß, wird er ſelten wiſſen, wo er anfangen ſoll; und wenn er denn anfängt, ſo wird er ſo vieles voraus ſetzen, daß ihm gemeine Leſer dunkel, und Leſer von etwas beſſerer Gattung ſupérficiell ſchelten werden. Es befremdet mich alſo gar nicht, daß auch den Kunſtrichter in der Bibliothek, die Gedanken des Herrn Klopſtocks nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der proſaiſche Vortrag deſſelben nicht allzuordentlich und angenehm vorkömmt. Mir gefällt die Proſa unſers Dichters ungemein wohl; und dieſe Abhandlung insbeſondere iſt ein Muſter, wie man von grammatikaliſchen Kleinigkeiten ohne Pedanterie ſchreiben ſoll.

So gar hat der Kunſtrichter die allerwichtigſte Erinnnerung des Herrn Klopſtocks gänzlich überſehen. Sie betrift das Geheimniß des poetiſchen Perioden; ein Geheimniß welches uns unter andern den Schlüſſel giebt, warum alle lateiniſche Dichter, in Anſehung der Harmonie, ſo weit unter dem Virgil bleiben, ob gleich jeder ihrer Hexameter, vor ſich betrachtet, eben ſo voll und wohlklingend iſt, als jeder einzelne des Virgils.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopſtocks hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopſtock der erſte ſey, der deutſche Hexameter gemacht

[1] Erſten Bandes, zweytes Stück. S. 291.

habe? Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch belesenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus ist nicht der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Uebersetzer des Rabelais[1] entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frey dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehört auch, am Ende des zweyten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind, nach der damaligen Zeit recht sehr gut, und der Uebersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an: „Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teut„schen Sprach in allerhand Karmina beschreibt, und wie sie „nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger „Sylbenstimmung, und silbenmäßigen Sechsschlag, weder den „Griechen noch den Latinen (die das Muß allein essen woll„ten,) forthin weiche. Er fährt in seiner poßierlichen Sprache fort: „Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stimmäßigung also „Aberglaubig, wie bey ihnen halten, so ist es erst billig, denn „wie sie ihr Sprach nicht von andern haben, also wollen sie „auch nit nach andern fraben: eine jede Sprach hat ihre son„dere angeartete Tönung, und soll auch bleiben bey derselben Angewöhnung. Ich weis, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wütiges Gmüthe.
Laß dich versicheren die kluge himmlische Güte,
Daß du nit freselich ungefehr fahrst auf hohen Sände,
Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preise,
Das jaget ein ofermal zu fehr in spöttliche Weise.
Sintemal wir Reimeweiß understan ein ungepflegtes Dinge,
Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Griechische springe.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,
Werd ich benötiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann drumb sind sonderlich aufgebawt die himmlische Feste,
Daß allda jederzeit Hülf suchen irrdische Gäste.

[1] Die Uebersetzung ist 1617. gedruckt.

O mühſame Muſen, Tugendſame und Mutſame Frawen,
Die täglich ſchawen, daß ſie die Künſtlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr ſchewen zu fördern dieſe,
Sondern die Müchlichkeit nehmen für Müßigang ſüſſe,
Wann ihr dieſelbige nach Wunſch nur fruchtwarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß ſendet,
Durch euere Mächtigkeit, damit ir Gemüter erregen,
Da ſie ergeiſtert nützlich was öffenen mögen,
Zu unſerem jetzigen groſſen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menſchlicher Stärke,
Des ſtreitwaren Hackenback ꝛc.

Die Fortſetzung folgt künftig.

VIII. Den 22. Februar 1759.

Beſchluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt ſich unſer deutſcher Ueberſetzer des Rabelais, Huldrich Elloposcleros, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß Johann Fiſchart unter dieſem Namen verborgen liegt. Ἔλλοψ heißt ſtumm, und iſt bey den griechiſchen Dichtern das gewöhnliche Beywort der Fiſche, daher es auch oft für ſich allein einen Fiſch bedeutet; und ἑλλόποδοκληρος[1] folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Loos der Fiſche getroffen, der von Fiſchart iſt. Und was kann einander ähnlicher ſeyn, als dieſer deutſche Rabelais, und der deutſche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fiſchart überſetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fiſchart noch eine Zueignung an die deutſche Nation vorher gehen. Sie iſt in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bey welchen letztern dieſes Beſondere iſt, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, ſondern auch jedes Hemiſtichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerkſam zu ſeyn.

[1] Von dem angeführten Ἔλλοψ nehmlich, und κληρος das Loos, ſo wie βαθύκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von Ἔλλοψ und σκληρος hart herleiten können, daß es ſo viel hieſſe, als Fiſchhart, zuſammengezogen Fiſchart.

Dapfere meine Deutſchen, redlich von Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Mein Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte,
Zu preiſen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr ſeyd von Redlichkeit, von groſſer ſtreitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerſtand:
So wer es euch alleſampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künſtlichkeit auch bekannt.
Drumb dieſelbige ſonderlich zu förderen eben
Hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof ſolch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er ſagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wiederumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem erſten Preiß.
Dann du ein Tracier von Geburt und teutſcher Sprache,
Der erſt ſolch unterweiſt, frembde Völker allermeiſt,
Dieſelbige lange Zeit haben mit unſrer Künſte,
Allein ſehr ſtoltziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun baß berichtt, wollen wir bey fälſchlichen Dunſte
Ihn nemmen vom Angeſicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein frembes Sylbenmaaß mit einer ſehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus iſt lange ſo ſinnreich nicht, wenn er zu ſeinem Helden ſagt:

Lehrſt du die Deutſchen dein Reich wie Römer verfechten,
Darf ja der Deutſchen ihr Reim römiſchen ähnlicher ſeyn.

Verſchiedene Jahre nach Fiſchart hat Alſted in ſeiner Encyklopädie wieder ein Muſter von deutſchen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erſte gehalten. Die erſte Ausgabe der Encyklopädie iſt von 1620 in Quart, und in dieſer findet es ſich noch nicht, ſondern erſt in der nachherigen vollſtändigern Ausgabe in Folio.

Von Alſteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutſchen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunſt, wo doch Muſter in andern lateiniſchen Sylbenmaaßen, in dem Alcaiſchen zum Exempel vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wiſſen, iſt deswegen gut, um bey gewiſſen Leſern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen. Kl.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unſern Meßias zurück. — Der Kunſtrichter tadelt an dem Dichter unter andern,[1] „daß er zuweilen ſeine Wortfügungen „dermaſſen verwirre, daß ſich die Beziehung der Begriffe auf einander „verliere, und ſie dunkel werden müßten.“ Er führet folgendes Beiſpiel an:

Feyert! Es flamm Anbetung der groſſe, der Sabbat des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund iſt gekommen.

und ſetzt hinzu: „Wer dieſe zwey Verſe ungezwungen erkläret, erit mihi „magnus Apollo, und wann er eine natürliche Conſtruction darinn ent„decken kann, Phyllida solus habeko. — Mit dem Tadel ſelbſt kann es hier und da ſeine Richtigkeit haben; aber das Beyſpiel iſt unglücklich gewählt. Laſſen Sie mich verſuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Conſtruction iſt dieſe; Feyert! Der groſſe Sabbat, der Sabbat des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde iſt gekommen! Und was iſt denn hier unnatürliches? Etwa dieſes, daß das Subject hinter ſeinem Zeitworte ſteht, und das Zeitwort durch das vorgeſetzte Es zum impersonali geworden zu ſeyn ſcheinet? Aber was iſt in unſerer Sprache gewöhnlicher als dieſes? Hat der Kunſtrichter nie das alte Lied gehört: Es wöll uns Gott genädig ſeyn? Und hat Herr Klopſtock nicht eben ſo wohl ſagen können: Es flamme Anbetung der groſſe Sabbat des Bundes? Die Conſtruction iſt alſo gerettet, und der Kunſtrichter mache ſich immer fertig, mich als ſeinen groſſen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweydeutig ſeyn? Eloa kömmt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel daß itzt der Verſöhner zum Tode geführet werde. Dieſe Stunde der Nacht, wie ſie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den groſſen Sabbat des Bundes, und von dieſem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weiſe dieſe Recenſion des Meßias bey weitem ſo unterrichtend nicht geworden iſt, als ſie wohl hätte werden können. Ihr Verfaſſer hat die Originalausgabe dieſes groſſen Gedichts nicht gekannt, die nun ſchon vor vier Jahren, in der Königlichen Druckerey zu Koppenhagen[2] veranſtaltet worden. Sie beſtehet aus zwey prächtigen Bänden; aber die Pracht iſt das geringſte

[1] Des erſten Bandes, zweytes Stück. S. 328.

[2] Im Jahr 1755. in groß Quart.

ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopee und die ersten fünf Gesänge; der zweyte enthält die fünf neuen Gesänge, und die schon erwehnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaasse. — War diese Ausgabe vielleicht zu kostbar, daß sich die Liebhaber in Deutschland mit dem Hallischen Nachdrucke begnügen lassen? Oder haben die Herren Buchhändler sie vorsätzlich unterdrückt? Man sagt, daß sie es mit gewissen Büchern thun sollen. — Was läge unterdessen daran, wenn nur das Publicum bey dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis itzt verlieret. Man hat nur den zweyten Band nachgedruckt und den ersten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie gesagt, eine besondere neue Abhandlung, und die Gesänge selbst sind an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter, wie Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studieret zu werden. Man studieret in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.

Sie sind itzt nicht in den Umständen, daß sie selbst diese Vergleichung der ersten und neuern Lesarten anstellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit sehr angenehm beschäftigen würden. Erlauben Sie mir also, Ihnen noch eines und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beyspiele des bestimmtern Sylbenmaaßes, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edlern Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo sie den Perioden zu schwerfällig, oder zu dunkel machten, aufgelöset. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch so viele Jahrhunderte, seit der Erschaffung
In der ersten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte.

heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anschuf.

Oder wo er sonst den Zophiel sagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkunft.

heißt es itzt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten.

Und so in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nur weniger unzufrieden seyn werden. — Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchtern weichen müssen. Wo es vorher hieß:

Wische dem Knaben die Zähre vom Antlitz,

oder:

Wischet mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte.

ist beydemal für wischen, trocknen, gesetzt. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weis zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas darwider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemahlte Beschreibungen; dergleichen diese, wo von den Geistern der Hölle im zweyten Gesange gesagt wird:

— — Sie gingen und sangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)
Dumpfer, entheiligten Harfen, verstimmt zu Tönen des Todes
Sangen sie ꝛc.

da es vorher bloß geheissen:

Unterm Getöse vom Donner gerührter entheiligter Harfen
Sangen sie.

Von eben der Art sind auch folgende Zeilen.

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,
Wollt itzt, von den Höhen des Throns, der thürmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin — —

Die alte Lesart hatte:

Itzt wollt er auf ihn donnern, allein die schreckliche Rechte ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Ich

führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß sehr schön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jesu beschließt, und sagt:

Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen ausstreun.
Seht den Entwurf von meiner Entschließung. So rächet sich Satan!

heißt es nunmehr weiter:

Satan sprach es. Indem ging von dem Versöhner Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.
Mit dem Laute, womit der Lästerer endigte, rauschte
Vor den Fuß des Meßias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte
Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke sandt' er dir, Satan, Entsetzen!
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts versank die Hölle.
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So erschreckt ihn der Gottmensch.
Und ihn sahe der Abgrund und blieb vor Bewundrung stille ꝛc.

Aber auch die Kunst auszustreichen verstehet Herr Klopstock, und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. E. seyn sollte, wenn Adramelech sagte:

Dann würg ich nicht die vernünftigen Wesen, wie Satan, nur einzeln;
Nein zu ganzen Geschlechtern! Die sollen vor mir sich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen, und winden und jammern,
Wenn sie sich winden, und krümmen und jammern, so sollen sie sterben.

so kleim war es in der That, und der Dichter hat sehr wohl daran gethan, daß er die beyden letztern Zeilen in eine gezogen:

Die sollen vor mir sich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden und sterben.

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie, oft anstatt der Critik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was geht es diesem an, daß einem schwachgläubigen die wütenden Entschliessungen

des Abramelechs, zu Ende des zweyten Gesanges, anstößig gewesen sind oder seyn können? Soll er sich deswegen die portrefliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Meßias zu tödten sich vornimmt?

Und wenn der Ewige sie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er sie sich zu verherrlichen schuf, so soll er voll Jammer
Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drey schreckliche Nächte
Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drey schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule um dunkeln verfinsterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen.
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott sehn!

Und solche Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Character des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon anfangs sehr schielend, und nun weis man vollends nicht was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, sattsam geheiliget hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der Rede des Vaters im ersten Gesang vorgenommen. Es ist der Anständigkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt, und jene Rede verstieß wider diese Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt werden; und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beyfall nicht.

XII. Den 22. März 1759.

Dreyßigster Brief.

Die Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan,[1] oder wie er mit seinem ganzen Namen heißt, Berachja Ben-Natronai Hanakdan, haben ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, und Sie wünschen mehrere von den eigenthümlichen Erfindungen dieses Fabulisten zu lesen.

Vorher lassen Sie sich einen lustigen Fehler erzehlen, den Herr Professor Gottsched mit diesen Fabeln gemacht hat. Weil sie ihr Verfasser Fabeln der Füchse zu nennen für gut befunden, so hat Herr Gottsched den schönen Einfall gehabt, sie für eine Uebersetzung des Reineke Fuchs[2] auszugeben. Hören Sie nur, was er sagt: „Die zweyte Ueber„setzung ist eine Hebräische, die unter dem Titel Mischle Schualim, „die Fabeln von Füchsen 1557 zu Mantua gedruckt worden. Der Ver„fasser ist Rabbi Barachias Ben-Natronai gewesen. Nun meinet „zwar Morhof, es wären auch andere Fabeln von andern Thieren da„rinnen; folglich möchte es nur ein Aesopisches Fabelbuch seyn. Allein „im Reineke Fuchs kommen ja auch andere Fabeln von Thieren vor: „und warum hätte man den Fuchs auf den Titel gesetzt, wenn seine Ge„schichte nicht die vornehmste darinn wäre."

Hätte Herr Professor Gottsched nicht in dem Wahn gestanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müsse gelebt haben, wenn seine Schrift das erstemal gedruckt worden, so würde er vielleicht nachgeschlagen, und diesen Irrthum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß Berachja Hanakdan bereits am Ende des dreyzehnten, und zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt, und also unmöglich das Werk eines Schriftstellers aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der Reineke Fuchs nach seinem eigenen Vorgeben ist, übersetzen können.

Ferner muß der Herr Professor gar nicht wissen, wie fast alle Büchertitel der Rabbinen beschaffen sind. Sonst würde er von dem Titel auf das Buch mit solcher Zuversicht nicht geschlossen, noch Morhofen sein entscheidendes Allein in den Tag hinein, entgegen gesetzt haben. Morhof hatte das Buch ohne Zweifel gesehen; und hier, wo es gar

[1] Bibliothek d. sch. Wiss. III Band. Des St. S. 73.
[2] In der Vorrede zum Reineke Fuchs S. 43.

nicht ſelten iſt, kann es jeder zu ſehen bekommen, und ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein Reineke Fuchs iſt. Es ſind Aeſopiſche Fabeln, die gar keinen Zuſammenhang unter ſich haben, und die Hanakdan, wie er auf der letzten Seite ſelbſt ſagt, deswegen Fabeln der Füchſe genennet hat, weil die Füchſe unter den Thieren, die ihre Rollen in der Fabel ſpielen, die allerklügſten waren.

Es ſind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die Bibliothek davon ertheilet, vermuthen dürften. Hier ſind einige derſelben, mit welchen Sie in den Sammlungen der Aeſopiſchen Fabeln nichts ähnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Ueberſetzung, ſind Sie bereits unterrichtet.

Die XIX. Fabel.

Die zwey Hirſche und der Menſch.

Ein geheimnisvoller Thor wird oft für weiſe gehalten, und in den Rath der Verſtändigen geſetzt. — Zwey Hirſche ſtanden am Ufer eines Baches, und ſchienen ſich einander Geheimniſſe in die Ohren zu liſpeln. Ein Menſch ging auf der Heerſtraſſe, und die Neubegierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum redet ihr ſo leiſe, Freunde? fragte er. „In dieſer Einſamkeit wird euch niemand belauſchen.“ — Wir entdecken uns eben keine gröſſere Geheimniſſe, war die Antwort. Die wichtigſte Urſache warum wir hier bey einander ſtehen, iſt die lange Weile.

Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäuſen dachte bey ſich ſelbſt: Siehe! es iſt nicht gut alleine zu ſeyn; doch finde ich unter allen Thieren keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine ſchöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzehret. — Wo finde ich dieſe? — Wohlan! ich will die Sonne heyrathen. Was kann dieſer an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der Erde in Finſterniß eingehüllet ſchlummern. — So eben ging die Sonne auf. Unſere Maus ward entzückt, und ſprach: „ich habe „dich je und je geliebt, und will dich zu mir ziehen aus lauter „Gewogenheit.“ (Jer. XXXI, 3.) Ich will dich zur Frau nehmen, „Sonne! — Du biſt nicht klug, Maus! verſetzte die liſtige Sonne. Willſt du ein Licht wählen, das alle Augenblick verliſcht? Siehe! die Sonne

ſcheinet, und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus! ſind weit über mich. Erhebe deine Wünſche zu ihnen, ſo wirſt du glücklicher ſeyn. Die Maus eilete zu einer Wolke hin: „ich habe mir Mühe gegeben, und dich gefunden, meine „Liebe, meine Schöne, meine Braut! Komm! du ſollſt meine ſeyn; ich „werde dich nie verlaſſen.“ — Wenn du mich heyrathеſt, antwortete die Wolke, ſo mußt du flüchtig und unſtät herum wandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd ab und wähle dir die Frau, denn ich bin dem Winde unterthan. — Sie ſuchte hierauf den Wind, und fand ihn in einer Wüſten. Komm mit mir aus dieſer Einöde, rief ſie, komm! Ich habe dich unter allen Geſchöpfen mir zur Frau erleſen. — O du betriegſt dich ſehr, antwortete der Wind, wenn du mich vielleicht für mächtig hältſt! Siehe! ich mag toben wie ich will, ſo trotzt mir eine jede gemeine Mauer, und ſtehet aufrecht. Die Mauer würde dich weit glücklicher machen als ich. — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag, und ſagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind ſie zu ihr ſchickten. — Ehe! antwortete die Mauer zornig. Wollen ſie meiner ſpotten, weil ich mich nicht ſo gut bewegen kann, wie ſie? Sie ſollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuſe durchgraben meinen Grund, und machen ſich allenthalben freye Durchwege. Jetzo haben mehr als zwey hundert Mäuſegeſchlechter in mir ihre Wohnungen aufgeſchlagen und mich mit Zähnen und Füſſen durchbohrt. Eine ſolche Frau läſſeſt du dir anrathen? — Der junge Freyer ſah ſich in ſeiner ſtolzen Hofnung betrogen, kehrte zu den Mäuſen zurück, nahm ſich eine aus ſeinem Geſchlechte, und fand eine Gehülfin, die um Ihn war. (1 B. Moſ.) Die Fortſetzung folgt künftig.

XIII. Den 29. März 1759.

Beſchluß des dreyßigſten Briefes.

Die XXX. Fabel.

Der Ochs und der Bock.

Ein Ochs erblickte einen Löwen, und floh und hörte ihn immer hinter her brüllen. Endlich verkroch er ſich hinter ein Geſträuche; dort hatte ſich auch ein Bok verſteckt; der Ochs erblikte ihn, und fuhr erſchroken zurük. Was fürchteſt du dich, Vetter? rief der Bock, wir ſind ja beyde

in einem Stall erzogen. Bist dus, antwortete der Ochs, alles was lebt ist mir heute Löwe, so sehr hat mich der Räuber geängstiget.

Wer verfolgt wird, fürchtet seinen eigenen Schatten.

Die XXXVI. Fabel.

Der Wolf und die Thiere.

Der Canzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Thieren verklagt, daß kein lebendiges Geschöpf vor seinem Räuberzahn sicher sey. Der Unersättliche, klagten sie, macht den Wald zur Einöde, unsere Weiber zu Wittwen, und unsere Kinder zu Waysen. Der König zürnete, und verwies dem Wolf seine Grausamkeit mit harten Worten. Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern, setzte er königlich hinzu, aber hinführo hüte dich vor Gewaltthätigkeit. Begnüge dich mit den todten Thieren, die auf dem Felde findest, und schwöre, dich zwey ganze Jahre alles Fleisches zu enthalten, für jedes lebendige Thier, das du dich zu erwürgen gelüsten lässest. Der Wolf schwur und ging zurük. — Wenig Tage nachher überfiel ihn ein grausamer Hunger, und er sahe ein fettes Schaf auf der Wiese weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. Zwey Jahre kein Fleisch zu genießen! — Die Strafe ist hart! und ich habe geschworen. — Doch in jedem Jahre sind drey hundert und fünf und sechzig Tage. Tag ist wenn ich sehen, und Nacht, wenn ich nicht sehen kann. So oft ich also die Augen verschliesse ist Nacht, und wenn ich sie wieder aufthue, so wirds Tag. — Schnell blinzte er die Augen zu, und that sie wieder auf, da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Er zehlte zwey volle Jahre. Nun, sprach er, habe ich für die Sünde zum voraus gebüsst, ergrif das Schaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel den kräftigsten Eyd zu vereiteln.

Die XXV. Fabel.

Die Schafe, der Widder und der Löwe.

Die Schafe waren einst in den Ställen allein, denn die Hirten hatten sich entfernt, und vergessen die Thüren hinter sich zu verschliessen. Keines blieb in dem Stalle, denn sie gingen heraus auf dem Felde Speise zu suchen. Sie hatten sich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüsten hergezogen, und eilete sie zu erreichen. Sie erblickten ihn, und riefen sich einander zu: Wenn der Löwe brüllt, wer wird sich nicht fürchten? — Kein Mittel war zur Errettung übrig: —

Sie sprachen also zum Widder, der sie anführte: Gehe du dem Fürchterlichen entgegen. Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche. Der Widder zog von seinem Heere ab, trat näher und schmeichelte: Heil dir, König der Thiere! Du bist immerdar willkommen, und wer dich erblickt, der segnet dir entgegen. — Ha! brüllte der Löwe, bey dir und deinen Freunden werde ich Segen finden! Deine liebliche Reden sind vergeblich. Läßt sich ein König mit Worten abspeisen? Komm! dein Fleisch wird süsser seyn, als dein Gruß. —

Der macht sich zum Gespötte, der einen Tyrannen durch Beredsamkeit zu gewinnen gedenkt.

Die CXXXXII. Fabel.

Der stößige Ochs und sein Herr.

Ein Ochs verkannte seinen Herrn, und so oft ihn dieser vor den Pflugschar spannte, stieß er um sich mit Macht. Der Herr ward böse, und verschnitt dem Muthwilligen die Hörner. Nun wird er gebändigt seyn, sagte er zu seinen Nachbarn; ich habe ihm die Macht zu schaden geraubt. — Tages darauf wollte er ihn vorspannen, und er biß ihn mit seinen mörderischen Vorderzähnen. Gut, sagte der Ackersmann, du sollst auch diese verlieren, und schlug ihm die Zähne aus. Aber der Ochs ward dadurch nicht demüthiger, denn den dritten Tag, als sich der Herr ihm näherte, stieß er ihn mit der Hüfte zu Boden, und mishandelte ihn jämmerlich. — Das haben wir wohl gewußt, sagten die Nachbarn, der Unbändige schadet, so lange ein Glied an ihm ganz ist.

Die LXXXXVIII. Fabel.

Ein hungriger Rabe fand ein Aas auf dem Felde und freuete sich dessen sehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, schlug seine Flügel zusammen, und sang mit rauher Stimme so laut, daß der Adler in der Luft sein Geschrey hörte. Was mag dieses bedeuten, dachte der Adler: (2. B. M. c. 32, 18.) Es ist kein Geschrey gegen einander, deren die obliegen, oder der ex die unterliegen? Er lies sich herab, verscheuchte den Raben, und trug das Gewild davon. — Nun schreyet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet. Ll.

Ende des ersten Theils.

Nachricht.

Das Schreiben des Herrn C. G. Bergmanns an den Verfaſſer dieſer Briefe, welches wir am Ende des neunten Bogens unter unſern Leſern ausgebothen haben,[1] würde gar keine Antwort verdienen, wenn er nicht unter andern auch dieſe unverſchämte Wendung gebraucht hätte: daß in einer Ueberſetzung von mehr als 500 Seiten, ja wohl drei Fehler ſeyn könnten. Denn auf drey Fehlerchen hat er alles, was in dem vierten Briefe wider ihn erinnert worden, zu reduciren die Geſchicklichkeit gehabt.

Wenn es nun wirklich wahr wäre, daß ſein Criticus nur drey Fehler auftreiben können, und daß er auf dieſe drey Fehler die ganze Arbeit, als die elendſte Ueberſetzung verworfen hätte: ſo könnte er leicht die Grobheiten verdient haben, die ihm Bergmann zu ſagen für gut befunden. Aus Achtung alſo gegen diejenigen von unſern Leſern, die nicht ſelbſt Zeit oder Gelegenheit haben, ſich von dem Gegentheile zu überzeugen, und deren Vertrauen wir nicht gern verſcherzen wollten, müſſen wir ſchon noch einige Seiten aufopfern.

Herr Bergmann trotzt auf den ganzen zweyten Brief ſeines deutſchen Bolingbroke, in welchem man keinen Fehler habe zeigen können. Das iſt aber daher gekommen, weil man dieſen zweyten Brief nicht geleſen: denn in der That wimmelt er von Fehlern. Z. E.

S. 20. Highlanders überſetzt Herr Bergmann durch Räuber.

S. 24. Let me explain what I mean, by an example überſetzt B: Laſſen Sie mich erklären, was ich durch ein Beyſpiel verſtehe. Es ſollte heiſſen: Laſſen Sie mich meine Meinung durch ein Beiſpiel erläutern.

S. 29. I have recorded these things überſetzt B: Ich habe dieſe Dinge überlegt. Es ſollte heißen, aufgezeichnet.

S. 33. The sentence is pronounced in one case, as it was in the other, too late to correct or recompense, but etc. überſetzt B: Das Urtheil wird in einem Falle ausgeſprochen, wie in

[1] Daſelbſt ſteht folgendes.

Bey dem Verleger wird umſonſt ausgegeben:

Schreiben an den Verfaſſer der Briefe die neueſte Litteratur betreffend. von C. G. Bergmann.

Weil aber der Herr Verfaſſer nur wenige Exemplare eingeſendet hat, ſo werden die Liebhaber erſuchet, ſich bey Zeiten zu melden.

dem andern verborgen zu bleiben, getadelt oder belohnt zu werden ꝛc. Too late; verborgen zu bleiben! Too sieht Bergmann für to an, und late denkt er, muß die Bedeutung des lateinischen latere haben.

S. 44. Bolingbroke redet von den seichten Witzlingen, welche den Einfluß der Geschichte auf die Bildung des Herzens zur Tugend leugnen und darüber spotten. I will spend, fährt er fort, a few paragraphs, with your Lordships leave, to shew that such affirmations, *for to affirm amongst these fine men is to reason*, either prove too much, or prove nothing. Dieses übersetzt Bergmann: Ich will mit Ew. Gnaden Erlaubniß einige wenige Paragraphen verschwenden, ihnen zu zeigen, daß solche Bekräftigungen entweder zuviel, oder zu wenig beweisen. Denn dieselben bestätigen, würde unter solchen witzigen Köpfen ein Gewäsche hersagen. Ist in dem letzten Perioden ein Funken Menschenverstand?

Auf eben der Seite. If our general characters were determined absolutely, as they are certainly influenced, by our constitutions, and if our particular actions were so by immediate objects etc. Bolingbrok will sagen: daß unser Temperament auf unsern Charakter einen Einfluß habe, ist nicht zu leugnen; wenn aber unser Charakter durch unser Temperament, und unsere besondern Handlungen durch unmittelbare Gegenstände nothwendig bestimmt würden ꝛc. Bergmann aber übersetzt: Wenn unser allgemeiner Charakter eben so nothwendig bestimmt wäre, so nothwendig er durch unsere Leibesbeschaffenheit uns eingeflößt ist, und wenn wir unsere besondere Handlungen durch unmittelbare Gegenstände ausübten ꝛc.

S. 130. These *increated* essences, a Platonist would say; übersetzt B: Ein Platoniker würde sagen, diese angeschaffene Wesen.

S. 135. They have seldom the skill and the talents necessary to put what they do know well together; übersetzt B: Sie haben selten die Geschicklichkeit und die nöthige Gaben, etwas aufzusetzen, was sie sehr wohl im Zusammenhange wissen. Er hätte construiren sollen: to put well together, what they do know.

S. 140. Bolingbrok redet von dem, was in den älteſten Jahrbüchern aufgezeichnet worden; und ſagt, daß man darinn nicht ſowohl das, was wirklich aufgezeichnet zu werden verdienet, als vielmehr das, was damals den ſtärkſten Eindruck auf die Gemüther gemacht, aufgezeichnet habe. The few passages of that time, which they retain, are not such as deserved most to be remembered; but such as, being most proportioned to that age, made the strongest impressions on their minds. Nun halte man die kauderwälſche Ueberſetzung dagegen: Die wenigen Zufälle dieſer Zeit ſind eben nicht ſo nothwendig, daß ſie verdienten angemerkt zu werden, ſondern die, welche mit demjenigen Alter am meiſten verwandt ſind, das den ſtärkſten Eindruck in ihre Gemüther machte.

S. 144. Bolingbroke ſagt bey Gelegenheit des Cicero: Pompey, Cato, Brutus, nay himself, the four men of Rome, on whose praises he dwelt with the greatest complacency etc. d. i. bey deren Lobe er ſich ſo ungemein gern verweilte. Bergmann aber ſagt gerade das Gegentheil: dieſe vier Männer, die er ſo beſcheiden erhebt.

S. 147. But this observation, like several others, *becomes a reason*, for examining and comparing authorities. Bergmann überſetzt: dieſe Anmerkung aber, nebſt verſchiedenen andern, gehört für einen Verſtand, der den verſchiedenen Grund unterſuchen, und mit einander vergleichen kann. Becomes a reason! Gehört für einen Verſtand!

S. 153. Bolingbroke redet von den Gottesgelehrten, und zwar von den rechtſchaffenſten unter ihnen, und ſagt: Now it has been long matter of astonishment, how such persons as these, could take so much silly pains to *establish* mystery *on* metaphysics, revelation *on* philosophy and matters of fact *on* abstract reasoning. Dieſes überſetzt Bergmann: wie ſie ſich ſo viel vergebliche Mühe geben können, in die Metaphyſik, Geheimniſſe; in die Weltweisheit, Offenbarung; und in abgezogene Vernunftſchlüſſe geſchehene Dinge einzuführen. — —

Aber wir können es unmöglich länger aushalten, unſinnige Fehler abzuſchreiben, und einem Bergmann ſeine Exercitia zu corrigiren. Man hatte ihm zugleich vorgeworfen, daß er auch nicht einmal drey

Worte Lateinisch übersetzen könne, und er versetzt hierauf: Ich kann Ihnen Trotz bieten, mir noch eine lateinische Stelle zu zeigen, von der Sie mit Recht behaupten können, daß ich solche nicht verstanden hätte. Hier ist gleich noch eine, und zwar aus dem nämlichen zweyten Briefe! Bergmann übersetzt nämlich die Worte des Tacitus: Praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit: Ich halte es für die vornehmste Pflicht der Jahrbücher, daß die Tugenden nicht verschwiegen werden; damit der Nachwelt vor schändlichen Reden und Thaten, und vor der Unehre eine Furcht beygebracht werde. Wo sagt Tacitus: damit? Wo sagt er, daß der Nachwelt Furcht solle beygebracht werden? Und Furcht vor schändlichen Reden und Thaten?

Wir wollen mit einem Exempel beschließen, daß Herr Bergmann auch nicht drey französische Worte zu übersetzen wisse. Boileau, wie Balingbroke anführt, (S. 52.) sagt, daß ein guter Schriftsteller lieber nachahmen, als übersetzen, und lieber nacheifern, als nachahmen werde, und nennt dieses jouster contre l'original. Was meint man nun wohl das Bergmann hierunter verstanden habe? Er sieht jouster für ajouter an, und übersetzt in seiner Einfalt wider den Inhalt der Urschrift hinzusetzen. Kann man sich einen lächerlichern Fehler gedenken? — O, wahrhaftig mein Herr Bergmann, wenn das ein guter Uebersetzer thun soll, so sind Sie der beste von der ganzen Welt! —

Zweyter Theil.

Vorbericht.

Beynahe wären wir gezwungen, diesen zweyten Theil eben so anzufangen, als wir den ersten beschliessen müssen.

Auch dem Uebersetzer des Pope hat sich durch das in dem zweyten Briefe über ihn geäusserte Urtheil beleidigt gefunden; wie man aus dem Hamburgischen Correspondenten ersehen. Auch er legt es uns so nahe, daß wir unsern Leser und ihn, durch Anzeigung mehrerer Stellen, die er ganz falsch und wider den Sinn seines Originals übersetzt hat, ohnfehlbar verdrießlich fallen würden, wenn wir nicht eben erführen, daß ein anderer uns dieser undankbaren Mühe überhoben habe. Wir bitten ihn also, sich eine kurze Zeit zu gedulden, und den neuen Theil einer bekannten Zeitschrift abzuwarten. In einem kleinen Briefe, sollte er nicht höchst eckelhaft werden, hat man sich nicht tiefer mit ihm einlassen können. Genug daß das wenige von der Beschaffenheit gewesen, unpartheyische Leser mit Grunde vermuthen zu lassen, man habe noch ungleich mehr zurückbehalten. Und wäre es nicht sehr seltsam, daß wir nur mit ihm unrecht haben sollten? Nur mit ihm! Denn es gibt uns selbst das Zeugniß, daß wir weder dem Uebersetzer des Gay, noch des Bolingbroke zu viel gethan. Unterdessen ist es falsch, daß wir ihn an die Spitze der schlechten Uebersetzer stellen wollen. Wir haben leider so viel elendere, daß man ihn noch unter die guten zehlen darf, wenn man ein Auge zumachen will.

Was er übrigens von unanständigen Absichten sagt, davon möchten wir wohl nähere Erklärung zu haben wünschen. Die Verfasser dieser Briefe sind sich weiter keiner Absicht bewußt, als der Absicht, ihre

Meinung zu ſagen. Das Recht dazu, haben ſie mit allen Schriftſtellern gemein. Trennungen können ſie wenigſtens unter unſern beſten Köpfen nicht verurſachen wollen. Denn unſere beſten Köpfe ſind noch nie einig geweſen.

Aber genug hiervon. — Wir haben einem ungenannten Freunde noch für eine kleine Erinnerung zu danken, die er uns wegen des achtzehnten Briefes machen wollen, in welchem der Ueberſetzer des Rabelais für den erſten Verfertiger deutſcher Hexameter ausgegeben worden. „Das kömmt daraus, ſchreibt dieſer Freund, wenn man die Gottſchediſche „Schriften nicht beſſer geleſen hat! Schlagen Sie des Herrn Gottſcheds „Sprachkunſt (S. 628) nach, ſo werden Sie finden, daß Conrad „Geßner noch vor ihrem Fiſchart deutſche Hexameter gemacht hat. ꝛc. — Hierauf antworten wir, daß uns dieſe Anmerkung des Herrn Gottſcheds nicht unbekannt geweſen, daß wir uns aber nicht überwinden können, ſechsfüßige Verſe die auſſer dem einzigen fünften Füſſe aus lauter Spondäen beſtehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger ſolcher Vers iſt zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter ſolche Verſe ſind keine.

XIV. Den 5. April. 1759.

Ein und dreyßigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit[1] gemacht hat, sobald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Uebersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweitz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des thebaischen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat grosse Schwierigkeiten; und es ist unendlich leichter über den ganzen Pindar einen gelehrten Commentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὁ μεγας δε κινδυ-
νος ἀναλκιν οὐ φω-
τα λαμβανει —

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilet. Und was gut ist, muß man mittheilen; ich theile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weis, Sie erwarten nicht, daß die Uebersetzung in Versen seyn werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freyheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prose am treuesten seyn kann, warum soll er sich das Joch des Sylbenmaasses auflegen, wo er es nicht seyn könnte?

[1] Biblioth. d. sch. W. II. Bandes 2tes St. S. 360.

Es ist aber auch keine wörtliche Uebersetzung, denn Cowley sagt: „Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort übersetzen wollte, so „würde man glauben, ein Rasender habe den andern übersetzt.

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, die vierte und die eilfte der Olympischen Oden. Die erste, weis ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen seyn, wenigstens die erste Ode des Pindars zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet? —

Der Olympischen Oden des Pindars erste.

An den Hiero, König von Siracus.[1]

1. Strophe.

Der Elemente bestes ist Wasser, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, also glänzet hoch unterm stolzen Reichthum das Gold. Aber willst du Siege erzehlen, o suche mein Geist, wie in des Aethers Wüsten am Tage kein erwärmender Gestirn, als die Sonne, so auch keine herrlichern Kämpfe, als die Olympischen zu singen. Sie begeistern die Weisen zu jenen prächtigen Hymnen, die sie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem, glückseligen Pallaste versammelt, weihen.

1. Antistrophe.

Er ist es, der in dem heerdenreichen Sicilien den Scepter des Rechts trägt; er brach sich von jeder erhabenen Tugend die Blume, und glänzt in der Blüthe der Harmonie, die wir Dichter öfters um die freundschaftliche Tafel spielen. Wohlan denn! Greif von der Wand herab, Muse, die dorische Cither! wenn Pisas und Pherenikus[2] Ruhm deine Brust in süsser Entzückung dahin reißt; wie er neben den Wellen des Alpheus[3] flog; wie seine ungespornten Flanken hoch daher schwebten; wie er ihn in den Schooß des Triumphs trug, seinen Herrn, Syracusens König, die Lust der Rennbahn.

1. Epodos.

Ihm strahlet sein Ruhm in der heldenvollen Pflanzstadt des Lydischen Pelops,[4] den ehemals der gewaltige Erdumfasser Neptun

[1] Als er in den Olympischen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

[2] Pisa, der Name der Stadt; ohnfern welcher die Olympischen Spiele gehalten wurden. Pherenikus hieß das Rennpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

[3] Der Name des Flusses, neben welchem die Rennbahn war.

[4] Er versteht den Theil von Griechenland, welcher nach dem Pelops, Peloponnesus genennt ward. Und diese einzige Erwehnung des Pelops veranlasset die ganze folgende weitläuftige Ausschweifung zum Lobe dieses Helden.

liebte,[1] nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein leuchtend, aus dem heilenden Erzte hob. — Alſo füllen Wunder den Erdkreis, und Fabeln mit künſtlichen Lügen verbrämt, ſiegen der Wahrheit zum Trutz.

2. Strophe.

Die Dichtkunſt, deren Reitz über alles Honig gieſſet, leihet ihnen ein ehrwürdiges Anſehen, und macht, daß öfters ein Mährchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thu es mit Ehrfurcht, und ſeine Schuld iſt geringer! — So will ich jetzt von dir, Sohn des Tantalus, ſagen, was vor mir kein Dichter nie ſprach: Wie, als dein Vater in ſein geliebtes Sipylum, zu einem heiligen Gaſtmale lud, wo wechſelſeitig die Unſterblichen aſſen, der erlauchte Dreyzackführende Gott die Macht der Liebe fühlte,

2. Antiſtrophe.

Und dich auf güldenen Roſſen zu des weit angebeteten Zevs hohem Pallaſte trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber du verſchwunden, und dich der Mutter kein ſpähender Kundſchafter wiederbrachte, ſtreute ein benachbarter Fürſt neidiſch das Gerücht aus, deine Gliedmaſſen hätten, mit dem Schwerde zertheilt, und beym flammenden Feuer geſotten, den Göttern zur Speiſe gedienet.

2. Epodos.

Aber der Seligen einen unmäßig zu nennen, iſt Unſinn! Ich zittere! — Denn ſchon oft hat die Rache den Läſterer ergriffen.[2] Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehret, ſo war es Tantalus. Wiewohl der Gröſſe eines ſo erhabenen Glückes zu ſchwach, bracht ihm ſein Uebermuth einen unbeſiegbaren Jammer; einen drohenden Felſen,

[1] Die Fabel erzehlt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn ſo ſehr geliebt, daß ſie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einſt als Tantalus die Götter wieder bewirthen wollen, habe er ſeinen Sohn, den Pelops, geſchlachtet, und ihn denſelben vorgeſetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekoſtet, auſſer Ceres die ein wenig zu hitzig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die übrigen Stücke in einen reinen Keſſel geworfen, und den Pelops lebendig wieder heraus gezogen, nachdem ſie ihm eine helfenbeinerne Schulter, anſtatt der verſpeiſten, gegeben. Dieſer reine Keſſel (καθαρος λεβης) iſt es, welchen unſer Ueberſetzer, zwar ſchön, aber etwas zu undeutlich das heilende Erz nennt.

[2] Daß Pindar hier auf den Tantalus kömmt, iſt kein neuer Sprung. Sondern es dienet, um die Urſache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel zurückgeſchickt worden.

den der Vater der Götter über ihn aufhing. Ewig bemüht, ihn von seiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

3. Strophe.

Also lebt er, mit drey andern Genossen seiner Quaal, sein hülfloses Leben durch, der Unglückselige! Er entwandte den Himmlischen, was die Unsterblichen nähret, Nektar und Ambrosia, und gab sie sterblichen Gästen. So betriegt der Mensch sich selber, wer seiner Thaten eine, der Gottheit zu verbergen hofft. Und des väterlichen Verbrechens wegen, sandten die Unsterblichen den Pelops zum schnellhinwandelnden Volke der Menschen wieder zurück. Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milchhaar seine bräunliche Wangen deckte, sehnte sein liebendes Herz sich, nach der Tochter des Herrschers zu Pisa,

3. Antistrophe.

Der erlauchten Hippodamia. Einsam ging er im Dunkeln zum schäumenden Meer hin, und flehte dem gewaltigbrausenden König der Wasser. Er erschien ihm; da sprach er: „Wenn dein Herz, o Neptun, gegen die „reizenden Gaben der Venus nicht fühllos ist, o so hemme des Oenó„maus eherne Lanze, bringe mich auf den schnellsten deiner Wagen nach „Elis, und gewehre mir den Sieg. Zwar fielen schon dreyzehn der lie„benden Jünglinge vor dem Speere des Tyrannen, und immer verschiebt „er die Vermählung der Tochter.

3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht grosse Gefahren; und da uns einmal das „Verhängniß in das Grab ruft, warum sollte im Finstern, von jeder „schönen That fern, ein namenloses Leben uns verzehren? Nein, diese Bahn lauf ich; du aber verleih einen glücklichen Ausgang! — Er sprachs, und seine Bitte rührte den Gott, und seinen Muth zu erhöhen, schenkte er ihm einen goldnen Wagen, und müdelos fliegende Pferde, womit er dem Oenomaus Sieg und Tochter raubte.

4. Strophe.

Sie aber gebahr ihm sechs Führer der Völker; Söhne, die sich der Tugend weihten. Itzt ruht er, von herrlichen Opfern geehrt, am Ufer

* f Wer bey dem Oenomaus, um dessen Tochter Hippodamia anhielt, mußte sich gefallen lassen, ein Wettrennen zu Wagen, mit ihr einzugehen. Der Vater versprach sie dem, der sie, oder vielmehr den Myrtilus, welcher sie allemal führte, einholen würde. Wenn aber der Vater, der ihnen auf seinem Wagen nachfolgte, sahe, daß der Freyer sie nun bald einholen möchte, tödtete er ihn mit seinem Wurfspiesse.

des Alpheus; Kämpfe umgeben das Grabmahl, und Schaaren von Fremden ehren seinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der Olympischen Spiele, und seine Rennbahn, wo die Behendigkeit der Füsse, und die hoher Arbeit sich erkühnende Stärke kämpfet. Wer überwindet, der lebt sein übriges Leben in honigter Heiterkeit hin, denn er besitzet den Preis.

4. Antistrophe.

Der menschlichen Güter höchstes ist, was uns mit jedem kommenden Tage beglückt: und einen solchen[1] soll itzt, so wollen es Pisas Gesetze, mein Aeolisches Lied krönen. Unter den Sterblichen ist keiner des Lobes labyrinthischer Hymnen würdiger; keiner übertrift ihn an Adel der Seele, oder an herschender Macht. Eine schützende Gottheit ists, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge wacht, deine Wünsche zu erfüllen. Und entsteht sie nicht, o so will ich bald, das hoffe ich, deinen siegenden Wagen

4. Epodos.

Harmonischer tönen; ich will auf Chronions[2] sonnigtem Hügel stehen, und mein Lob soll einen nie betretenen Pfad wandeln. Schon rüstet mir darauf die mächtige Muse den gewaltigsten Pfeil. Der Mensch steigt in mannigfaltigen Stuffen empor; aber obenan stehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieser Höhe sey dir vergönnt, deine Tage zu vollenden, und mir, an der Seite solcher Sieger zu seyn, unter den Griechen überall bekannt, durch meine Weisheit!

Die Fortsetzung künftig.

XV. Den 12. April. 1759.

Beschluß des ein und dreyßigsten Briefes.

Der Olympischen Oden des Pindars vierte.

An den Psaumis, von Kamarina.[3]

Strophe.

Schwinger des rastlos fliegenden Donners, Zevs, Höchster! — Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannigfaltigen Liede der

1 Den Hiero nehmlich, auf welchen er nunmehr wieder zurück kömmt.

2 Ein Berg in der Gegend, wo die Olympische Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus seinen Namen, weil dieser mit dem Jupiter um die Herrschaft des Himmels auf ihm gekämpft.

3 Als er auf dem vierspännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sicilien. Der Dichter weihet dem Jupiter seinen Gesang, weil diesem die Olympischen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wiederkommende Zeit er die zirkelnden Stunden des Zevs nennet.

Cither, zum Zeugen deiner erhabenſten Kämpfe geſandt; und der ſüſſen Botſchaft vom Glücke der Freunde freuen ſich Edele. — Ja, Sohn des Saturnus, der du den Aetna beherrſcheſt, dieſe ſtürmiſche Laſt des gewaltigen hundertköpfigen Typhons,[1] empfange den Grazien zu Liebe, vom Sieg Olympiens meinen Geſang,

Antiſtrophe.

Dieſes ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt mein Geſang, hoch auf dem Wagen des Pſaumis, der mit Piſas Oelzweig umkränzt, daher zu Kamarinas Triumph eilet. — Alſo höre die Gottheit auch die übrigen ſeiner Wünſche! — Denn Er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; Mengen der Wanderer nimmt freudig ſein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung iſts, die Sterbliche richtet.[2]

Epodos.

Sie entriß den Sohn des Klymenus dem Hohne der Töchter Lemnos. — In ehernen Waffen lief er, und ſiegte; da ſprach er, als er zur Krone ging: „Der bin ich, Königin! Dieſer Geſchwindigkeit gleichen „Arm und Herz. Aber auch jungen Helden entſproſſen oft graue Haare, „und eilen ihrem Alter zu ſchnell vor.

Der Olympiſchen Oden des Pindars eilfte.

An den Ageſidamus, den Locrier.[3]

Strophe.

Nach Winden ſchmachtet der Schiffer oft, und der Landmann nach

[1] Jupiter donnerte dieſen Rieſen, der den Himmel mit erſtürmen wollte, zu Boden, und wälzte den Aetna über ihn.

[2] Und dieſe Wahrheit erläutert er durch das folgende Beyſpiel. Erginus, der Sohn des Klymenus, war einer von den Argonauten; und als dieſe auf Lemnos landeten, traf es ſich, daß gleich die Königin Hypſipyla, zum Andenken ihres verſtorbenen Vaters, Ritterſpiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte ſich Erginus unter die bewaffneten Wettrenner; und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich ſo alt noch nicht war, lachten die Lemniſchen Zuſchauerinnen über ſein kühnes Unterfangen. Unterdeß lief er doch, kam ſelbſt dem Calais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor, und erhielt zum groſſen Erſtaunen derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis. — — Ob es nöthig ſey, mit den Auslegern des Pindars, dieſem Beyſpiele zu Folge anzunehmen, daß auch Pſaumis, an den dieſe Ode gerichtet, in ſeinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weis ich eben nicht.

[3] Dieſe Ode iſt bey dem Pindar, als eine Zulage gleichſam zu der vorhergehenden zehnten Ode, an eben dieſen Ageſidamus, anzuſehen, deſſen Sieg zu beſingen der Dichter gleich anfangs verſprochen hatte. Weil ihm aber dieſes Verſprechen entfallen war, und er es erſt eine ziemliche Zeit nach er mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, ſo ſchrieb er dieſe eilfte noch oben darein, und nennte ſie auch ſelbſt ὕστερος, die Zuſe.

Regen, den himmelträufelnden Söhnen der Wolken. — Aber wem Heldenarbeit gelang, dem ſind honigtriefende Hymnen Quellen des Nachruhms, und ein Pfand der Unſterblichkeit erhabener Thaten.

Antiſtrophe.

Unerreichbar dem Neid iſt dieſes Lob Olympiens Siegern geweiht; und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber durch Gott blühen in der dichteriſchen Bruſt ſtets weiſe Gedanken. — Alſo ſoll itzt, — vernimm es, Sohn des Archeſtrats; denn deine Fauſt überwand! —

Epodos.

Meine tonvolle Leyer den Kranz des goldnen Oelzweiges ſingen, der deine Scheitel ſchmückt, und die angeſtammte Tugend der weſtlichen Locrier. Daſelbſt, ihr Muſen, führet feſtlich den Tanz auf! — Nicht ein unwirthbares Volk, euch ſchwör ichs, beſucht ihr, noch ungeübt im Gefühle des Schönen: ſondern ein Volk, tiefſinniger Weisheit und kriegeriſchen Muths voll. — Denn Sitten, die die Natur gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch der mächtig brüllende Löwe. Kl.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Sie erinnern ſich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdiſchen Herkulano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis iſt es gelungen, eine von den griechiſchen Handſchriften derſelben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die *Ερωτοπαιγνια* des Alciphrons ſeyn müſſen. Der Herr von Q * * der ſich itzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuſchreiben, und hat es nach Deutſchland geſchickt. Hier iſt es einem von unſern beſten Dichtern in die Hände gefallen, der es ſo vortreflich gefunden, daß er folgende Ueberſetzung davon gemacht. Es iſt das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überſchrieben:

„Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende ſich die drey Grazien neben einem „Walde in acidaliſchen Quellen beluſtigten, verlohr ſich plötzlich Aglaja, „die Schönſte der Grazien. Wie erſchracken die Töchter der Anmuth, „als ſie Aglajen vermißten! Wie liefen ſie durch die Bäume und ſuchten „und riefen:

„So ängſtlich bebt auf Mannheimer Saiten
„Der zärtſte Silberton.

„Aglaja! — rief der Silberton.
„Aglaja! — half der Nachhall ſanft verbreiten.
„Umſonſt! Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan ſchlich längſt ihr nach! Der Frevler hat ſie ſchon!
„Ach, Aeidalia! blick her von deinem Thron!
„Soll ſie nach langen Ewigkeiten,
„Nur itzt nicht länger uns begleiten?
„Zwo Grazien ſind aller Welt zum Hohn;
„Und ach! die dritte hat er ſchon! —
„So klagten ſie. Umſonſt! Aglaja war entflohn.
„Nun ſchlichen ſie an den Büſchen herum, und ſchlugen leiſe an die
„Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtſam zurück.
„Denn ſtellten ſie ſich gleich, den Räuber auszuſpähn,
„So zitterten ſie doch für Furcht, ihn nur zu ſehn.
„Endlich kamen ſie an ein Roſengebüſche, das meine Chloe verſteckte —
„und mich. Chloe ſaß vor mir, ich hinter Chloen.
„Itzt bog ich ſchlau an ihrem Hals mich langſam über,
„Und ſtahl ihr ſchnell ein Mäulchen ab;
„Itzt bog ſie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
„Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg ſich ab,
„Denn jedes nahm und jedes gab.
„In dieſem Spiele überraſchten uns die Grazien, und ſie lachten laut,
„da ſie uns küſſen ſahen, und hüpften fröhlich zu uns herbey. Da iſt
„Aglaja! — riefen ſie. Die Schalkhafte! — Du küſſeſt, da wir unruhig
„herumirren, und dich nicht finden können? — Und itzt liefen ſie mit
„meiner Chloe davon.
„Was? rief ich, loſe Räuberinnen!
„Wie ſollte ſie Aglaja ſeyn?
„Ihr irrt euch ſehr, ihr Huldgöttinnen!
„Für Grazien iſt das nicht fein!
„Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, ſie iſt mein!
„Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon.
„Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche
„hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd alſo zu mir ſprach:
„Warum willſt du zu Chloen eilen?
„Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.

„Küß itzt einmal ſtatt Chloen mich;
„Wünſch nicht dein Mädchen zu ereilen:
„Ich, eine Göttin, liebe dich.
„Schüchtern ſah ich die Huldgöttin an.
„Auf ihren Wangen ſprach Entzücken,
„Und Jugend und Gefühl aus den verſchämten Blicken.
„Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreiſter Hand ergriff ich die Huld=
„göttin, führte ſie zu ihren Schweſtern, und ſprach: Hier iſt Aglaja, ihr
„Grazien —
„O Chloe, meine Luſt, mein Glück!
„Gebt meine Chloe mir zurück!
„Iſt dieß Aglajens Mund und Blick?
„Da! nehmt die Huldgöttin zurück!

Nun, was ſagen Sie hierzu? O, Sie ſind entzückt. — Welche allerliebſte, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter ſein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner ſeyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine Ἐρωτοπαίγνια geſchrieben; was Sie geleſen, iſt nicht aus dem Griechiſchen überſetzt; die Grazien ſind ein urſprüngliches Werk eines Deutſchen. Streichen Sie die Manethuſer Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und ſetzen Cremoneſer Saiten dafür; denn ſo ſagt der Dichter, und ich mußte dieſe geringe Spur des Modernen vor ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum ſollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen gerade zu geſchrieben hätte: In Leipzig ſind vor kurzen vier kleine Bogen heraus gekommen, unter der Aufſchrift, Tändeleyen. — — Tändeleyen? würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutſchen doch das ſo gern, wozu wir am wenigſten aufgelegt ſind? — Vergebens hätte ich hinzu geſetzt: aber es ſind artige Tändeleyen; ſie werden den Verfaſſer auf einen ganz eigenen Pfade finden; ſie ſind eines Greſſet würdig! Sie hätten mir aufs höchſte geglaubt, und — es dabey bewenden laſſen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabey bewenden zu laſſen. Denn ich muß Ihnen nur ſagen, daß alles, was die vier Bogen

enthalten, in dem nehmlichen Geſchmacke und faſt von gleichem Werthe iſt. Sie werden ſie ganz leſen; laſſen Sie doch ſehen, ob unſere Urtheile zuſammen treffen. — Nach den obigen Grazien, hat Amors Triumph, und der Geſchmack eines Kuſſes meinen vorzüglichen Beyfall. Nächſt dieſen haben mich die Kriegsliſt des Amors, an den Maler, die Ode, und Bacchus und Amor am meiſten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz iſt zu bürgerlich. In dem Stücke an Chloen iſt mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu ſeiner untreuen Nymphe ſagt:

Geh hin, und ſey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!

ſo ſtraft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem verliebten Wunſche iſt mir die Vermiſchung der alten Mythologie und des Geiſterſyſtems nach dem Gabalis anſtößig. Dieſe und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfaſſers Stelle geweſen wäre, zurückbehalten, und die einzeln Schönheiten derſelben zu beſſern Ganzen verſparet. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten Kennzeichen der Untreue heilig aufbewahret haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn ſo wie dieſes Stück itzt iſt, kommt es mir nicht anders vor, als eine antique verſtümmelte Bildſäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
„Um in frohem Wechſelſtreit
„Sich den Preiß der Schnelligkeit
„Vor den Thierchen zu erringen:
„Doch er fällt aus Müdigkeit
„Schnell in einen Bach und ſchreyt.

„Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn ſanft aus dem Waſſer heraus, „und trocknete ſeine naſſen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Buſen. „Nun dankte mir Amor freundlich, und ſprach: Lieber Jüngling, du haſt „den Amor gerettet: womit ſoll ich deine Großmuth vergelten? — Er„halte mir meine Chloe getreu; antwortete ich. — O Jüngling, rief er, „was bitteſt du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe in den „Herzen der Mädchen einzuſchränken? — Da ſchlug ich die Augen nieder, „und ſeufzte. Aber der reitzende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: „Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigſtens zum Theil „erfüllen. —

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiquer Rumpf; aber nun — welch ein gothischer Kopf ist darauf geflickt!

— „Sobald Chloe einen andern als dich küßt, soll schnell ein Bärt„chen aus ihrer Lippe hervor keimen, zum Merkmal, daß sie dir untreu „ist. — So sagte Amor. —

„Nun, Chloe, wirst du dich wohl scheun. —

„Ich würde den Verrath auf deiner Lippe sehen. —

„Manch holdes Mädchen schon seh ich mit Bärten gehen:

„Sie müssen wohl nicht treu gewesen seyn.

Ach nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen; sie mögen uns treu seyn oder nicht!

Lll.

XVI. Den 19. April. 1759.

Drey- und dreyßigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der Tändeleyen, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darinn haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung; es ist an und vor sich selbst schlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr ist fast nirgends als in der Ueberschrift zu finden. Aendern Sie das einzige schwarze Mädchen und die Cederwälder, so kann es ein Kalmucke eben so wohl singen, als ein Mohr.

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht so gleich, daß sein Mohrenliedchen, eine Nachahmung des vortreflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfassers des Frühlings, seyn soll? In diesem scheinet überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.

— —

So will ich bald an Grönlands weissen Küsten
Nach Zama schreyn.

— —

Die lange Nacht kömmt schon ꝛc.

Und wie ungekünſtelt, wie wahr iſt alles, was der Lappländer ſpricht; dahingegen der Mohr mit unter Non-Sense plaudert. Z. E.

Ich will an ihre Bruſt mich legen,
Das kleinſte Röcheln ſpähn, und horchen, wie ſie ſchlägt;
Dann ſoll mein Herz mit ſeinen ſtärckeren Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der ſich in ihrem Buſen regt.

Die ſtärkern Schläge ſeines Herzens ſollen den Aufruhr bändigen, der ſich in dem Buſen ſeines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit dieſem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich Lappländiſches Lied, welches der Herr von Kleiſt bey dem ſeinigen vor Augen gehabt zu haben ſcheinet. Sie können es bey dem Scheffer in dem fünf und zwanzigſten Hauptſtücke ſeiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bey der Hand habe! Sie ſollten mit Vergnügen ſehen, daß die Nachahmungen eines ſolchen Meiſters, Verbeſſerungen ſind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsſtriche Dichter gebohren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht geſitteter Völker ſind. Es iſt nicht lange, als ich in Ruhigs Littauiſchem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über dieſe Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauiſche Dainos oder Liederchen, nehmlich, wie ſie die gemeinen Mädchen daſelbſt ſingen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Litthauiſchen Wörterbuche nichts zu ſuchen: ich will Ihnen die zwey artigſten alſo nach Ruhigs Ueberſetzung, daraus abſchreiben:

Erſte Daina.

Abſchied einer heyrathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgeſagt meinem Mütterlein, ſchon vor der Helfte des „Sommerleins:

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und „Weberin.

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weisse Flächslein; gnug gewürket feine „Leinwandlein.

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weissen Tischlein; ich habe gnug ge„feget die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch „horchen meinem Stiefmütterlein.

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirst nicht lange „grünen auf meinem Haupteleiu.

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr „funkeln im Sonnenschein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst nicht mehr her„umflattern vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, son„dern gehaubet.

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen vom Winde geblasen.

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch schimmern „bey der heissen Sonnen.

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr werdet an der „Wand hangen und mir Thränen machen.

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im Kasten liegen „und rosten!

Zweyte Doina.

Eine Tochter hat ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter „den Glasfensterlein saß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du herumgegangen?
„Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Wasserlein, und da hat
„mein Kränzelein das Nebelein befallen.

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein, das sind keine wahren Wörtelein!
„Gewiß, du hast dein Knechtlein über Feld begleitet.

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörtelein: Ich hab
„mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.

Die häufigen Diminutiva, und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldiget sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bey mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt. Lll.

XVII. Den 26. April 1759.

Sechs und dreyßigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern, wieder unter uns auflehen sehen. Zwey hiesige Gelehrte, arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht seyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte, und Landsmann des grossen Opitz, ist, wie es scheinet, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum, daß unsere neuen Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen nach anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortrefliche Beyspiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bey ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine, und noch

dazu gleich auf die kleinſte Dichtungsart eingeſchränkt hat! Denn er iſt wenig mehr als Epigrammatiſt. Doch in Anſehung der Menge von Sinngedichten, der erſte unter allen; und einer von den erſten, in Anſehung der Güte derſelben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur drey tauſend drucken laſſen, und mehr als ein halbes Tauſend zugegeben. Nun ſetzen Sie — und für dieſe Berechnung kann ich allenfalls ſtehen, — daß ein Neuntheil davon vortreflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich iſt; und ſagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigſtens der Unerſchöpfliche genennt zu werden verdienet?

Aber wie vortreflich, werden Sie fragen, ſind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wiſſen, wenn ich allenfalls nicht die beſten Exempel wählen ſollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreyßigjährigen Krieges. Was Wunder alſo, wenn ein groſſer Theil ſeiner Sinngedichte den Krieg, und die ſchrecklichen Folgen deſſelben zum Inhalte hat? Hier ſchrieb der Dichter aus der Fülle ſeines Herzens, und es gelang ihm immer vortreflich. Sehen Sie nur!

Der verfochtene Krieg. [ſ. Band V, S. 150.]
Des Krieges Rückſucht. [S. 136.]
Krieg und Hunger. [S. 130.]
Eine Heldenthat. [S. 128.]
Vereinigung zwiſchen Jupiter und Mars. [S. 155.]

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unſoldatiſchen Dichter, wenn er etwa die ſchlimme Seite des Krieges, und der Krieger allzuſehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen ſind ja ſo witzig! — Aber ſo witzig Logau iſt, ſo zärtlich, ſo fein, ſo naiv, ſo galant kann er auch ſeyn!

Frage. [ſ. Band V, S. 214.]
Ueber das Liebr einer fürſtlichen Perſon. [S. 125.]
Grabſchrift eines lieben Ehegenoſſen. [S. 126.]
Ein junges Mädchen, und ein alter Greis. [S. 203.]

Und was kann anakreontiſcher ſeyn, als folgende allerliebſte Tändeleyen?

Von einer Biene. [ſ. Band V, S. 208.]
Von einer Liebe. [S. 215.]

Noch sind ein grosser Theil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts, als moralische Sprüche; aber mit einer meisterhaften Kürze, und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

Der Tugend Lohn. [s. Band V, S. 146.]

Reichthum. [S. 219.]

Ein unruhiges Gemüth. [S. 234.]

Verleumdung. [S. 256.]

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieses Dichters mehr sagen, so bald sie wird zu haben seyn. L.

XIX. Den 10. May. 1759.

Neun und dreyßigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Meßias, Youngs jüngster Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beygefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles, seiner Vortreflichkeit wegen, aus der Ursprache in deutschen hexametrischen Versen übersetzt.[1]

Priors Salomon ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum erstenmale in unserer Sprache erscheinet: die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind Schweitzerische Hexameter nicht auch Prosa?

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der grossen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bey seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrift ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unser Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmet; und ihn hätte ich wohl das Nußbraune Mädchen mögen nacherzehlen hören.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen

[1] Bey J. J. Schorndorf, in groß Octav.

über der Menſchen Thun und Laſſen, und die vortreflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern antrift, welche gemeiniglich dem Salomon zu geſchrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stof zu einer weit beſſern Gattung von Gedichten darinn zu finden, als jemals die griechiſche, lateiniſche, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm ſich daher vor, aus dieſem unerſchöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu ſammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweiſen dienen, den ſich der Prediger gleich Anfangs zum Grunde legt: Es iſt alles ganz eitel!

Und hieraus entſtand ſein Salomon; ein Gedicht, in welchem der Held deſſelben beſtändig das Wort führet. Die Materie ſonderte ſich von ſelbſt in drey Theile ab, woraus der Dichter ſo viel Bücher machte. In dem erſten wird die Eitelkeit unſerer Erkenntniß; in dem zweyten die Eitelkeit der Wollüſte, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Gröſſe gezeiget.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieſes Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden geleſen haben, aber auch wohl ſchwerlich mehr als einmal. Prior iſt hier nicht in ſeiner Sphäre. Sein Salomon iſt nicht der ſpruchreiche Zweifler mehr, der uns ſo viel zu denken giebt; er iſt zu einem geſchwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles ſagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringſten die orientaliſche Denkungsart anzunehmen gewußt; ſein weiſer Hebräer ſpricht wie ein ſophiſtiſcher Grieche. —

Doch Sie werden nicht ſowohl mein Urtheil über das Original, als über die Ueberſetzung zu wiſſen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Ueberſetzungen, die uns aus der Schweitz kommen, das Lob laſſen, daß ſie treuer und richtiger ſind als andere. Sie ſind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bey dem allen ſind ſie unangenehm zu leſen, weil ſelten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die ſie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieſes Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe ſehen, es iſt der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menſchen, in geziemender Andacht,
Hört was der Prediger ſpricht, und glaubet eurem Freunde,
Den die ernſthafte Muſe mit den Gedanken begeiſtert,
Alles ſey eitel, was wir thun, und was wir gedenken:
Daß wir in dieſer Pilgrimſchaft von ſiebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felſen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehen,
Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an, ſonſt von nichts wiſſen,
Als von Thorheit, Leidenſchaft, Arbeit, Unruh, und Sorgen;
Daß uns erſt bey dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich ſeyn wird, von welcher ich nunmehr tiefſinnig ſinge:
Wir gehen nach falſchen Freuden, und leiden wirkliche Uebel.

Ich will den ſehen, der dieſe Periode gehörig conſtruiren und interpunctiren kann. Wo kömmt z. E. in der vierten Zeile das daß her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden ſollte, hätte es in der dritten Zeile heiſſen müſſen, daß alles eitel ſey; und alsdenn würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter ſelbſt anbelangt, ſo können leicht keine nachläßigern in der Welt ſeyn. Es iſt, als ob ſich der Verfaſſer das ausdrückliche Geſetz gemacht hätte, den männlichen Abſchnitt nicht ein einziges mal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Scanſion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ohngefehr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin, im zweyten Buche, zum Exempel anführen. Ich wehle dieſe Stelle, um Sie zugleich an eine von den mahleriſchſten Phantaſien wieder zu erinnern, die ich jemals bey einem Dichter geleſen habe. Die ſchöne Sklavin weigert ſich die Liebe des Salomo anzunehmen, und ſagt unter andern:

Dieſe Künſte ſelbſt werden dir hier nicht gelingen;
Ich bin ſeit langem eines andern Liebe beſtimmet.
Jenſeits den grauſamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande ſchwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich iſt, Treue zu; und er ſchwur mir ein gleiches:
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geſchworen.
Unſere beyderſeitigen Worte fuhren gen Himmel;

Die geſchäftigen Engel legten ſie in die Wagſchalen,
Fanden ſie gültig, ſchlugen freudig die Flügel, und ſchrieben
Was wir feyerlich geſprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweyte Vers hat den gefälligen Abſchnitt, den Virgil unter neun Verſen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | ſeit lan | gem

Und dergleichen grobe Verſtoſſungen wider die Quantität ſind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wäßrig, matt, weitſchweifig überhaupt die Sprache dieſes Hexametriſten iſt. Ich will die vortrefliche proſaiſche Ueberſetzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas[1] gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bey der erſten der beſten Seite ſtehen, ſo wie das Buch auffallen will. — Es iſt die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausſpruch des Delphiſchen Phöbus der Verſammlung eröfnet hatte, daß die Perſer ſiegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abſtamme, Lacedämon durch ſeinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieſes Erſtaunen auf jedem Geſichte, ihr Männer von „Sparta? Zeuget der Name des Todes dieſe Furcht und Verwunderung? „O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch die ſteilen Wege, welche „zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre „von menſchlichen Füſſen nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes „unſere Reiſe unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er ſeine finſter„ſten Runzeln und Schrecken an, um die Feſtigkeit einer Seele zu er„ſchüttern, welche weiß, daß ein Leben dem die Tugend mangelt, Müh„ſeligkeit und Elend iſt; daß ſelbſt die Tugend trauert, wenn ihr die „Freyheit mangelt, und nach der Glückſeligkeit vergebens herumſieht. „Sprich alſo, o Sparta, und fordere mein Leben; mein Herz jauchzt „deinem Rufe entgegen, und lächelt das rühmliche Schickſal an. Mit „Ruhm zu leben erlauben die Götter vielen; aber mit gleichem Glanze „zu ſterben, das iſt ein Glück, welches der Himmel von allen den beſten „Gütern des Geſchicks ausließt, und mit ſparender Hand nur wenigen „ſchenket.

Das war Proſa, und nun hören Sie Poeſie!

Warum ſitzt denn nun das Schrecken auf jedem Geſichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes,

[1] Im 1ſten Stücke der Sammlung vermiſchter Schriften.

Solche Frucht und Wunder erwecken? O theuerſte Freunde;
Warum bringt ihr euch mühſam durch die beſchwerlichen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umſonſt wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menſchliche Füſſe
Allzu ſehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang verſagte. Nein, er bedient ſich vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, ſeiner ſchwärzeſten Schrecken,
Um ein Herz in Kleinmuth zu ſetzen, dem es bekannt iſt
Daß die Tugend weine, wenn die Freyheit dahin iſt,
Als um eine Sache, die ſie einzig beglücket.
Rede denn frey, o Sparta! ſprich, und fordre mein Leben.
Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderſt,
Und wünſcht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu ſterben
Iſt ein edlerer Seegen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schickſal beſitzet; hat ihn der Himmel gewählet;
Er iſt ſparſam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

Man ſollte darauf ſchwören, der Schweizer habe die Ebertſche Ueberſetzung vor ſich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beyſpiel von dem Gegentheile deſſen, was ich oben von den ſchweitzeriſchen Ueberſetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches ſpricht die Proſa, und welches die Poeſie? Warum ſitzt denn nun das Schrecken, oder Woher dieſes Erſtaunen? Sich durch beſchwerliche Pfade mühſam bringen, oder ſich durcharbeiten? —

Nein, wahrlich, nein, ſolche Hexameter meinet der Vorredner zu der Ueberſetzung des verlorenen Paradieſes nicht, wenn er ſagt, daß man jenes groſſe Gedicht noch erſt in der vollen Pracht des deutſchen Hexameters überſetzen müſſe, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in ſeiner urſprünglichen Sprache hat, ſo viel als möglich zu nähren. Denn von allen den Freyheiten, die man ſich, wie er glaubt, in dieſer Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anſtändigern Verſetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländiſchen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen dieſen Freyheiten, ſage ich, hat unſer Ueberſetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er dieſe

nehmliche Stelle des gedachten Vorredners gleichsam zu seiner Vertheidigung an.

Wozu hat er sich nun also die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in Verse zu übersetzen, die weit schlechter, als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf diese Frage niemals bey dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter ausserordentlich verliebt haben, denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling
Seems a creature unable of recreation and pleasure,
Through himself berest of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness etc.

Sollte ein gebohrner Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten, mag es noch hingehen; denn eine todte versteht niemand vollkommen mehr: aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus, (denn so heißt unser hexametrischer Uebersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zueignung siehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sey, welcher englische Hexameter gemacht hat: Er ist nur der erste, welcher sie, so wie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Trotze gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem Arcadien, Hexameter und Pentameter, und sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Sylbenmaße im Englischen einzuführen.[1] Unter den prosodischen

[1] An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry;

Regeln, die er dabey beobachtet hat, ist unter anderen auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang auf welche zwey oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo sie auch im Lateinischen kurz seyn können, wo der zweyte Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwey verschiedene Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt stehet ꝛc.

So viel ich, als ein Deutscher, von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortreflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darinn wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandiren liesse, und ich glaube, wir könnten stolz darauf seyn, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darinn übersetzt ist, noch gut im Gedächtnisse habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy.
Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumaean arrived:
A new and wondrous series of Things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.
Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus.
The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal
This Iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucina favour! etc. E.

XX. Den 17. May. 1759.

Vierzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederhohlten Versuche, die alten griechischen Sylbenmaasse in die brittische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnsylbigen reimlosen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen wir hoffen, setzten Sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen, von beßrer Wirkung seyn werden?

Es ist schwer eine Neuerung durch sie selbst beliebt zu machen, und das Publicum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als

attempted in the following Pieces, viz. a Translation of Virgils first Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral etc. London 1737. 8vo.

überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem verlornen Paradiese gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden seyn, wenn der Dichter auch nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart so lange vertreten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt, und in dem, was es anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen, und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die ausser diesem neuen Metro selbst, nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umsonst würden also auch bey uns, bald ein Omeis, bald ein Gottsched, die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beyspiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch, den Ausschlag gegeben hätten. Der Verfasser des Meßias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beyfall ich allein die Hofnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des Nimrods wäre jenen beyden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen, (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet) würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuthen Sie bey dem allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilliget? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein Cissides und Paches, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern seyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk[1] bekannt zu machen. Ihre Neugierde ist mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein

[1] Cissides und Paches, in drey Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings, Berlin bey Voß 1759.

anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele grosse und schreckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Mahler etwas leichtes seyn, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemählden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit eben so vieler Kunst, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat.

Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden, mit weggewandten Blick.

Und zu welchen vortreflichen Schilderungen könnte im zweyten Gesange, die Löschung des Durstes, und der Tod des Cissides, so wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemählde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehrere. Als:

Wenn vom Orcan gepeitscht, des Meeres Fluth,
Die mit den sinkenden Gewölken sich,
Hoch in der finstern Luft, zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben, fällt,
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult,
Und alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geschrey der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw
Und Tieger, und manch wütend Thier ins Netz
Der schreynden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war stolz wie er;
Es schien die Erde zu verachten, kaum

Berührt es ſie mit leichten Füſſen, ſchnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum ſchreibe ich noch ab, was Sie vielleicht ſchon auswendig wiſſen? Kommen Sie; ich will Ihnen eine gröſſere Freude machen! Ich beſitze, aus der gütigen Mittheilung eines Freundes, zwey noch ungedruckte Stücke dieſes Dichters, und dieſe will ich meinem Briefe beylegen. Das eine iſt gleichſam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24ſten Seite ſeiner neuen Gedichte; und das andere iſt eine Hymne. — Hier würde ihre Begierde nach der Beylage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht ſelbſt geendigt hätte. E.

Geburtslied.

Weh dir, daß du geböhren biſt!
Das groſſe Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Quaal.
Nicht Wiſſenſchaft, nicht Tugend iſt
Ein Bollwerk für der Bosheit Wuth,
Die dich beſtürmen wird. Verdienſt
Beleidiget die Majeſtät
Der Dummheit, und wird dir gewiß,
(Im Fall du dirs einmal erwirbſt)
Ein Kerkerwerth Verbrechen ſeyn.
Der Schatten eines Fehlers wird,
Bey hundert deiner Tugenden,
Der Läſtrung greulichſtes Geſchrey
Oft hinter dir erwecken. Wann,
Voll edeln Zorns, du kühn die Stirn
Zum Läſtrer kehrſt, iſt alles Ruh,
Ein Zeigefinger, der ſchon ſinkt,
Ein Nickkopf weiſ't dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unſinns Stimme wiederum. —
Wenn du nicht wie ein Sturmwind ſprichſt,
Nicht ſäuſſt, wie da die Erde ſäuft,
Wo ſich das Meer in Strudeln dreht;

Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zu rütteln ſcheint, indem du zürnſt:
So mangelts dir an Heldenmuth.
Und tanzeſt du den Phrynen nicht,
Von weiten, einen Reverenz:
So mangelts dir an groſſer Welt.
Wenn du nicht ſpielſt, und viel gewinnſt,
Bis der, mit dem du ſpielſt, erwacht;
Wenn Wolluſt unter Roſen nicht
Dich in die geilen Arme ſchlingt:
So fehlt dir Witz! ſo fehlt dir Witz! —
Nichts, nichts als Thorheit wirſt du ſehn
Und Unglück. Ganze Länder fliehn,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Peſt,
Des Kriegs Geſellen. Und die See
Ergießt ſich wild; Verderben ſchwimmt
Auf ihren Wogen, und der Tod.
Ein unterirrdſcher Donner brüllt,
Die Erd eröfnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld und Walde wohnt. —
Und faſt kein tugendhafter Mann
Iſt ohne Milzſucht, lahmen Fuß,
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt! —
Dieß alles wirſt du ſehn und mehr.
Allein du wirſt auch die Natur
Voll ſanfter Schönheit ſehn. Das Meer,
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte dich erfreun,
Und rauſchen dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird dich beſchatten. Oft wirſt du,

In blühenden Hecken eines Thals
Voll Ruh einhergehn, athmen Luft,
Und ſehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüth, in bunter Pracht,
Und den Faſan im Klee, der dir
Denſelben Hals bald roth, bald braun,
Bald grün, im Glanz der Sonne, zeigt.
Auch Wieſen werden dich erfreun,
Mit Regenbögen ausgeſchmückt,
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen, und manch bunter Kranz,
Aus deſſen Mitte Phöbus Bild,
Voll Strahlen, blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr ſchwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren iſt,
Singt aus den Wolken Freud herab,
Dir in die Bruſt. Auch Tugend iſt
Noch nicht verſchwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der ſie belohnt,
Und ſie iſt ſelbſt ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit,
Und Menſchenlieb und Edelmuth
Wirkt Freud, und Freude nur iſt Glück.
Fühl Tugenden, ſo fühlſt du Glück!
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein * * mich)
Beſeeligen, und ſeyn dein Troſt,
Wenn Falſchheit dein Verderben ſucht.
Laß Neid und niedre Raben ſchreyn.
Und trinke du der Sonne Gluth,
Gleich einem Adler. Hülle dich
In deine Tugend, wenn es ſtürmt. —
Doch öftrer lacht der Himmel dir;
Das Leben iſt mehr Luſt als Schmerz.
Wohl dir, daß du gebohren biſt!

Hymne.

Groß iſt der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind ſeine Wohnungen,
Sein Wagen, *Sturm und donnernde Gewölk*,
Und Blitze ſein Geſpann.
Die Morgenröth' *iſt nur ein Wiederſchein*
Vom Saume ſeines Kleids,
Und gegen ſeinen Glanz, iſt Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.
Er ſieht mit gnädgem Blick zur Erd herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er ſchilt; es fähret Feur von Felſen auf,
Und Meer und Himmel klagt.
Lob den gewaltigen, den gnädgen Herrn,
Ihr Lichter ſeiner Burg,
Ihr Sonnenheere! flammt zu ſeinem Ruhm!
Ihr Erden ſingt ſein Lob!
Erhebet ihn ihr Meere! Brauſt ſein Lob!
Ihr Flüſſe rauſchet es!
Es neige ſich der Cedern hohes Haupt,
Und jeder Wald für ihn!
Ihr Löwen brüllt zu ſeiner Ehr im Hayn!
Singt ihm, ihr Vögel! ſingt!
Seyd ſein Altär ihr Felſen, die er traf,
Eur Dampf ſey Weyrauch ihm!
Der Wiederhall lob ihn! Und die Natur
Sing ihm ein froh Concert!
Und du, der Erden Herr, o Menſch! zerfließ
In Harmonien ganz!
Dich hat er, mehr als alles ſonſt, beglückt.
Er gab dir einen Geiſt,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.
Erheb ihn hoch zu deiner Seeligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.

Die niedern Neigungen und Laſter fliehn,
Wenn du zu ihm dich ſchwingſt.
Die Sonne ſteige nie aus rother Fluth,
Und ſinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm vereinigſt mit
Der Stimme der Natur.
Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenſchein und Sturm!
Wenns ſchneyt, wenn Froſt aus Waſſer Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.
In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt
Trau ihm, und ſing ihm Lob!
Er ſorgt für dich, denn er erſchuf zum Glück
Das menſchliche Geſchlecht.
Und o wie liebreich ſorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms, giebt er
Vermögen mir die Wahrheit einzuſehn,
Und Freund' und Saytenſpiel.
Erhalte mir, o Herr! was du verleihſt;
Mehr brauch ich nicht zum Glück.
Durch heilgen Schaur will ich, ohnmächtig ſonſt,
Dich preiſen ewiglich!
In finſtern Wäldern will ich mich allein,
Mit dir beſchäftigen,
Und ſeufzen laut, und nach dem Himmel ſehn,
Der durch die Zweige blickt.
Und irren ans Geſtad des Meers, und dich
In jeder Woge ſehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich.
Ich will entzückt auf Felſen klimmen, durch
Zerrißne Wolken ſehn,
Und ſuchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heilge Träume wiegt.

XXI. Den 24. May. 1759.

Ein und vierzigſter Brief.

Der Verfaſſer der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre iſt Herr Duſch; eine der fruchtbarſten Federn unſrer Zeit. Und eben weil es Herr Duſch iſt, haben die Verfaſſer der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften von dem zweyten und dritten Theile derſelben nichts zu ſagen, für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider dieſen Scribenten, bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu leſen. Eine jede Critik weis er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer ſtreitet gern?

Aber nun ſoll ich wenigſtens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie ſetzen mich in Verlegenheit. — Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich habe die Schilderungen nicht geleſen; hier und da darinn zu blättern, das iſt alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen ſind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung leſen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen wo man will; man findet an einem Orte ſo viel Zuſammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade ſo viel Zuſammenhang, als — im Calender.

Nun wohl; alſo kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bey dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden ſeyn wollen —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfaſſer der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben. Herr Duſch will die Natur ſchildern; ſeine Schilderungen ſollen eine Art von Verbindung unter ſich haben; die Verbindung nach den Jahrszeiten iſt ſchon gebraucht; Herr Duſch iſt ein groſſer Liebhaber des Neuen, des Selbſterfundenen; er wählt alſo die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, dieſe Eintheilung in Monate? Iſt ein Monat von dem andern eben ſo unterſchieden, als eine Jahrszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur dieſem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieſelben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen

zureichenden Grund hat der Scribent, ſie uns lieber in dieſem, als in einem andern zu zeigen?

Ich table hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenſer getadelt hat. Auch Spenſer hatte einem jeden Monate eine beſondere Ekloge gewidmet; und was ſagt Pope dazu? „Dieſe ängſtliche „Eintheilung ſeiner Schäfergedichte in Monate, hat ihn gezwungen, die „nehmliche Beſchreibung entweder in drey Monaten nach einander, mit „veränderten Worten, zu wiederhohlen, oder, wenn ſie das erſte mal „ſchon erſchöpft war, gänzlich wegzulaſſen; woher es denn kömmt, daß „einige von ſeinen Eklogen, (als zum Exempel die ſechſte, achte und „zehnte,) ſich durch nichts als ihre Titel unterſcheiden. Und wie kann „es anders ſeyn, da das Jahr von der Mannigfaltigkeit nicht iſt, daß „es, ſo wie eine jede Jahrszeit, alſo auch einen jeden Monat, mit einer „ihm eigenen Beſchreibung verſorgen könnte? [1] — Wenn Herr Duſch, wie man ſagt, auch der Ueberſetzer von Popens ſämmtlichen Werken iſt, ſo muß es uns ſo viel mehr befremden, daß er ſich dieſer Anmerkung ſeines Helden nicht erinnern wollen.[2] Wenn er es gethan

[1] Yet the scrupulous division of his Pastorals into Months, has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together; or when it was exhausted before, entirely to omit it: whence it comes to pass that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

[2] Der Herausgeber dieſer Briefe nimmt hier Gelegenheit eine kleine Nachricht einzuſchalten. Herr Duſch hat ſich zum zweyten, dritten und viertenmale gegen unſere Critik ſeiner Ueberſetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweytenmale in dem Altonaer Reichspoſtreuter; zum drittenmale in gewiſſen neuen Briefen an Freunde und Freundinnen, und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweyten Bande ſeiner Ueberſetzung ſelbſt. Beſonders haben wir uns über ſeinen Brief in dem Reichspoſtreuter nicht genug verwundern können. Nachdem er darinn einige kleine Nachläßigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden werth geſchätzt haben, ſelbſt angezeigt, ſagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl meinen Prahler auffordern, mir in den beyden „Stücken, der Vorrede nehmlich und der Abhandlung von der Schäferpoeſie, ſeinen Vorrath „(von Fellern) aufzuweiſen. — Wir haben uns zwar nie eines Vorrathes von Fehlern eben in dieſen beyden Stücken gerühmt. Aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß ſeine Aufforderungen angenommen werden. Es ſoll ſich ehſtens zeigen ob Fll. oder Herr Duſch der Prahler iſt. In dieſen Briefen zwar ſoll es nicht geſchehen, weil wir den Platz zu etwas beſſern brauchen können. Dem Leſer unter deſſen doch einen kleinen Vorſchmack zu geben, können wir nicht unangemerkt laſſen, daß ſelbſt in dieſer kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoeſie des Pope angeführet worden, Herr Duſch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeſchickt überſetzt er The scrupulous division durch die gar zu richtige Eintheilung. Und to repeat the same description for three months together durch für drey Monate zuſammen zu wiederhohlen. Wie links! Wie ſinnlos! Hat Herr Duſch in ſeinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together eben ſo wohl nach einander als zuſammen heiſſen kann? (Einſchaltung des Herausgebers D.)

hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen, bis zum Eckel, mutatis mutandis heissen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht!

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben; er, der andere mit der allerunglaublichsten Freyheit ausschreibet? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anders, als einen beständigen Cento, aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt; wo er sie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der listiger anzuziehen weis. Er bekennt mit der scheinbarsten Offenherzigkeit, nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die aller plumpsten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lecture zu wiederholen, als etwas neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bey solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweyten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bey seiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabey gedachte, wieder vergessen. So viel weis ich nur noch: Ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen, und sahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Dusch einen Fehler des Gedächtnisses, den er in den ersten drey Monaten begangen hatte, verbesserte; er hatte nehmlich an einem Orte Leda gesetzt, wo Semele stehen sollte. Indem ich noch seine Strenge gegen sich selbst, und seine grosse Liebe zur Genauigkeit bewunderte, schlug ich einige Blätter um, und ein weit gröberer Fehler sprang mir auf einmal ins Auge. Lesen Sie doch! „Bewundert sie, die Natur, „(sagt Herr Dusch auf der 280ten Seite) in den Geschlechtern der „Thiere, von dem Hunde bis zum Elephanten; in den gefiederten Schaa„ren von der Vogelfliege bis zum wüthenden Strauß; in den Insecten, „die zu betrachten ein Merian, die neue Welt besuchet ꝛc. — Ein Merian? Es gehört eine Note dazu; und die wird uns nähere Nachricht geben. „Merian, heißt die gelehrte Note, ein bekannter Mahler, „reisete, bloß aus der Begierde, die Schönheiten der Insecten zu betrach„ten, nach Surinam. — Schade, daß ich den bekannten Mahler nicht

kenne! Eine Maria Sibylla Merianin kenne ich wohl, die in einer ernſthaftern Abſicht, als die bloſſe Schönheit der Inſecten zu betrachten, nach Surinam reiſete. — Kurz; hier ſteht Cadmus, wo Semele ſtehen ſollte.

Ich komme alſo zum dritten Theile. Und dieſer dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Duſch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, gegen ſeinen erſten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und ſich entſchloſſen, ihnen genug zu thun. — Wie ſchwer muß ihm dieſe Verleugnung ſeiner ſelbſt geworden ſeyn! Er dauert mich! — Es iſt wahr, ſeine Schreibart iſt nun nicht mehr ſo geſchmückt; ſeine Proſe ſtolpert nicht mehr ſo hexametriſch einher; und doch iſt ſein Buch darum um nichts beſſer geworden.

Noch immer iſt die Tautologie ſeine liebſte Figur. Ein pathetiſcher Nichts wird man ſelten auf den Kanzeln hören, als man bey ihm faſt auf allen Seiten findet. Z. E. „Wie widerſprechend iſt die Thor„heit, welche ſich einmal vorgeſetzt hat, einen Irrthum zu be„haupten. In was für Widerſprüche verſinkt ſie nicht!“[1] Wie ſchwatzhaft iſt ein Duſch, welcher ſich einmal vorgeſetzt hat, viel zu ſchreiben. In was für Geſchwätze verſinkt er nicht! — Und ſo gut gerathen ihm ſeine Tautologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden ſehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders ſagen, als er hat ſagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apoſtrophe an ſeine Doris aus dem November: „Uns beyde, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unſere „Väter ſeit der Sündfluth ſchlafen. Wir werden nicht gegen dieſes all„gemeine Geſetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unſern Tod zu „ſehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunſch gewähren, ſo ſollte „kein Auge den Verluſt des andern beweinen! Eine Stunde ſollte unſer „Leben ſchlieſſen; zugleich ſollte in einem Seufzer unſer Athem entfliehen.“[2] Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber ſagen dem ohngeachtet die Worte: ſo ſollte kein Auge den Verluſt des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zu Folge wünſchet Herr Duſch, daß keines von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur alsdenn, wenn man das Unglück hat einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verluſt des andern. Und

[1] Seite 291. [2] Seite 241.

auch für dieſes Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber ſind freylich ein trauriger Anblick. Beſonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal ſagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellae!
Sic tu coecus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Duſch auch oft, wenn er Bilder und Umſtände ohne alle Wahl häuft. Z. E. „Der Landmann weis der „Kälte Arbeit entgegen zu ſetzen, und wider Willen des Winters Schweiß „aus ſeiner Stirne zu treiben. Unter ſeinen ſtarken Hieben ſinkt die tau„ſendjährige Eiche, unter der Gewalt ſeiner abgehärteten Hände zerreißt „der Pflug die ſtarre Erdſcholle, und unter ſeiner Sichel fallen die „Aehren der Felder.“[1] Vortreflich! Nun wiſſen wir doch, wenn der Landmann ſein Korn hauet. Im Winter, um ſich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Duſch gewiß nicht ſagen wollen, ſondern ſeine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider ſeinen Willen hingeſchrieben. Denn ſo viel mag er wohl von der Natur verſtehen, daß er ohngefehr weis, in welchen Monat die Erndte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weis, das mag er ſicherlich nur halb wiſſen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Duſch will im Anfange ſeines Octobers eine Beſchreibung von der herbſtlichen Nachtgleiche, (Aequinoctium autumnale) geben, und ſagt: „Itzo wieget die „Waage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne „theilet den Erdkreis in Licht und Finſterniß.[2] Die erſte Helfte dieſer Beſchreibung iſt ſchön, denn ſie iſt nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Duſch ſelbſt anführt.

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Allein was ſagen Sie zu der andern Helfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finſterniß? Der Scribent muß träumen. Geſchieht es denn nur bey der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finſterniß theilet? Ich denke es geſchiehet immer; die Sonne mag ſtehen wo ſie will. Denn immer iſt die eine Helfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht; und ſie theilet ſie alſo immer in Licht und Finſterniß. Das iſt unwiderſprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er

[1] Seite 66. [2] Seite 112.

zu dieſem albernen Zuſatze gekommen iſt. Der gleich darauf folgende Vers bey dem Virgil, den Herr Duſch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbris jam dividet orbem.[1]

Und dieſe Zeile hat er offenbar durch ſein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finſterniß, überſetzen wollen. Wenn er ſie aber doch erſt hätte verſtehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; ſondern ſo viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn dieſe zur Helfte in Licht und Finſterniß getheilet iſt; wenn die Sonne eben ſo lange über unſerm Horizonte verweilet als unter demſelben, alsdenn haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgils Beſchreibung iſt alſo ſehr richtig, da des Herrn Duſchs ſeine ſehr abgeſchmackt iſt. Es entſchuldiget ihn nicht, daß orbis ſehr oft ſo viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben ſo oft ein bloſſer Kreis, und er hätte wiſſen ſollen, welche Bedeutung ſich hier ſchickt. Hier nimmt es der Römer eben ſo, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er ſagt:[2]

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo, et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat.

Sie hatte die Helfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weis zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weis auch, daß die proſaiſche Paraphraſis dieſes Jeſuiten erbärmlich iſt, und daß man den Virgil aus ihr ſehr ſchlecht verſtehen lernt. — Und ſo hätte ich zweyerley auf einmal bewieſen; nehmlich daß Herr Duſch das Lateiniſche, das er nachahmen wollen, nicht verſtanden hat, und daß er höchſt verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Aſtronomie zu erklären weis.

Aber noch ein ander Beyſpiel, was für ſeltſame Vorſtellungen ſich Herr Duſch von Dingen aus dieſer Wiſſenſchaft, und von dem, was durch ihre Grundſätze und Beobachtungen herauszubringen iſt, machen muß! — An einem Orte ſeines Septembers ſagt er: „Uebung entwickelt „die verborgnen Kräfte der Seele, wie die Arbeit die Kräfte des Körpers. „Durch ſie geſtärkt mißt einer die Erde, verfolgt den Planeten auf ſeiner „Bahn, und mißt die Weite von einer Sonne zur andern ꝛc.“[3] — Wer heißt es nun dem Herrn Duſch, auf die Rechnung der Aſtronomen in

[1] Georg. lib. I. v. 209. [2] Georg. lib. IV. v. 425. [3] Seite 64.

einem so pathetischen Tone so greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß sie ihm diese Prahlerey danken werden? Nichts macht eine Wissenschaft bey dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat, und auf keine Weise leisten kann. Ich weiß zwar, daß Hugenius, und noch in unsern Zeiten Bradley, wahrscheinliche ohngefehre Berechnungen von dem Abstande der Fixsterne von unserer Erde, und folglich zugleich von der Sonne, gegeben haben. Aber heißt denn das, die Weite von einer Sonne zur andern, das ist, von einem Fixsterne zu dem andern messen? Kann es unterdessen Herr Dusch; ey, so sage er uns doch, wie weit ist es vom Alcor bis zum Kabelesit? Oder um ihm, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern; wie weit ist es von einer der Plejaden zu der andern? Denn bey nahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die scheinbare Weite eines Fixsterns von dem andern meint, und diese nicht besser zu messen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif des Cometen mißt; nach Spannen. Meint er aber nur die Messung dieser scheinbaren Weite, so möchte ich wissen, was für eine Stärke des Geistes dazu gehöre?

Die Fortsetzung künftig.

XXII. Den 31. May. 1759.

Fortsetzung des ein und vierzigsten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter andern auch gerathen, seine Gemählde öftrer mit Fictionen zu unterbrechen. Und sehen Sie; auch diesen Rath hat der gutherzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat grössere eingestreuet; und er versichert, es würde ihm angenehm seyn, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Octobers stehet. Prägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte. „Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer kaum „sichtbaren Ferne, mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben, war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt. — Hier also ist er; und wenn wird er

aus dieſem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden. Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits „durch eine Kette von Hügeln den Fußſteig, der ihn endlich an die ſchönſte „Ebene bringt. — Willkommen! Aber was machte der Träumer erſt in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er ſich nicht gleich in dieſer Ebene? Hätte er den ſauren Weg durch eine Kette von Hügeln nicht ſich und dem Leſer erſparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne „ein majeſtätiſches Gebäude, das in Erſtaunen „und Ehrfurcht ſetzte. Der Mond erhellte einige Seiten und Mauern „die ſich mir im hellen Lichte entgegen kehrten, andere verbargen ſich in „tiefen Finſterniſſen. Unermeßliche Schatten fielen auf die unumgrenzte „Fläche, und mahlten mit ſchwarzen Finſterniſſen die Geſtalt des Tempels „in erſtaunlicher Gröſſe auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge „der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und die Zinnen des Ge„bäudes ſchienen an die Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte „auf corinthiſchen Säulen. Alle Theile deſſelben waren in der vollkom„menſten Symmetrie zuſammen gefügt; und ihre Verbindung war ſo ge„nau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Theil „aufhörte, oder der andere anfing. Kein nöthiges Glied wurde hier ver„mißt, und keine Zierrath war überflüßig. Eine bewundernswürdige „Einfalt herrſchte in dem Ganzen, und die Majeſtät des kühnen und „regelmäßigen Gebäudes ſetzte in Erſtaunen. — Das nenn ich eine Beſchreibung! Ich führe ſie deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortreflicher Baumeiſter Herr Duſch iſt. Ein groſſes, unermeßliches „Gebäude, das durch ſeine Majeſtät in Erſtaunen und Ehrfurcht ſetzt, deſſen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzige überflüßige Zierrath hat, in deſſen Ganzen eine bewundernswürdige Einfalt herrſcht; nach welcher Ordnung würden Sie ſo ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und kennen Sie was! Herr Duſch führt es nach der corinthiſchen Ordnung auf. „Das ganze Gebäude ruhte auf corinthiſchen „Säulen. Es iſt um ein aufgeſchnaptes Kunſtwort eine ſchöne Sache! Und noch eine ſchönere, um die edle Treuſtigkeit, ein ſolches Kunſtwort auf gut Glück zu brauchen!

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer, und ſagt ihm, daß dieſes groſſe Gebäude der Tempel der Natur iſt. Er erbietet ſich ihm zum Führer, und nach verſchiedenen

vorläufigen Erinnerungen, treten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblickten. Alle in der Kleidung der alten Nationen; deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Collegium an: „Jener Schwarm in verschiedenen Trachten, deren Stirnen ein hohes Alter mit greisen Haaren „bestreuet hat, sind die Weltweisen barbarischer Völker. Du siehst, sie „gehen in kleinen Haufen zusammen, und unterreden sich zum Theil ganz „leise, zum Theil durch Räthsel. — Ihre Lehre war nicht würdig auf „die Nachwelt zu kommen. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für „die Nachwelt übergeblieben. — Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein Paar Citationen auszuhelfen. Er setzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nachrichten von diesen (den Weltweisen der barbarischen Völker) aus verschiedenen Schriften, als Bournets Archaeolog. Philos. in der Amsterdamer Ausgabe seiner Theorie der Erde; Reimmanns Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit, und andern zusammen suchen. Vortreflich! Man muß sie aus denen zusammen suchen, die sie zusammen gesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet Archaeologias philosophicas geschrieben? Ein Buxnet, weis ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein beßrer Hause, fährt der Genius fort, ist der, den du dort „in griechischer Kleidung siehst. Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem rauhen Tone eines frühzeitigen Adjuncts der philosophischen Facultät, so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Secten, und einzeln Weltweisen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Compendio einer Geschichte der Weltweisheit, finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertiget. Er spricht sein Lächerlich! und so gleich erblickt man, anstatt eines ehrwürdigen Philosophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht: „Eine dunkle „geheimnißvolle Lehre, die lächerlichste unter allen." [1] Oder vom Aristoteles: „eben so lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, Form und Privation zu seinen Grundquellen an." [2] (Oder an einem andern Orte von Epicur: „Ich

[1] Seite 179. [2] Seite 180.

„Gehe hier nur kurz die Gründe durch, die dieſes lächer„liche Lehrgebäude zu Boden werfen können.“[1] — O mein Herr Genius, dieſe ihre Beſchuldigung des Lächerlichen, iſt ſehr lächerlich! Sie ſind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiſte geſprochen! Und ſagen ſie mir, was wollen ſie dem guten Herrn Düſch weiß machen, wenn ſie unter andern ausrufen: „O Vernunft, „wie blind biſt du oftmals! Was die ältere Zeit ſchon längſt nicht mehr „glaubte, das ſucht die neue wieder hervor, und die offenbarſten Irr„thümer gewinnen noch einmal Beyfall: und ein Spinoza, Cartes „oder Gaſſendi kleiden den alten Irrthum des Chryſippus oder des „Epicurus in eine neuere beſſere Tracht. Was ſie mit dem Gaſſendus und Epicur wollen, das kann ich ungefehr errathen. Aber der alte Irrthum des Chryſippus? Was iſt das? Was hat Spinoza dem Chryſippus abgeborgt? Was Cartesius? Beyde eben daſſelbe; oder jeder etwas anders? Wenn ſie dem Herrn Düſch wieder im Traume erſcheinen, haben ſie doch die Gütigkeit, ſich näher zu erklären!

Sie ſehen, mein Herr, man kann ſich ſchwerlich einer Turlupinade enthalten, wenn man ſieht, daß Leute mit einer Gelehrſamkeit prahlen wollen, in der ſie offenbare Fremdlinge ſind. — Wie ich ſchon bemerkt habe, ſo hilft Herr Düſch ſeinem Genius manchmal in einer Note nach; aber ſeinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras ſagt er z. E. er lebte in der LXX Olympias. Sagt man aber von einem Manne ſo, der in dieſer Olympiade erſt gebohren worden: Wenigſtens lebt der Philoſoph, in den erſten vier Jahren ſeiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von dem neuern Weltweiſen zu reden kommt, nichts richtiger; ſo wie ihn Herr Düſch auch nichts genauer ergänzt. Der Genius ſagt z. E. von dem gelehrten Baco: „Er „war es, der die Geſellſchaften ſtiftete, die ſich mit vereintem Fleiſſe um „die Erkenntniß der Natur bemühten, und die Wiſſenſchaften zu Aufnehmen zu bringen ſuchten. Eine vortrefliche Stiftung, die ſeinem An„denken Ehre macht, und groß genug iſt, ſeinen Namen zu verewigen. „England hatte die Ehre, dieſen Weltweiſen gebohren zu haben, und in „ſeinem Schooß die erſte Geſellſchaft wahrer Philoſophen zu hegen ꝛc. — Wo hat denn der gelehrte Genius geleſen, daß Baco die engliſche

[1] Seite 274. [2] S. 188.

99694

Societät der Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet: so sagt er zweymal. Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. — Noch einen gröbern Fehler aber macht Herr Dusch, mit eben diesem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note sagt: [1] „Von diesem „Zeitpuncte der Geschichte der Philosophie sagt ein Dichter:

Cartes zerreißt die Fesseln, die mancher schon genagt,
Er zweifelt und sucht Gründe, er findet, und es tagt.
Der Weisheit Genius steigt aus des Moders Hügeln,
Und schüttelt mit Gewalt den Schulstaub von den Flügeln.
Ein Baco, Lock und Newton ersetzt, was noch gebricht,
Natur, Verstand und Sitten, und alles wurde Licht.

Wohl zu merken, daß der Dichter, der diese sechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Dusch selbst ist. Wenigstens billiget er sie hier; und zugleich den albern Anachronismus, den sie enthalten. Cartesius hat also eher geschrieben, als Baco? Und Baco hat nur ersetzt, was jener noch gebrechen lassen?

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen. Lassen Sie mich den Traum verfolgen. Der Genius kömmt endlich mit dem Herr Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie sich fertig in den seltsamsten Naritätenkasten zu gucken! „Zwey mächtige Flügel „eröfneten den Eingang durch ein langes Gewölbe, das auf beyden Seiten „auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen standen in ihren Fächern „die Bildsäulen der größten Philosophen, die durch ihre Bemühungen die „wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in der Tracht der „Chaldäer ꝛc." Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draussen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch sogar die Bildsäulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden; der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf; wir treten herein. „Ein erstaunliches Gewölbe voll „majestätischer Einfalt! — Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke, und

[1] S. 187.

an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; itzt geht die Sonne daran auf, und itzt unter; itzt ſcheinen die Sterne, itzt verlöſchen ſie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahrszeiten vorſtellen; an den Wänden ſchöne Gemählde von den vornehmſten Gegenſtänden, die der Menſch auf der Erde zu betrachten findet; eine corinthiſche Säule, welche eine ſchwarze marmorne Tafel hält, worauf die Geſetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geſchrieben ſtehen ꝛc.: das ſind die innern Decorationen, für welche Herr Duſch unmöglich einen groſſen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. — ..

Aber iſt das ſchon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorſtellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich, in ſeinem Kaſten ein neues Fach. „Indem eröfneten ſweyen mächtige Flügel eine „weite Ausſicht aus dem Tempel in ein unabſehbares Feld.“ Merke auf, ſagte mein Führer zu mir, und betrachte! — Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi! ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräſentiren ſich: „Entblößte Hügel, die „ihr Inneres aufdecken; Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle ꝛc.“ Und abermals repräſentirt ſich: „Die ſchönſte Gegend; ein ebenes Thal „mit unzähligen Kräutern und Blumen aus allen Himmelsgegenden ge„ſchmückt.“ Und abermals repräſentirt ſich: „eine unzählbare Menge von „Stauden.“ Und abermal repräſentiren ſich: „theils Pflanzen, theils „lebendige Geſchöpfe.“ Und abermals repräſentiren ſich — O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren, noch das ganze Thierreich repräſentiren; aber ſie ſehen das Licht, geht mir in dem Kaſten aus. „Die Betrachtung des „Thierreichs ſoll daher ihnen ſelbſt überlaſſen ſeyn!

Nicht ein Haar beſſer läßt Herr Duſch ſeinen Genius in allem Ernſte abbrechen, weil „eine Prieſterin, in weiſſen Atlas gekleidet, an den „Altar tritt, und neuen Weihrauch in die hellere Flamme gießt.“ — Der Guckkaſten wird nun zu einem Marionettenſpiele. — Es kömmt noch eine Geſtalt dazu; „ſchön, aber menſchlicher gebildet, mit einem denkenden „Auge.“ Und noch eine dritte; „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rechten, „der in dieſer Hand ein Sehrohr, in der andern das Bleymaaß trägt.“ Und eine vierte: „zu ihrer Linken trägt ein blühender Genius, ein voll„geſchriebenes Buch.“ Dieſe dreye warffen ſich vor die Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Prieſterin mit zum Himmel gefaltenen Händen

niederkniete. — Hier endlich, thut der Träumer ſeine erſte Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beſtändig allein geſprochen, und der Träumer hat, wie es ſich in einem eckeln Collegio für beyde ſchickt, vermuthlich unterdeſſen — geſchlafen. „Wer ſind dieſe, die hier anbethen? — „Jene blühende Geſtalt, ſagt der Genius, iſt die Vernunft, die von „der Erfahrung zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr be„ſtändig das Buch der Natur vor, und beyde führen ſie zu dem Altare, „wo die natürliche Religion dem Vater der Weſen opfert. Kaum hatte „er ausgeredet, als ein Lobgeſang, von tauſend verſchiedenen Stimmen „erklang. — Und ſiehe, dieſer Lobgeſang iſt, nach dem Engliſchen des Thomſon. Denn ſie wiſſen wohl, daß wir im Traume nichts neues erfinden, ſondern uns nur mit oft ungeheuern Zuſammenſetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Duſch iſt folglich aus Gründen der Pſychologie zu entſchuldigen, daß er keine neue Hymne ſingen läßt. —

Nachdem der Lobgeſang zu Ende iſt, erfolget eine Stille, und über dieſe Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöſe der Hämmer ſehr ruhig ſchlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten, und ihn die erfolgte Stille zum Eſſen rief.

Der Beſchluß künftig.

XXIV. Den 14. Junius, 1759.

Beſchluß des 41ſten Briefes.

Und nun ſagen Sie mir, kann man ſich eine elendere Fiction gedenken, als dieſen Traum des Herrn Duſch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge ſo elend geworden ſey. — Wie könnten Sie zwar das argwehnen, und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That iſt?

Dem ohngeachtet, ſehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieſes Dichters! Ich will mich die Mühe nicht dauern laſſen, ſie Ihnen in ihrem ganzen Umfange abzuſchreiben. Und wenn dieſe nicht eben ſo elend iſt, als der Traum, ſo will ich es Ihnen erlauben, mich vor einen Verfälſcher zu halten.

Herr Dusch will uns in seinem September[1] die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten, durch ein Beyspiel einprägen. Lesen Sie!

„Der Sturmwind zerriß dem Alceſt seine Hütte am Strande der „See. In was für Verwünschungen und Klagen brach er wider den „Himmel aus, der ihn gesandt hatte! Welch ein elendes Leben, rief er „zu den Felsen, ist das meinige! Kaum kann ich mir mit den Arbeiten „meiner Hände das Brodt erwerben, das meine Nothdurft fordert! Un„fruchtbar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne stehe ich auf, und die „Mitternacht bringt mir erst die Stunde des Schlafes. Aus der Tiefe „des unsichern Meeres muß ich meine Nahrung ziehen, oft mit Gefahr „des Lebens mit dem Ruder die ungetreuen Wellen schlagen, und von „den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer für meinen Tisch hohlen. Und „dennoch, o Himmel, sendest du Stürme, die meine arme Hütte nieder„reissen? Soll ich denn den Ungewittern und Regen, soll ich allen Be„leidigungen des ungütigen Himmels ausgesetzt, auch nicht in der Nacht „die Ruhe haben, die alle Wesen wieder vergnügt? Der Vogel schläft „unter dem grünen Dache der Blätter. Der Sturm wiegt ihn in den „Schlaf, der meine Wohnung zu Boden reißt. Das Wild ruhet sicher „in Höhlen und in warmen Gebüschen, und der Wind findet im Schooße „der Erde eine sichere Ruhestädte: nur ich bin allen Plagen ausgesetzt, „und um mich zu quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.

„Mit diesen Klagen und Thränen in den Augen, warf er sich voll „Unmuth, und müde seines Lebens, Alceſt, auf einen moosigten Felsen „nieder. Die Nacht umschattete ihn; ein fester Schlaf nahm ihn in die „Arme, und der völlig angebrochene Tag öfnete erst seine schweren Augen„lieder. Traurig stand er von seinem harten Lager auf, und wandte „seine Augen auf das Meer. Dann suchte er seine Hütte. Die Hütte „lag in einem Haufen zusammen, und sein Kahn stand zerschlagen auf „dem trocknen Sande. Jezt brach ein neuer Strom von Thränen aus „seinen Augen, und neue Klagen stürzten von seinen Lippen. Verzweifelnd „stieg er die Klippe hinunter, und wanderte zu seinem Nachen. Aber der „Nachen ward zertrümmert; und seine Hütte darneben ein Steinhaufen. „Von wüthender Verzweiflung getrieben eilte er ans Meer, entschlossen „sein Leben zu endigen, und in demjenigen Elemente den Tod zu suchen,

[1] Seite 93.

„das ihn des einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte. Nimm auch „mein Leben, rief er, nimm dieſes elende Leben, Schickſaal, das ich nicht „mehr erhalten kann! Jetzo will er ſich in die Wellen ſtürzen; aber in„dem er mit einem Blicke das Ufer überſah, fiel ihm ein Schiff ins Ge„ſicht, das auf dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Maſten waren „zerbrochen, die Segel zerriſſen, und der Kiel ſtack in einer Sandbank. „Jetzo vergaß er ſeinen Entſchluß zu ſterben, und Neubegierde und Hof„nung beflügelten ſeine Füſſe. Was für Schätze fand er auf dieſem un„glücklichen Schiffe, das eben der Sturm, der ſeinen Kahn und ſeine „Hütte zerſchlagen, an dieſen Strand getrieben hatte! Wie vergaß er zu „ſeufzen, und nennte das Ungewitter ein Mittel ſeines Glücks; und den „Himmel gütig und weiſe, der ihm den Sturm geſandt hatte. Tauſend„fach war ihm ſein Verluſt erſetzt, und eben der Sturm, der er ver„wünſchte, bereicherte ihn.

Welch ein abſcheuliches Beyſpiel! Abſcheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held iſt ein elender Fiſcher, und doch ſpricht dieſer elende Fiſcher, natürlich wie der Poet Duſch. Er ſchlägt die ungetreuen Wellen; er hohlt von dem Ufern des Todes ein ſchlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fiſcher! Und was muß dieſer Fiſcher ſonſt für ein Narr ſeyn! Der Sturmwind hat ſeine Hütte zerriſſen, er klagt, er murret, er iſt ſeines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich erſäuffe, kann ich ja wohl noch eine Nacht zum ſchlafen, er wirft ſich auf einen moßigten Felſen nieder, und ein feſter Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß dieſer feſte Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung iſt ein Meiſterzug des Herrn Duſch. Cato ſchlief kurz zuvor, ehe er ſich umbringen wollte, eben ſo feſt, aber nicht eben ſo lang. Der Fiſcher iſt ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öfnet erſt ſeine ſchweren Augenlieder! Anſtatt aber, daß er ſeinen Rauſch der Verzweiflung ſollte ausgeſchlafen haben, wird er noch einmal ſo wütend als er geſtern war. Bey ihm hieß es nicht: la nuit porte avis. Er iſt feſt entſchloſſen ſein Leben zu enden. — Und nun geben Sie Acht: der Fiſcher des Herrn Duſch iſt nicht bloß ein Narr, der es erſt beſchlafen muß, ob er ſich erſäufen ſoll, oder nicht: er iſt das größte menſchliche Ungeheuer, das je geweſen oder erdichtet worden. Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere durch den Sturm hundertmal mehr verloren haben, als er ſelbſt.

Was hätte dieſe Entdeckung bey ihm wirken müſſen, wenn ihm Schöpfer Duſch nur einen Funken Menſchheit gegeben hätte? Hätte ſie ſeine Verzweiflung nicht noch höher treiben müſſen? Welch ein Herz muß das ſeyn, von dem es in einem ſolchen Falle heiſſen kann: „er vergaß ſeinen „Entſchluß zu ſterben, und Neubegierde und Hofnung befliegelten ſeine Füſſe. Herr Duſch fragt an einem andern Orte: [1] „Um mich zu tröſten, wenn „meine Wunde blutet, ſoll ich einen andern an der ſeinigen mit dem Tode „ringen ſehen? Es ſind tauſend Schmerzen noch heftiger, als der meinige, „ein ſo ſchrecklicher Gedanke, der in Verzweiflung ſtürzen muß, ſollte mich „ermuntern können? — Doch dieſe beſſern Geſinnungen im November, konnte Herr Duſch freylich im September noch nicht haben.

Aber laſſen Sie mich dieſes Beyſpiel noch auf einer andern Seite anſehen. Es iſt wahr, es enthält gewiſſermaaßen den allgemeinen troſtreichen Satz: Daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich ſchädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als troſtreich iſt? Dieſen nehmlich, daß das Unglück vieler, oft das Glück eines einzigen wird. Es iſt wahr, wäre der Sturm, der die Hütte des Fiſchers niederriß, nicht geweſen, ſo hätte itzt auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch deſſen Plünderung der Fiſcher ſeinen Schaden ſo wohl beykam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff ſcheitern, um einen Fiſcher den Verluſt ſeiner elenden Hütte vergeſſen zu machen? Kann ſich der Unzufriedene, der dieſes Beyſpiel lieſet, nicht eben ſo wohl an die Stelle derjenigen ſetzen, die an dem verunglückten Schiffe Theil haben, als an die Stelle des Fiſchers?

Und nun laſſen Sie mich meinen Brief einmal ſchlieſſen. Der Mann hat mich angeſteckt, von dem die Rede iſt. Auch Herr Duſch weis niemals das Ende zu finden, er mag ſchreiben wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören ſollte, wo ſeine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief ſchlieſſen, ohne vorher feyerlich zu proteſtiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herr Duſchen halte? Er konnte wirklich ein guter Schriftſteller geworden ſeyn, wenn er ſich in die ihm zukommende Sphäre hätte einſchließen wollen. Und dieſe haben ihm die Verfaſſer der Bibliothek deutlich genug angewieſen. Herr Duſch hat nicht Witz und Erfindungskraft

[1] Seite 221.

genug, ein Dichter zu seyn; und ein Philosoph zu seyn, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beyden etwas, und ohngefehr gleich so viel, als dazu gehört ein erträgliches moralisches Lehrgedicht zu machen. Dieses mache er; und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue halaine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigstens in die Augen gefallen ist, hat mir mehr gefallen, als die Ausschweiffung über die Gewalt der Mode, im October.[1] Ich habe so viel schlechte Brocken für Sie daraus abgeschrieben; daß Sie mich für neidisch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie gesagt; hier und da eine sittliche Betrachtung, ein Charakter, ein satyrischer Zug gelingt dem Herrn Dusch; und das ist es auch alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nöthig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft sich dieser veränderlichen „dummen Göttin. Was wir am häufigsten sehen, dünkt uns am anständigsten, und der Irrthum dienet uns statt der Wahrheit, wenn er gemein „geworden ist.

„Frage den halbsehenden Visio, warum er sich so sehr in Bilder „verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten müßte, wenn er „wissen wollte, was sie vorstellen. Er wird dir sagen, der Geschmack „habe ihn verführt; aber vielleicht sagt er zugleich einem Vertrauten leise „ins Ohr, es ist Mode, Geschmack zu haben. Denn er starrt, mit einer „gleichen Bewundrung, ein elendes Geschmiere und das Meisterstücke eines „von Dyk an. Was machte, daß sein Landgut in andere Hände fiel? „Acht graduirter Lorraine, fünf deiner verblichenen Landschaften.

„Dort tanzt der zarte Curio. Alles bewegt sich, alles lächelt ihm. Seht doch seinen Federhut, seinen vergoldeten Rock, seinen kostbaren Ring, seine weisse Hand, und seine reiche Weste nur! Mit ihm „schwatzet die Schöne von Bücherey, vom Schauplatze, oder vom Grandison. Diesem mit sich selbst vergnügten Anbeter aller Schönen, erlaubet sie, an ihrem werthen Nachttische zu sitzen. Es ist leichter, „fast der Weichling, ein siegendes Heer anzuführen, oder ein sinkendes „Land zu erhalten, als der schönen Flavia Haare zu kräuseln, oder einen „Tanz anzuführen, oder neue französische Moden nachzuahmen.

[1] Seite 159.

„Mode erhält meiſtens die Stadt geſchäftig. Ob es Zeit ſey, zum „Tanze oder zum Tempel zu gehen; Zeit zu ſpielen, oder zu beten; zu „glauben oder ſich zu kleiden; zu lachen oder zu trauern; alles beſtimmt „die Mode, die über alle Geſchäfte und Stunden des Tages gebietet. „Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte Cephiſe die Herr„ſchaft, die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz gewonnen hatte. „Mitten in ihrem Gebete, als ihre traurigen Freunde mit gefalteten „Händen um ihr Bette ſtanden, rief ſie ihre Bediente zu ſich: „In Atlas ſollſt du mich kleiden, und dann ſoll meine Leiche ſechs Tage lang zur Schau ſtehen; ſechs Tage gebietet die Mode.

„Eine Näthin, und keine Caroſſe, und keine Bediente? Kinder „würden über mich lachen, wenn ſie ſähen, daß ich meine Füſſe zum „gehen brauchen könnte! Wir dürfen nicht ſo ſtark ſeyn! ſagte die junge „Narciſſe zu ihrem Gemahl. — Aber wie? verſetzte er, bedenken ſie „doch! Eine Caroſſe und Bediente! Ich müßte als ein Betrüger zu „Grunde gehen. — Und wollten ſie ſich noch bedenken, wenn es die Mode „ſo will? —

G.

XXV. Den 21. Junius. 1759.

Drey und vierzigſter Brief.

Dem alte Logau iſt erſchienen, und ich eile, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Er iſt in aller der Sauberkeit und Pracht erſchienen, die ein klaſſiſcher Schriftſteller verdienet. Die Herausgeber ſind die Herren Ramler und Leſſing.[1]

„Friedrich von Logau,“ ſagen ſie in ihrer Vorrede, iſt mit al„lem Rechte [ſ. Band V. S. 117] ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Sind Sie begierig, dieſen Meiſter und dieſen John näher zu kennen? Meiſter gab 1726. ein elendes Büchelchen heraus, unter dem Titel: Anweiſung und Exempel, mehrentheils luſtiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zuſammengeleſen. Und John ſchrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in

[1] S. [illegible]

[2] Friedrichs von Logau Sinngedichte; zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von G. E. Ramler und G. E. Leſſing. Leipzig, 1759. in der Weidmanniſchen Buchhandlung. Ein Alphabet, 2 Bogen.

alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erſte Centurie 1728 herausgekommen. Beyde gedenken zwar unſers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es iſt wahr, die Beyſpiele, die ſie aus ihm anführen, ſind ſehr deutliche Beweiſe von ihrem elenden Geſchmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

Miſtjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Iſt einem Ochſen gleich, der nie vom Stall gekommen.

Und gleichwohl ſagt er: quæ quidem Epigrammata leporibus suis et salibus non destituuntur.

„Wir könnten, fahren die Herren Herausgeber fort, eine lange Reihe „von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten „Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merk„lichen Fehlern gedenken. Allein ꝛc.“

In dieſer Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Profeſſor Gottſched ſeinen Platz finden. Dieſer Mann, der ſich mit ſeiner Kenntniß unſrer alten Dichter ſo breit macht, nennt ihn in dem Regiſter zu ſeiner Dichtkunſt Salomon Logau, eine ſeltſame Vermiſchung ſeines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muſter aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tſcherningen und andern gethan hat. Desgleichen würde das Jöcherſche allgemeine Gelehrtenlexikon hier eine Verbeſſerung erhalten können. Es ſagt nehmlich von unſerm Logau: „Er hat den Ruhm und Beynamen „des Schleſiſchen Peireſcius erhalten, und Chriſt. Gryphii ſeines „vertrauten Freundes, Entwurf der Ritterorden, wider deſſen Willen, „drucken laſſen.“ Allein dieſes iſt nicht von ihm, ſondern von ſeinem „Sohne, dem Freyherrn Balthaſer Friedrich von Logau zu beſtehen.

Doch die Herausgeber haben ſolche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu, ſagen ſie, ſollten uns dieſe Beweiſe dienen, „daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht kennt, „glaubt uns dieſes auch ohne Beweis. — Sie bringen demohngeachtet, im Vorbeygehen, noch zwey Beweiſe an, die ihr Vorgeben auſſer allem Zweifel ſetzen. Der erſte iſt dieſer: Logau war ein Mitglied der Nachtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sproſſende, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, unter diejenigen Glieder nicht,

die sich durch Schriften gezeigt haben. Der zweyte Beweis ist von S. v. G. auferweckten Gedichten hergenommen. Schon nehmlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unsers Logau zu machen; und wenn er berechtiget war, diesen Auszug auferweckte Gedichte zu nennen, so ist es ja wohl unleugbar, daß sie vorher schon begraben gewesen sind. „Unterdessen, sagen die Herausgeber, ist dieser Ungenannte vielleicht Schuld, „daß Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth, und nunmehr mit „Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Es ist unglaublich, welche Freyheit er sich mit seinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten ist nicht eines unverstümmelt geblieben; und doch sieht man meistentheils auch nicht die geringste Ursache, warum er uns seine vermeinten Verbesserungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, ihre Neugierde ist grösser, als der Eckel seyn kann, den sie Ihnen verursachen werden. Die vier Hirtinnen, ist eines von den feinsten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, so würde es ein kleines Meisterstück seyn. Es lautet so: [s. Band V, S. 214.]

Aber welch ein plumpes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Elris liebten Einen in die Wette;
Chloris krönte ihn mit Blumen; Doris gab ihm Honig ein;
Iris grüßte ihn mit lachen; Elris wollt die Klügste seyn,
Sie behielt den Schäfer Thyrsis, denn sie führte ihn aufs Bette.

Solche Nichtswürdigkeiten kritisiren sich selbst. Ich darf die übrigen also bloß nur untereinander setzen.

Logau. [s. Band V, S. 174.]

Der Ungenannte.

Ohne Nutz wird die bewacht,
Die auf Geilheit ist bedacht,
Denn der kleinste Buhlerstich,
Ist für sie ein Dieterich.

Logau. [s. Band V, S. 270.]

Der Ungenannte.

Die Schafe fressen selbst, ist der Tyrannen List.
Denn so vermuut man nicht, daß sie der Wolf auffrißt.

Logau. [s. Band V, S. 176.]

Der Ungenannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geschlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man schlag ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er fein beliegen bleiben.

Und so sind die Verbesserungen des Ungenannten alle. Daß er dabey gleich die allervortrefflichsten Stücke seines Dichters ganz übersehen und gar nicht gerettet hat, ist ein Fehler, den man so einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat seine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfassern bereichert, die überhaupt davon zu reden höchst elend sind; und selbst diejenigen, die er von Canitzen und Bessern eingerücket hat, sind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darinn entdeckt, welches so vortrefflich ist, daß ich es unmöglich länger darinn kann vergraben seyn lassen. Es hat einen H. M. zum Verfasser; und wer mag wohl dieser M. seyn? Ein Menantes ist es gewiß nicht.

Belise und Chrysis.

Belise starb und sprach im Scheiden:
Nun Thyrsis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt eine dich so sehr als ich.
Ach, sprach er, mag dich das betrüben?
Belise, nur dein Tod ist schwer!
Kanst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unsern neuesten zärtlichen Dichtern würde dieses kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das schlechte Buch ist rar, in welches sich gar nichts gutes, auch nicht von ohngefehr eingeschlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604 gebohren; er bekleidete die Stelle eines Canzleyraths bey dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem vierten, und starb 1655. Sie erwähnen unter seinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der besten lateinischen Dichters in der ersten Helfte des sechzehnten Jahrhunderts. Auch unter seinen Nachkommen

hätten ſie einen Dichter, und zwar einen deutſchen Dichter, finden können; nehmlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein Poetiſches Vergnügen herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anſtändig gehalten haben, neben einem ſo groſſen Ahnen, poetiſchen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer iſt.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er ſelbſt ſagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes im Jahr 1638 müſſe geſchehen ſeyn. Sechzehn Jahr endlich darauf, trat die vollſtändige Sammlung ans Licht, welche ſie bey ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun ſehen Sie; ihre Vermuthung iſt eingetroffen. Sie haben ſie nicht von Wort zu Wort abdrucken laſſen; denn drey tauſend fünfhundert und drey und funfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden würdig ſeyn. Sie haben ihren Dichter auf ſein Drittheil herabgeſetzt, und hören Sie doch, was ſie dabey anmerken! „das iſt unter allen Nationen, ſagen ſie, immer ein „ſehr vortrefflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt.“ — Der Ausſpruch iſt ſtrenge; aber ich glaube doch, er iſt wahr. Das ausgeſuchte Drittheil haben ſie alsdenn in zwölf Bücher vertheilet, die durch ein Paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schluſſe, in ein ſcheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des erſten z. E. iſt folgender. [ſ. Band V, S. 125.]

Und der Schluß des zehnten: [ſ. S. 279.]

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte, haben ſie ſich bey ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch ſcheint es mir, als ob ſie es bey dem einzigen ſechſten Buche hätten thun wollen. In dieſem nehmlich hat faſt jedes Stück, eine gewiſſe Feinheit, Naivität, Zärtlichkeit, ja nicht ſelten Schalkhaftigkeit; und Logau erſcheint da ganz als unſer deutſcher Catull, wenn er nicht oft noch etwas beſſeres iſt. Urtheilen Sie ſelbſt.

Urſprung der Bienen. [ſ. Band V, S. 208.]

Welch eine glückliche Fiction! Mit wie viel kleinen Bildern ausgeziert! In welch einer ungekünſtelten, anſtändig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernſthafte Wahrheit angewandt! Hier ſind noch einige aus dieſem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin. [ſ. S. 203.]
Auf die Pulchra. [S. 204.]
An einen Bräutigam. [S. 205.]

Ich will Ihnen unterdeſſen nicht einbilden, daß alle beybehaltene Stücke von gleichem Werthe ſind. Die Herren Herausgeber erkennen es ſelbſt; „aber genug, ſagen ſie, daß in dem unbeträchtlichſten noch ſtets „etwas zu finden ſeyn wird, warum es unſrer Wahl werth geweſen. „Iſt es nicht allezeit Witz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und groſſer „Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung „und dergleichen.“ — Und das muß man ihnen zugeſtehen! Der gute und groſſe Sinn beſonders, macht eine Menge von Logaus Sinngedichten, zu ſo vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menſchen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebet. [ſ. Band V, S. 291.]
Freundſchaft. [S. 278.]

Kurz, es iſt nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber ſagen: „Es iſt unwiderſprechlich, daß wir in unſerm Logau „allein, einen Martial, einen Catull, und Dionyſius Cato beſitzen.

XXVI. Den 29. Junius. 1759.

Vier und vierzigſter Brief.

Es war der bloſſe Logau, von welchem ich mich mit Ihnen in meinem vorigen Briefe unterhielt; und ich habe davon noch nichts erwähnt, wie ſehr ſich, auch auſſer der guten Wahl, die Herren Herausgeber um ihn, und zugleich um alle Liebhaber der deutſchen Sprache, verdient gemacht haben.

Sie ſind nehmlich mit ihrem Dichter wie mit einem wirklichen alten klaßiſchen Schriftſteller umgegangen, und haben ſich die Mühe nicht verdrieſſen laſſen, die kritiſchen Erythräi deſſelben zu verdeutſchen. Ihren Anmerkungen über ſeine Sprache haben ſie die Geſtalt eines Wörterbuchs gegeben, und ſie merken mit Grunde an, „daß ähnliche Wörterbücher „über alle unſere guten Schriftſteller der erſte nähere Schritt zu einem „allgemeinen Wörterbuche unſerer Sprache ſeyn würden.

„Die Sprache des Logau, ſagen ſie, iſt, überhaupt zu reden, ꝛc. [ſ. Band V, S. 337.]

Von der Sprachenmengerey, die zu seinen Zeiten schon stark eingerissen war, zeigen sie, daß er völlig frey gewesen ist. Was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen oder französischen aus; und er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. Z. E. Accentus durch Beylaut: Inventarium, durch Fundregister; Profil, durch Durchschnitt, und zwar nicht nur von Gebäuden, sondern auch von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat; Anakoeismus durch Wiederzins ꝛc. Doch war er hierinn kein übertriebener Purist; sondern er spottet vielmehr über die zuweitgehenden Neuerungen des Zesen, der damals zu gottschedisiren anfing.

Es unterscheidet sich aber seine Sprache von derjenigen, welcher sich itzt unsere besten Schriftsteller bedienen, vornehmlich in zwey Stücken; in gewissen Wörtern und Fügungen nehmlich, die wir, es sey nun mit Recht oder mit Unrecht, haben veralten lassen, und in verschiedenen Eigenthümlichkeiten, die er aus der besondern Mundart seiner Provinz beybehalten hat. Von jenen sagen die Herren Herausgeber: „Wir haben alle sorg„fältig gesammlet, ꝛc. [s. Band V, S. 338.] — Und über die Provinzialsprache ihres Dichters erklären sie sich folgender maassen: „Die Schlesische Mundart ꝛc. [s. S. 339.]

Auf diese beyden Stücke haben sie also in ihrem Wörterbuche ihr vornehmstes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne, und Sie von diesen auf die übrigen schliessen lasse. Verschiedene allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, machen den Anfang. Z. E. Logau braucht sehr häufig das Beywort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Er sagt:

Seither ist unser Frey in Dienstbarkeit verkehret.
— — — Ein solches Klug,
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug.
— — — — —

Bey welchem freyes Wahr, der Freundschaft Seele wohnt.

Für Freyheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vortheile, welche dieser Gebrauch besonders einem Dichter verschaffen kann, sind so groß, daß eine bescheidene Nachahmung wohl schwerlich zu mißbilligen wäre. Ich

sage aber mit Fleiß, eine bescheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich schon im voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen substantive Neutra mit einer Verschwendung brauchen dürften, daß wir die wahren Substantiva davon ganz und gar nicht zu haben scheinen könnten. Was ich aber unserer Nachahmung, oder vielmehr unserer uneingeschränktesten Aufnahme für noch weit würdiger halte, ist folgender Gebrauch der Endsylbe, ley. Logau setzt nehmlich diese Endsylbe, die wir itzt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beywort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Grossem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerley Geburt ist nicht gemein auf Erden.

Wie kurz und bequem ist dieses seinerley; und wie weitschweifig müssen wir itzt dafür sagen: eine Geburt, wie seine war ꝛc. Und so wie er seinerley sagt, sagt er, und andere Alte, auch dieserley, meinerley, deinerley ꝛc.

Doch ich eile zu einigen Artickeln aus dem Wörterbuche selbst.

„Bieder; [s. Band V. S. 349.]
„Biedermann [s. daselbst.]
„Brunst. [S. 350.]
„Demmen. [S. 352.]
„Flitte, die. [S. 356.]
„Hinsichern, sich. [S. 363.]
„Noch, noch; [S. 373.]

Aber ich will aufhören, abzuschreiben. Ich weis gewiß, daß Sie den nun erst auferweckten Logau selbst vor die Hand nehmen, und studiren werden, sobald Ihnen ihre Umstände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

Ende des zweyten Theils.

Drittes Theil.

IV. Den 26. Julius. 1759.

Acht-und vierzigster Brief.

Sie ſollen befriediget werden! — Die groſſen Lobſprüche, welche der nordiſche Aufſeher in ſo manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereitzet. Ich habe ihn geleſen; ob ich mir es gleich ſonſt faſt zum Geſetze gemacht habe, unſere wöchentliche Moraliſten ungeleſen zu laſſen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des ſeel. Hrn. Prof. Schlegels) eine dergleichen Schrift von ſehr vorzüglichem Werthe aufzuweiſen. Und nun kann es leicht kommen, daß der nordiſche Aufſeher ein allgemeines Vorurtheil für die deutſchen Werke des Witzes, welche in Dänemark erſcheinen, veranlaſſen hilft. Und würde dieſes Vorurtheil auch ſo ganz ohne Grund ſeyn? — Wenn unſere beſten Köpfe ihr Glück nur einigermaſſen zu machen, ſich expatriiren müſſen, wenn —

O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte ſonſt alles darüber vergeſſen; Sie möchten, anſtatt eines Urtheils über eine ſchöne Schrift, Satyre über unſere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unſerer Groſſen zu leſen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der nordiſche Aufſeher hat mit dem fünften Tenner des Jahres 1758. angefangen, und hat ſich in der Fortſetzung weder an einen gewiſſen Tag noch an eine gewiſſe Länge der einzeln Stücke gebunden. Dieſe

Freyheit hätten ſich billig alle ſeine Vorgänger erlauben ſollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewiſſen gefallenden Anſchein der Ungezwungenheit, ſondern auch viel weſentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht ſo oft haben bald ausdehnen, bald zuſammenziehen, bald trennen dürffen; ſie hätten ſich gewiſſer Umſtände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen beſſer bedienen können; ſie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ſte Jahr beſtehet aus ſechzig Stücken, die einen anſehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat ſich auf dem Titel als Herausgeber genennt. Wie viel Antheil er aber ſonſt daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmſte Verfaſſer ſey; wer ſeine Mitarbeiter ſind: davon ſucht der Leſer vergebens einige nähere Nachricht. Er muß verſuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken, errathen kann.

Doch die wahren Verfaſſer itzt aus den Gedanken zu laſſen, ſo giebt der nordiſche Aufſeher vor, daß er ein Sohn des Neſtor Ironſide ſey, der ehemals das Amt eines Aufſehers der Sitten von Großbritanien übernahm, und mit allgemeinem Beyfalle verwaltete. Er heiſſe Arthur Ironſide; ſeine Mutter ſey die Wittwe eines deutſchen Negocianten geweſen, die ſeinen Vater noch in ſeinem funfzigſten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieſer nur deswegen von ihm geſchwiegen, um ſich nicht, dieſer ſpäten Liebe wegen, dem muthwilligen Wize der Spötter auszuſetzen. Ein beſonders Schickſal habe ihn genöthiget ſein Vaterland zu verlaſſen, und er betrachte nun Dänemark als ſein zweytes Vaterland, welchem er ohnedem, von ſeinen väterlichen Vorfahren her, eben ſo nahe als jenem angehöre, indem dieſe urſprünglich aus einem nordiſchen Geſchlechte abſtammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen ſey, und durch ſeine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen deſſelben beygetragen habe. — Hierauf beſchreibt er, mit den eignen Worten ſeines Vaters, die Pflichten eines moraliſchen Aufſehers, und ſagt: „Da ich ſchon in einem Alter bin, wo ich die Einſamkeit eines unbekannten und ruhigen Privatlebens nicht verlaſſen und „in Geſchäften gebraucht zu werden ſuchen kann, ohne mich dem Verdachte „auszuſetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanſtändigen

† Der nordiſche Aufſeher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erſter Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig bey Ackermann. 3 Alphab 12 Bogen.

„Ehrgeitze, als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem all„gemeinen Beſten aufzuopfern, getrieben würde: So habe ich mich ent„ſchloſſen, für mein zweytes Vaterland zu thun, was mein Vater für „England gethan hat."

Auf zwey Punkte verſpricht er dabey ſeinen Fleis beſonders zu wenden; auf die Erziehung der Jugend nehmlich, und auf die Leitung derjenigen, welche ſich mit Leſung guter Schriften und mit den Wiſſenſchaften abgeben, ohne eigentlich ein Geſchäfte aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Abſicht auf beydes, in dieſem erſten Bande bereits ſchon vieles geleiſtet. — Seine feinſten Anmerkungen über die beſte Art der Erziehung, hat er in die Geſchichte ſeiner eignen Erziehung gebracht,[1] welche mehr als ein Stück einnimt; in welcher aber vielleicht nicht alle Leſer die eckeln Umſchweife billigen möchten, mit welchen ihm ſein Vater die erſten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beygebracht hat. Er erzehlt z. E.[2] als ihm ſein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daſeyn eines Erlöſers der Menſchen und einer Genugthuung für ſie, bekannt machen wollen: ſo habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortzugehen, zu folgen geſucht, und ſey einzig darauf bedacht geweſen, ihn Jeſum erſt blos als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund, lieben zu lehren. Allein ich fürchte ſehr, daß ſtrenge Verehrer der Religion mit der gewaltſamen Ausdehnung dieſer Regel nicht zufrieden ſeyn werden. Oder ſie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß dieſe Regel hier beobachtet worden. Denn wenn dieſe Regel ſagt, daß man in der Unterweiſung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müſſe, ſo iſt dieſes Leichtere nicht für eine Verſtümmelung, für eine Entkräftung der ſchweren Wahrheit, für eine ſolche Herabſetzung derſelben anzuſehen, daß ſie das, was ſie eigentlich ſeyn ſollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Neſtor Ironſide nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey hat können bewenden laſſen, den göttlichen Erlöſer ſeinem Sohne bloß als einen Mann vorzuſtellen, den Gott „zur Belohnung ſeiner unſchuldigen Jugend, in „ſeinem dreyßigſten Jahre mit einer ſo groſſen Weisheit, als noch niemals „einen Menſchen gegeben worden, ausgerüſtet, zum Lehrer aller Men„ſchen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt habe, ſolche herrliche

[1] Stück 46. 47. 48. [2] Stück 30.

„und auſſerordentliche Thaten zu thun, als ſonſt niemand auſſer ihm ver„richten können. — Heißt das den geheimnisvollen Begrif eines ewigen Erlöſers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an deſſen Statt ſetzen; es heißt, mit einem Worte, ſein Kind ſo lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre faſſen kann. Und wenn kann es die faſſen? In welchem Alter werden wir geſchickter, dieſes Geheimniß einzuſehen, als wir es in unſrer Kindheit ſind? Und da es einmal ein Geheimniß iſt, iſt es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflöſſen, als die Zeit der ſich ſträubenden Vernunft damit zuerwarten? — Dieſe Anmerkung im Vorbeygehen!

Was der moriſche Aufſeher zum Beſten der unſtudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft ſich ohngefehr auf ſechs oder ſieben neuere Autores, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, beſonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beybringt. So preiſet er z. E. in dem vierten und ſiebenden Stücke die Werke des Kanzlers Dägueſſeau an, und zwar mit dieſem Zuſatze: „Ich kann nicht ſchlieſſen, „ohne zur Ehre dieſer Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wün„ſchen, daß ſie mit allen andern vortreflichen Arbeiten des menſchlichen „Verſtandes einem jeden Ueberſetzer unbekannt bleiben mögen, der nur „mit der Hand und nicht mit dem Kopfe; der, mit einem Worte alles „zu ſagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutſchen, und „nicht wie Lodde unter uns überſetzt. — In dem dreyzehnten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, iſt es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von dieſem Dichter ſagt? „Er iſt ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhoben iſt, „ſondern auch unter den Menſchen am nächſten an den Geiſt Davids und „der Propheten grenzet ꝛc. Nach der Offenbarung, ſetzt er hinzu, kenne „ich faſt kein Buch, welches ich mehr liebte, kein Buch, welches alle Kräfte „meiner Seele auf eine edlere Art beſchäftigte, als ſeine Nachtgedanken. — Die übrigen Schriftſteller, mit welchen er ſeine Leſer unterhält, ſind des Biſchofs Buttlers[1] Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts[2] moraliſche Schriften; des Hrn. Baſedow[3] praktiſche Philoſophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau[4] Freund des Menſchen; und ein ſehr wohl gerathenes Gedicht eines Däniſchen Dichters, des Hrn. Tullin.[5]

[1] Stück 9. und 22. [2] Stück 21. [3] Stück 24. 29. [4] Stück 34. 36. 38. 40. [5] Stück 52.

Dieſes letzte Gedicht führet den Titel: Ein Maytag. Es iſt, ſagt der Aufſeher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unſern meiſten Dichtern beſungen zu werden pflegen; es hat aber doch ſo viel wahre poetiſche Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünſtigten Geiſt, der noch mehr erwarten läßt. — Dieſes Urtheil iſt keine Schmeicheley; denn die Strophen welche er im Originale und in einer Ueberſetzung daraus anführt, ſind ſo vortreflich, daß ich nicht weis, ob wir Deutſche jemals ein ſolches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schlieſſen Sie einmal von dieſer einzigen Stelle auf das Uebrige.

„Unerſchaffener Schöpfer, gnädig, weiſe, deſſen Liebe unumſchränkt „iſt; der du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Pa„radies erſchaffen haſt, Du biſt alles und alles in Dir; überall ſieht „man deinen Fußtapfen — —

„Du machſt den Sommer, den Winter, den Herbſt zu Predigern „deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was ſoll dieſer ſeyn? „O Erſchaffer, er iſt ganz Ruhm. Er redet zu den tauben ungläubigen „Haufen mit tauſend Zungen. — —

„Er iſt unter allen am meiſten Dir gleich; er erſchaffet, er bildet, „er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er iſt — „er iſt beynahe Du ſelbſt. Wie wenig wiſſen von dieſer Freude die, „welche in dem Dunſte und Staube verſchloßner Mauern, wenn die „ganze Natur ruft: Komm! unter ſchweren Gedanken furchtſam lauren. ꝛc.

V. Den 2. Auguſt. 1759.

Neun und vierzigſter Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Neſtor Ironſide, ſeinen Sohn den Erlöſer kennen zu lehren, gemacht habe, und wundern ſich, wie der Aufſeher eine ſo heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreiſen können. Aber wiſſen ſie denn nicht, daß itzt ein guter Chriſt ganz etwas anders zu ſeyn anfängt, als er noch vor dreißig funfzig Jahren war? Die Orthodoxie iſt ein Geſpötte worden; man begnügt ſich mit einer leblichen Quinteſſenz, die man aus dem Chriſtenthume gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freydenkerey aus, wenn

man von der Religion überhaupt nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen weis. Behaupten Sie z. E. daß man ohne Religion kein rechtſchafner Mann ſeyn könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden laſſen, wie ſie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, ſich gar nicht darüber auszulaſſen; alle ſie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Beſcheidenheit abzulehnen: o ſo ſind Sie vollends ein Chriſt, ein Gottesgelehrter, ſo völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöſe Welt nur immer verlangen wird.

Auch der nordiſche Aufſeher hat ein ganzes Stück dazu angewandt, ſich dieſe Mine der nehmodiſchen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entſcheidenden Tone, daß Rechtſchaffenheit ohne Religion widerſprechende Begriffe ſind; und beweiſet es durch — — durch weiter nichts, als ſeinen entſcheidenden Ton. Er ſagt zwar mehr als einmal denn; aber ſehen Sie ſelbſt wie bündig ſein denn iſt. „Denn, „ſagt er, ein Mann, welcher ſich mit Frömmigkeit brüſtet, ohne ehrlich „und gerecht gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen eines „Heuchlers an ſeiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Menſch, welcher ſich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit vernachläßige, „ob er ſich gleich von demjenigen befreyet achtet, was man unter dem „Namen der Frömmigkeit begreift, iſt — — ein Lügner muß ich ſagen, „wenn ich nicht ſtrenge ſondern nur gerecht urtheilen will; weil er ſelbſt „geſtehet, kein rechtſchafner Mann gegen Gott zu ſeyn. Iſt alle „Rechtſchaffenheit eine getreue und ſorgfältige Uebereinſtimmung ſeiner „Thaten mit ſeinen Verhältniſſen gegen andere, und wird eine ſolche Uebereinſtimmung für nothwendig und ſchön erklärt, ſo kann ſie nicht weniger „nothwendig und rühmlich gegen Gott ſeyn, oder man müßte läugnen, „daß der Menſch gegen das Weſen der Weſen in wichtigen Verhältniſſen „ſtünde. — — Was kann deutlicher in die Augen leichten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als es in dem Beweiſe bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion, ein Mann, der ſich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann; der kein Chriſt iſt: in dem Beweiſe aber, ein Mann, der von gar keiner Religion wiſſen will. Dort ein Mann, der bey den Verhältniſſen, die ihm die Vernunft zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe zeiget, ſtehen bleibt; Hier ein Mann, der durchaus gar

keine ſolche Verhältniſſe annehmen will. Dieſe Verwirrung iſt unwiderſprechlich; und man muß ſehr blödſinnig ſeyn, wenn man ſich kann bereden laſſen, daß das, was von dem einen dieſer Perſonen wahr ſey, auch von dem andern gelten müſſe. Und können Sie glauben, daß der Aufſeher dieſen Fechterſtreich noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, iſt es klar. „Polidor, höre ich zuweilen ſagen, iſt zu bedauern, daß er kein „Chriſt iſt. Er denkt über die Religion, bis zur Ausſchweifung frey; ſein „Witz wird unerſchöpflich, wenn er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu „machen; aber er iſt ein ehrlicher Mann; er handelt rechtſchaffen; man „wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können ꝛc. — Aber mit Erlaubnis; dieſem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion: er iſt ein Narr, dem es an geſunder Vernunft fehlt; und von dieſem will ich es ſelbſt gern glauben, daß alle ſeine Tugenden, Tugenden des Temperaments ſind. Denn muß er deswegen, weil er ſich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber ſpotten? Muß er ihre Vertheidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt iſt; ein Mann der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion ſpottet. Und iſt es billig, alle dieſe Leute in eine Klaſſe zu werfen?

Das war alſo, gelinde zu urtheilen, eine Sophiſterey! Und nun betrachten ſie ſeinen zweyten Grund, wo er das Wort Rechtſchaffenheit in einem engern Verſtande nimmt, und es ſeinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. Allein, ſagt er, wenn wir unter der Rechtſchaffenheit auch nur die Pflichten der geſellſchaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verſtehen wollten: So könnte doch vernünftiger Weiſe nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtſchafner Mann ſeyn würde. Eigennutz, Zorn, Eiferſucht, Wolluſt, Rache und Stolz ſind Leidenſchaften, deren Anfälle jeder Menſch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig dieſe Leidenſchaften ſind? Entſagt nun ein Menſch der Religion, entſagt er künftigen Belohnungen; entſagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an ſeinen Handlungen, und iſt ſeine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: Was für eine Verſicherung haben wir, daß er den ſtrengen Geſetzen der Rechtſchaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenſchaften die Beleidigung derſelben

„zu ihrer Befriedigung verlangen? — Abermals die nehmliche Sophisterey! Denn ist man denn schon ein Christ, (diesen versteht der Aufseher unter dem Manne von Religion) wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meine, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses bey Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weis. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne, und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber, liegt weiter nichts, als dieses; daß die geoffenbarte Religion, die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kömmt es denn bey unsern Handlungen, bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der Aufseher hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, „und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen ꝛc. Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion, unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschaffnen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck ist, den rechtschaffnen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten, können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? Daß

es keine Redlichkeit giebt, als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der nordische Aufseher diese Behauptung, „wer kein Christ sey, könne auch kein ehrlicher Mann „seyn," mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäussert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, könnt ihr noch lange nicht bey. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufseher dieses auch nur sagen; will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten; und warum enthält er sich des Worts Glaube, auf welches alles dabey ankömmt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein Paar Worte sagen. Von demjenigen[1] nehmlich, in welchem der Verfasser bestimmen will, „welche von allen Arten, über das erste Wesen zu denken „die beste sey?" Er nimmt deren drey an. „Die erste, sagt er, ist „eine kalte, metaphysische Art, die Gott beynahe nur als ein Objekt einer „Wissenschaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn philosophiret, als „wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von „ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend „einer Methode einhergehet, welche ihr so lieb ist, daß sie jede freyere „Erfindung einer über Gottes Grösse entzückten Seele fast ohne Unter„suchung verwirft ꝛc. Und weil wir durch diese Art von Gott zu denken, „beynahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden „werde, zu erheben, so müssen wir auf unsrer Hut seyn, uns nicht daran „zu gewöhnen. — Die zweyte Art, fährt er fort, will ich die mittlere, „oder um noch kürzer seyn zu können, Betrachtungen nennen. Die Be„trachtungen verbinden eine freyere Ordnung mit gewissen ruhigen Em„pfindungen, und nur selten erheben sie sich zu einer Bewunderung „Gottes ꝛc. — Die dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von dem, „den sie denkt (und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrige „Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung

[1] Stück XXV.

„gebracht ſind, daß ſie zugleich und zu einem Endzweck wirken; wenn alle „Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes „ſich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unſer Nachdenken „durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, „wofern wir drauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszu„drücken, die Sprache zu wenige und ſchwache Worte dazu haben würde; „wenn wir endlich mit der allertiefſten Unterwerfung eine Liebe verbinden, „die mit völliger Zuverſicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß „wir ihn lieben dürfen.“

Und dieſe letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, iſt es, welche der Verfaſſer allen andern vorzieht. Aber was hat er uns damit neues geſagt? — Doch wirklich iſt etwas neues darinn. Dieſes nehmlich; daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heiſſen. Seine dritte Art über Gott zu denken; iſt ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorſtellungen verbunden ſind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bey einem ſolchen Stande in unſrer Seele vorgeht, ſo werden Sie finden, daß dieſe Art über Gott zu denken, nothwendig die ſchlechteſte Art zu denken ſeyn muß. Als dieſe iſt ſie von gar keinem Werthe; als das aber, was ſie wirklich iſt, von einem deſto gröſſern. Bey der kalten Speculation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden iſt, iſt die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anſtrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm iſt, weil ſie die Wirkſamkeit ihrer Kräfte dabei fühlet. Die Speculation iſt alſo das Mittel gar nicht, aus dem Gegenſtande ſelbſt, Vergnügen zu ſchöpfen. Will ich dieſes, ſo müſſen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verſchiedenen Theilen meines Gegenſtandes gemacht habe, in eine gewiſſe Entfernung zurückweichen, in welcher ſie deutlich zu ſeyn aufhören, und ich mich bloß ihre gemeinſchaftliche Beziehung auf das Ganze zu faſſen, beſtrebe. Je mehr dieſe Theile alsdenn ſind, je genauer ſie harmoniren; je vollkommener der Gegenſtand iſt: deſto gröſſer wird auch mein Vergnügen darüber ſeyn; und der vollkommenſte Gegenſtand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das iſt der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen laſſe.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit. Denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen grossen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir „darauf kämen, das was wir denken, durch Worte auszudrücken, die „Sprache zur wenige und schwache Worte dazu haben würde." Und dieses kömmt doch bloß daher, weil wir alsdann nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.

Doch dieser Irrthum ist bey ihm nur der Uebergang zu einem grössern. Hören Sie, was er weiter sagt: „Wofern man im Stande wäre, aus der „Reihe, und daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnellfortgesetzten Ge„danken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn „herauszunehmen, und sie in kurze Sätze zu bringen, was für neue Wahr„heiten von Gott würden oft darunter seyn!" — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatische und enthusiastische Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird, — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erste kalte metäphysische Art über Gott zu denken; von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilet, daß er unter anderm auch sagt: „Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meine einen, den sein „Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf „einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern: Jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meine aller unsrer Empfindungen von Gott seyn. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten, eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt.

VI. Den 9. August. 1759.

Funfzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre sind, sagt der nordische Aufseher an einem Orte, „so oft sie wiederholt und in so „veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: So „wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glückseeligkeit „des Menschen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich überdrüßig „und müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr Andenken, so oft sie „können, zu erneuern. Wenn sie dieses unterliessen, und sich hüten „wollten, nichts zu sagen, was nicht original und neu zu seyn scheinen „könnte: So würden sie dadurch eine unanständige Eitelkeit verrathen. „Man würde sie nicht ohne Grund beschuldigen dürfen, daß sie bey den „Arbeiten ihres Geistes mehr die Bewunderung, als den Nutzen ihrer „Leser zum Augenmerke hätten, und, indem sie sich Mühe gäben, die „Neubegierde derselben zu beschäftigen, nur dem Stolze ihres Verstandes „zu schmeicheln suchten. Ich hoffe, daß ich wider diesen gemeinen Fehler „moralischer Schriftsteller auf meiner Hut seyn werde.“[1]

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wieder diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein eben so gemeiner Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes meistentheils der Fehler guter, und dieses der Fehler schlechter Scribenten ist. Der gute Scribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern, und alsdenn würde er freylich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freyere Absicht, und will sich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubet. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten, und gemeinnützige Wahrheiten für einerley zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige, oder doch solche die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen,

[1] Zu Anfange des XX. Stücks.

er wird ſehr oft original und neu nicht bloß ſcheinen, ſondern wirklich ſeyn. Der ſchlechte Scribent hingegen, der das Bekannteſte für das Nützlichſte hält, hoft vergebens, ſich einzig durch ſeine gute Abſicht leſenswürdig zu machen. Iſt er nun vollends gar ſo ſchlecht, daß auch nicht einmal ſeine Einkleidungen der abgedroſchenſten Wahrheiten original und neu ſind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringſten zu reitzen?

Um dieſe Einkleidungen, an welchen die moraliſchen Wochenblätter der Engländer ſo unerſchöpflich ſind, ſcheinet ſich der nordiſche Aufſeher wenig bekümmert zu haben. Er moraliſiret grade zu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Perſonen Briefe an ſich ſchreiben lieſſe, ſo würden ſeine Blätter ohne alle Abwechſelung ſeyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwey zu nennen, von welchen es ſich noch endlich ſagen lieſſe, daß ſeine Erfindungskraft einige Unkoſten dabey gehabt habe. Das eine [1] iſt eine Allegorie von dem Vorzuge der ſchönen Wiſſenſchaften vor den ſchönen Künſten. Aber was iſt auch die beſte Allegorie? Und dieſe iſt noch lange keine von den beſten. Das zweyte [2] iſt eine ſatyriſche Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und dieſe iſt in der That mit vielem Geiſte geſchrieben. Sie haben das Sinnreichſte in dem ganzen nordiſchen Aufſeher geleſen, wenn Sie dieſes Stück geleſen haben. Erlauben Sie mir alſo das Vergnügen, Ihnen die weſentlichſten Stellen daraus abzuſchreiben.

„Die Geſellſchaft der neuen Amazonen iſt, ſo viel ich noch in „Erfahrung bringen können, nicht zahlreich; unterdeß iſt ſie doch ſehr „furchtbar, und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, die nach „ſichern Nachrichten auf nichts geringers, als auf die Errichtung eines „Univerſaldeſpotismus abzielen. — Sie ſollen aber ihre gewaltthätigen „Abſichten weniger durch offenbare Feindſeeligkeiten, als durch die Künſte „einer ſehr feinen Politik auszuführen ſuchen. Weil ſie ſich vorgeſetzt „haben, ſowohl über die itzige, als über die künftige Männerwelt eine „deſpotiſche Gewalt auszuüben; denn die Gewalt über die Herzen haben „die Damen ſchon lange behauptet: So ſollen ihre Anſtalten beſonders „wider unſre jungen Herren gerichtet ſeyn. Sie haben bemerkt, daß ein „höherer Verſtand allezeit über einen ſchwächern herrſche. In dieſer „Ueberzeugung ſuchen ſie es bey ihnen ſo weit zu bringen, daß ſie die

[1] Stück XLIII. [2] Stück LIV.

„Ausbildung ihres Geistes unterlassen, ihre Seele mit Kleinigkeiten be„schäftigen, und dadurch zu den eigentlichen männlichen Geschäften und „Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie selbst stellen sich an, als „wenn man weder Vernunft noch Witz nöthig hätte, ihnen zu gefallen; „als wenn man ihnen mit ernsthaften und nützlichen Unterredungen über„lästig würde; als wenn sie sich wirklich mit leeren Complimenten, Artig„keiten und lächerlichen Einfällen befriedigen liessen; als wenn sie vor dem „blossen Namen eines Buches erschräcken, und durch nichts, als Spiel„werke glücklich wären. Allein das ist lauter Politik und List, und so „scharfsichtige Augen, als die meinigen, lassen sich von dieser Verstellung „nicht hintergehen. Ich bedaure nur unsre junge Herren, welche die Netze „gar nicht zu sehen scheinen, die ihnen auf eine so feine Art gelegt wer„den. Um sie nach und nach ganz unmännlich zu machen, gewöhnen sie „dieselben zum Geschmacke am Putze, zur Veränderung der Moden, und „zu einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit. Und man „muß erstaunen, wenn man sieht, wie sehr ihnen alle diese feindseligen „Anschläge auf den Umsturz der itzigen Einrichtung der Welt zu gelingen „anfangen. Denn man betrachte nur viele von unsern jungen Herren. „Sie kleiden sich nicht etwa ordentlich und anständig; sie putzen sich und „sind länger vor ihrem Nachttische, als die meisten Damen; sie sind so „stolz auf einen gutfrisirten, wohlgepuderten Kopf; sie sind so weichlich; „sie können so wenig Witterung und Kälte vertragen; sie haben sogar „auch schon ihre Vapeurs und Humeurs, und wenn die Natur nur „ihr Gesicht verändern wollte, so könnte man einige ganz füglich in Schnür„leibern gehen lassen. Wissenschaft und Geschmack zu haben, darauf machen „viele gar keinen Anspruch; in guten Büchern zu lesen, würde eine „Galeerenarbeit für sie seyn; und wenn sie nicht noch zuweilen mit wirk„lichen Männern zu thun hätten, so würden sie gar nichts mehr wissen. „So weit haben es schon unsere Amazonen gebracht. Wie weit dieses „noch in der Folge gehen könne, und ob nicht unsere Jünglinge mit der „Zeit, wenn sie nicht bald auf ihre Vertheidigung denken, Knötchen „machen und ihren Strickbeutel mit in Gesellschaft werden bringen müssen, „das will ich der Ueberlegung und Beurtheilung aller nachdenkenden Leser „überlassen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die Amazonen ihre Unter„nehmungen bloß auf unsere jüngere Welt einschränken. Einigen von

„ihnen, die verheirathet sind, soll es schon gelungen seyn, den Despotis-
„mus, auf den ihre Anschläge abzielen, in ihren Häusern einzuführen.
Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich Männer bequemt haben,
„die Verwaltung der Küche und andere wirthschaftliche Verrichtungen
„über sich zu nehmen, die man sonst nur unter die Geschäfte des Frauen-
„zimmers gerechnet hat. Der demüthige Mann hält es für seine Schuldig-
„keit und Ehre, den Einkauf dessen, was in der Küche nöthig ist, und
„die Anordnung der Mahlzeiten nach dem Geschmacke seiner hochgebieten-
„den Amazone zu besorgen, und mit einigen soll es auch so weit schon
„gekommen seyn, daß sie bey der Zubereitung der Speisen gegenwärtig
„sind, und einen Pudding oder Rostbeef so gut zu machen wissen,
„als die ausgelernteste Köchin. Man darf, um davon versichert zu wer-
„den, nur ein wenig in der Welt Achtung geben. Denn einige Männer
„haben an ihren neuen Geschäften so viel Geschmack gewonnen, daß sie
„ihre Gelehrsamkeit auch in Gesellschaften hören lassen ꝛc.

„Weil die Amazonen vorhersehen, daß sie, um ihr Project eines
„Universaldespotismus auszuführen, nicht allein Verschlagenheit und List,
„sondern auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreistigkeit und Unerschrocken-
„heit der Männer nöthig haben möchten: so haben sie auch schon deswegen
„die nöthigen Maasregeln genommen. Eben hieraus soll die so weit ge-
„triebene Entblössung einiger Frauenzimmer entspringen, denen andre bloß
„aus Unwissenheit und um modisch zu seyn, nachfolgen. Man glaubt
„gemeiniglich, daß es geschehe, Reizungen zu zeigen, die billig verborgen
„bleiben sollten. Allein man irrt sich sehr, und ich habe die wahre Ur-
„sache entdeckt. Es geschiehet bloß, um sich an die Kälte zu gewöhnen,
„weil sie nicht wissen, ob sie nicht mit der Zeit genöthigt sein möchten,
„Wintercampagnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr erröthen, andere den
„jungen Herren und Männern so dreist ins Gesicht sehen, andere in der
„Komödie über die Zweydeutigkeiten, bey deren Anhörung man sonst,
„wenn man auch lächelte, das Gesicht doch hinter den Fächer zu ver-
„bergen pflegte, so laut und dreist lachen, als die kühnste und unver-
„schämteste Mannsperson. Eben daher kommt es auch, daß viele in den
„Betheuerungen so geschickt sind, die sich sonst die Kriegsmänner vorbe-
„hielten, und noch andere bis in die späteste Mitternacht wachen, um der
„gefährlichen Abendluft gewohnt zu werden.

Ich will nicht unterſuchen, ob dieſer Einfall dem nordiſchen Aufſeher ganz eigen iſt; genug er iſt ſchön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu ſchwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitſchweiffende Redensarten aufſchwellen; labyrinthiſche Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn faſſen kann: das iſt überhaupt die vorzügliche Geſchicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieſer Wochenſchrift, der die meiſten Stücke geſchrieben zu haben ſcheinet. Sein Stil iſt der ſchlechte Kanzelſtil eines ſeichten Homileten, der nur deswegen ſolche Pnevmata herprediget, damit die Zuhörer, ehe ſie ans Ende derſelben kommen, den Anfang ſchon mögen vergeſſen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringſten zu verſtehen. — Ich kenne nur einen einzigen geiſtlichen Redner itzt in unſrer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Itzt aber laſſen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeſchreiblich ſchwatzhaft der nordiſche Aufſeher oft iſt. Es wird mir Mühe koſten, die Stelle, die ich in dieſer Abſicht anführen muß, abzuſchreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Gröſſe getrieben worden, iſt doch ein merkwürdiges Ding; ich will mir die Mühe alſo immer nicht verdrieſſen laſſen. Der Aufſeher will in dem zweyten Stücke von der Fähigkeit, die Glückſeeligkeit andrer zu empfinden, reden und fängt an: „Derjenige, deſſen Geiſt in den kleinen Bezirken ſeiner „perſönlichen und häuslichen Vortheile eingeſchränkt bleibt, und un„fähig zur Empfindung anderer Glückſeeligkeiten iſt, die nicht aus den „Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Leidenſchaften, „oder aus dem Glücke ſeiner Familie entſpringen, kömmt mir wie ein „Menſch vor, der ein kurzes und blödes Geſicht hat.“ — Das Gleichniß iſt gut; aber nun hören Sie, wie ſchülerhaft er es ausdehnt. — „Der „Kurzſichtige kennt die Natur weder in ihrer Gröſſe, noch in ihrer vollen „Schönheit und Pracht; er ſieht dieſelbe, ſo zu ſagen, nur im kleinen und „nicht einmal deutlich! Was entbehrt er nicht, und wie wenig faßt ſein „Auge von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern „der Schöpfung! Wie unzählbare mannichfaltige Ausſichten, die ein ſtär„keres Auge mit einem fröhlichen Erſtaunen betrachtet, ſind für ihn, als „wären ſie gar nicht in der Natur, und wer kann die herrlichen und ent„zückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungeſehen und unbewundert

„vorübergehen? Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der Himmel „wenig Gestirne, und wie viel Schönheiten verlieret er nicht auf der Erde? „Wenn andre Augen, die in die Weite reichen, in der Entfernung tausend „grosse und herrliche Gegenstände auf einmal und ohne Verwirrung über„sehen, und mit einem Blicke in dieser Weite Anhöhen und fruchtbare „Thäler, und in jener Entfernung blühende Wiesen und einen weit ge„streckten Wald entdecken, so erblickt er kaum die Blumen, die unter seinen „Füssen aufwachsen, und selbst von diesen bleiben ihm mannichfaltige „Reitzungen verborgen, die ein schärferes Auge in ihrem künstlichen Ge„webe wahrnimmt. Alles ist vor ihm, wie mit einem Nebel überzogen; „ganze Gebürge verlieren sich in seinen Augen in Hügel; stolze Palläste „bey einem gewissen Abstande von ihm in Dorfhütten, und vielleicht ganze „Landschaften in einen grünen, mit einigen Gebüschen durchwachsenen „Grasplatz. Dem besten Auge hingegen ist ein jeder Theil der Materie „bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, „wenn dem Kurzsichtigen die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von „Bewegung und Leben zu seyn scheinet! Wie unvollkommen müssen nicht „seine Vorstellungen von der Grösse, Ordnung und Vollkommenheit der „Natur, von ihrer angenehmen Mannichfaltigkeit und Kunst bey ihrer so „erhabenen Einfalt und Gleichförmigkeit, und von ihrer bis zur Unbe„greiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ihren unzählbaren „Abwechslungen seyn, und wie unglücklich ist der nicht, wenn er nicht „mehr errathen, als sehen, und seinem schwachen Gesichte nicht mit seinem „Verstande zu Hülfe kommen kann! Er muß mit seinen Freuden zu „geitzen wissen, wenn er mit ihrem kleinen Vorrathe auskommen will, da „derjenige, welcher gute Augen gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast „verschwendrisch seyn mag, indem er sich nur umsehen darf, um im Ueber„flusse neue Reitzungen, neue Schönheiten und Belustigungen zu ent„decken. —

Noch nicht aus? — Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufseher fährt fort: „Ebenso ist es mit denjenigen beschaffen ꝛc. und, Gott sey Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bey allen guten und schlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichniß, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verlieret?

VII. Den 16. Auguſt. 1759.

Ein und funfzigſter Brief.

In das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften und der Critik iſt der nordiſche Aufſeher nur ſelten übergegangen.

Von den drey eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer ſelbſt zum Verfaſſer haben, (die eine auf die Geburt,[1] die andere auf das Leiden des Erlöſers,[2] und die dritte auf den Geburtstag des Königs,[3]) von dieſen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich ſchon. Herr Cramer iſt der vortreflichſte Verſificateur; dafür erkennen wir ihn beyde. Daß aber ſein poetiſches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetiſches Genie zugeſtehen kann, ſehr einförmig iſt, das haben wir oft beyde betauert. Wer eine oder zwey von ſeinen ſo genannten Oden geleſen hat, der hat ſie ziemlich alle geleſen. In allen findet ſich viel poetiſche Sprache, und die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der ſchöne verſteckte Plan, der auch die kleinſte Ode des Pindars und Horatz zu einem ſo ſonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer iſt, wenn ich ſo reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, blos in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwey andere Gedichte vor, die meine Aufmerkſamkeit ungleich mehr an ſich gezogen haben. Das Klopſtockiſche Siegel iſt auf beyden; und das läßt ſich ſo leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geiſtliches Lied[4] auf die Auferſtehung des Erlöſers iſt, weiß ich auch nicht viel ſonderliches zu ſagen. Es iſt, — wie des Herrn Klopſtocks Lieder alle ſind; ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfindet. Aber das zweyte iſt deſto merkwürdiger. Es ſind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieſes groſſe Object. Sie ſcheinen ſich von ſelbſt in ſymmetriſche Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang ſind, ob ſie ſchon kein beſtimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begrif davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!

[1] Stück LIX. [2] Stück XV. [3] Stück XVIII. [4] Stück XVI.

Heftiger gebetet hatteſt!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernſten Stunde
Thateſt du jene groſſe Wahrheit kund,
Die Wahrheit ſeyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub iſt!
Du ſtandeſt, und ſpracheſt
Zu den Schlafenden:
Willig iſt ihre Seele;
Allein das Fleiſch iſt ſchwach.
Dieſer Endlichkeit Looß,
Dieſe Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn ſie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will.
Anbetend, Vater, ſink ich in Staub und fleh!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß ſie zu dir ſich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebſt du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, ſtill, und forſche
Dieſem Gedanken der Wonne nach!

Und dieſes vorbereitende Gebet iſt der Anfang des Gedichts ſelbſt. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen ſagen ſollte, was ich denn nun aus dem Folgenden, von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen, der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr beſtärket: ſo weiß ich freylich nichts darauf zu antworten. Eigentlich iſt das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine ſchöne, prächtige Tirade, über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während dem Leſen, ſeine Begeiſterung mit ihm zu theilen, geſchienen habe? muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und ſehe,
Und ſiehe, der Herr iſt überall!
Erde, aus deren Staube
Der erſte der Menſchen geſchaffen ward,
Auf der ich mein erſtes Leben lebe!
In der ich verweſen,
Aus der ich auferſtehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu ſeyn!

Mit heiligem Schauer
Brech ich die Blum ab!
Gott machte ſie!
Gott iſt, wo die Blum' iſt!

Mit heilgem Schauer
Fühl ich das Wehn,
Hier iſt das Rauſchen der Lüfte!
Er hieß ſie wehen und rauſchen,
Der Ewige!
Wo ſie wehen, und rauſchen,
Iſt der Ewige!

Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verweſen wirſt,
Wird der Ewige ſeyn!

Freu dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmer verwehen!
Auch dort, Verweſter, Verſtäubter,
Wird er ſeyn der Ewige!

Die Höhen werden ſich bücken!
Die Tiefen ſich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unſterbliche ſchafft!

Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In dieſem ſtürmiſchen Feuer iſt das ganze Stücke geſchrieben. — Aber was ſagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich iſt es weiter nichts als eine künſtliche Proſa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöſet, deren jeden man als einen einzeln Vers eines beſondern Sylbenmaaſſes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathſam ſeyn, zur muſikaliſchen Compoſition beſtimmte Gedichte in dieſem proſaiſchen Sylbenmaaſſe abzufaſſen? Sie wiſſen ja wie wenig es dem Muſikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet, und alle Schwierigkeiten deſſelben ſorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft iſt es ihm ſo gar hinderlich, und er muß, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerſtören, die dem Dichter ſo unſägliche Mühe gemacht hat. Da alſo der proſaiſche Wohlklang entweder von dem muſikaliſchen verſchlungen wird, oder wohl gar durch die Colliſion leidet, und Wohlklang zu ſeyn aufhöret; wäre es nicht beſſer, daß der Dichter überhaupt für den Muſikus in gar keinem Sylbenmaaſſe ſchriebe, und eine Arbeit gänzlich unterlieſſe, die ihm dieſer doch niemals danket? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und dieſe freye Versart ſo gar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerſpiele in Proſa zu ſchreiben, und es ſind viel Leſer ſehr unzufrieden damit geweſen, daß man auch dieſe Gattung der eigentlichen Poeſie dadurch entreiſſen zu wollen ſcheinet. Dieſe würden ſich vielleicht mit einem ſolchen Quaſi-Metro befriedigen laſſen; beſonders wenn man ihnen ſagte, daß z. E. die Verſe des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent ſelbſt behielte dabey in der That alle Freyheit, die ihm in der Proſe zuſtatten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, ſeine Perioden deſto ſymmetriſcher und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauſpieler daraus ziehen könnte, will ich itzt gar nicht erwähnen; wenn ſich nehmlich der Dichter bey der Abtheilung dieſer freyen Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile ſo lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zuſammen ausſprechen müßte. [illegible]

Das einzige Stück des nordiſchen Aufſehers, welches in die Critik einſchlägt, iſt das ſechs und zwanzigſte, und handelt von den

Mitteln, durch die man den poetiſchen Stil über den proſaiſchen erheben könne und müſſe. Es iſt ſehr wohl geſchrieben, und enthält vortrefliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merket der Verfaſſer an, daß keine Nation weder in der Proſe noch in der Poeſie vortreflich geworden iſt, die ihre poetiſche Sprache nicht ſehr merklich von der proſaiſchen unterſchieden hätte. Er beweiſet dieſes mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzoſen aber ſagt er: „Die Franzoſen, welche die Proſe der Geſellſchaften, und was derſelben nahe „kömmt, mit der meiſten Feinheit und vielleicht am beſten in Europa „ſchreiben, haben ihre poetiſche Sprache unter allen am wenigſten von der „proſaiſchen unterſchieden. Einige von ihren Genies haben ſelbſt über „dieſe Feſſeln geklagt, die ſich die Nation von ihren Grammaticis und „von ihren Petitsmaiters hat anlegen laſſen. Unterdeß würde man ſich „ſehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poeſie gar nicht von ihrer Proſe „unterſchieden wäre. Sie iſt dieſes bisweilen ſehr; und wenn ſie es nicht „iſt: ſo haben wir wenigſtens das Vergnügen, da, wo wir bey ihnen den „poetiſchen Ausdruck vermiſſen, ſchöne Proſe zu finden: ein Vergnügen, „das uns diejenigen unter den Deutſchen ſelten machen, welche an die „weſentliche Verſchiedenheit der poetiſchen und der proſaiſchen Sprache ſo „wenig zu denken ſcheinen.“ — Er kömmt hierauf auf die Mittel ſelbſt, wodurch dieſe Verſchiedenheit erhalten wird. Das erſte iſt die ſorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelſten und nachdrücklichſten Wörter wählen. Unter die letztern zehlet er auch diejenigen, die mit Geſchmack zuſammengeſetzt ſind. „Es iſt, ſagt er, der Natur unſerer „Sprache gemäß, ſie zu brauchen. Wir ſagen ſogar im gemeinen Leben: „Ein gottesvergeßner Menſch. Warum ſollten wir alſo den Griechen „hierinn nicht nachahmen, da uns unſere Vorfahren ſchon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?“ — Das zweyte Mittel beſtehet in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung iſt dieſe: Wir müſſen die Gegenſtände, die in einer Vorſtellung am meiſten rühren, zu erſt zeigen. — „Aber nicht allein die „Wahl guter Wörter, fährt der Verfaſſer fort, und die geänderte Verbindung derſelben unterſcheiden den poetiſchen Perioden von dem proſaiſchen. Es ſind noch verſchiedene von denen anſcheinenden Kleinigkeiten „zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden iſt, was er iſt. „Ich nehme an, daß die Wörter des Periodes und die Ordnung derſelben,

„der Handlung, die der Periode ausdrücken soll, gemäß sind. Aber gleich„wohl gefällt er noch nicht genug. Hier ist eine Redensart, wo nur ein „Wort seyn sollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewisse „Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegen„theil seyn. Hier sollte eine glückliche Redensart stehen. Der Gedanke „erfordert diese Ausbildung. Dort sind die Partikeln langweilig, welche „die Glieder des Perioden fast unmerklich verbinden sollten. Sie sinds „unter andern, wenn sie zu viel Sylben haben. Ein: dem ungeachtet „könnte die schönste Stelle verderben. Sie sinds ferner, wenn sie da „gesetzt werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck „darunter litte, wegbleiben könnten. Das doch, mit dem man wünscht, „gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle stand die Inter„jection nicht, wo sie stehen sollte. Das Ach fieng den Perioden an; und „es hätte glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften „am meisten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfasser nicht gewußt, „von welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium gewesen „seyn würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte."

Schliessen Sie aus dieser Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfasser in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unsern Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen; es mit allem Fleisse zu studiren. Es würde jeder alsdenn wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter, z. E. leidet alsdenn einen grossen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eignen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigne Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Worte sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit, und besonders im Affecte, zu erst beyfallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatores, und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein grosses Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er, besonders die erhabensten Gedanken, in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affecte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreiffen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freylich diejenigen nichts

wissen wollen, die nur an einem correcten Racine Geschmack finden, und so unglücklich sind, keinen Shakespear zu kennen.

VIII. Den 23. August. 1759.

Zwey und funfzigster Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur, noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? — Auch mit ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.

Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleisse nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und für unsere künftige Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht seyn; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascau zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkele Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Factums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzehlungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzehlen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit diesem poetischen

Geſchichtſchreiber! Ich mag ihn nicht leſen! Sie mögen ihn auch nicht leſen, als einen Geſchichtſchreiber wenigſtens nicht; und wenn ihn ſein Vortrag noch ſo leſenswürdig machte!

Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geſchichtſchreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geſchichte ſeiner Zeiten und ſeines Landes beſchreibet. Denn nur der kann ſelbſt als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein ſolcher geſchätzt zu werden, wenn alle andere, die ſich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweiſen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen ſind. Ich bedaure daher oft den mühſamen Fleiß dieſer letztern; beſonders derjenigen von ihnen, die ſich, vermöge ihres Amtes, einer ſo undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müſſen, wenn ſie Thuani werden könnten. Die ſüſſe Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den ſie ſtiften, muß ſie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes ſchadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieſer Schadloshaltung auch nicht zufrieden ſeyn? —

Genug dieſer allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk ſelbſt, welches ſie eigentlich veranlaſſet hat. Seinen Verfaſſer habe ich bereits genennet. Es iſt der verdiente Gelehrte, den Sie ſchon aus ſeiner Geſchichte des Kaiſer Richards kennen müſſen. Jetzt hat er uns eine Portugiſiſche Geſchichte geliefert.[1]

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umſtändlichen Auszuge derſelben anfüllen wollte. Was könnten Sie neues daraus lernen? Und iſt Ihr Gedächtniß nicht ſo glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefriſchet werden? Kaum verlohnet es ſich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur ſo viel zu ſagen, daß es aus den akademiſchen Vorleſungen des Verfaſſers über ſeinen Grundriß zu einer umſtändlichen Hiſtorie der vornehmſten europäiſchen Reiche und Staaten entſtanden, und in zwey Theile abgeſondert iſt, deren fünf Abtheilungen folgende Aufſchriften haben. I. Abth. Von den älteſten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II. Abth. Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des ächten königlichen Stammes.

[1] George Chriſtian Gebauers Portugiſiſche Geſchichte von den älteſten Zeiten dieſes Volks, bis auf die itzigen Zeiten, mit genealogiſchen Tabellen und vielen Anmerkungen verſehen, in denen die Belege und allerhand Unterſuchungen der hiſtoriſchen Wahrheiten anzutreffen ſind. Leipzig in der Fritſchiſchen Handlung, 1759. In Quart, an drey Alphab.

III. Abth. Von dem Ausgange des ächten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. Abth. Von der Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung des Hauſes Braganza. V. Abth. Von den Königen aus dem Hauſe Braganza bis itzo.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht angenehm ſeyn, wenn ich Sie mit dieſer oder jener einzeln Begebenheit, auf die unſer Verfaſſer einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte? Es wäre der nächſte Weg, Sie zugleich ſelbſt von ſeinem Vortrage, und von der ſorgfältigen Art in ſeinen Unterſuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu laſſen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geſchmack? Kühne Unternehmungen; ſonderbare Unglücksfälle, die einen groſſen Mann treffen ꝛc. —

O ich müßte mich ſehr irren, oder Sie haben ſich, als Sie nun auf die Portugiſiſche Hiſtorie kämen, bey der Geſchichte des unglücklichen Königs Sebaſtian, am längſten, am liebſten verweilet. — Der junge Sebaſtian, wie Sie ſich erinnern werden, brannte vor Begierde, ſich mit den Ungläubigen in Africa zu verſuchen. Er ließ ſich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigener Perſon beyzuſpringen. Er ging mit einem anſehnlichen Heere, ſo ſehr es ihm auch ſeine Freunde, ſo ſehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Comete zu widerrathen ſchienen, am Johannistage 1578 unter Segel; ſetzte das Heer bey Arzilla ans Land, und ging auf l'Arache los. Auf dieſem Wege kam es in der Ebene von Alcaſſarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Molucco, zur Schlacht. Sebaſtian und ſeine Portugiſen erlitten die ſchrecklichſte Niederlage, und er ſelbſt — blieb. So ging wenigſtens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schickſal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern ſich doch noch auch, daß nach und nach vier Pſeudo-Sebaſtiane aufſtunden, als Spanien bereits das Königreich Portugal an ſich geriſſen hatte? Die erſten drey waren offenbare Betrieger, und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der vierte hingegen," ſagt unſer Scribent, „wußte ſein Thun „ſo ſcheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob er „nicht der wahre Sebaſtian geweſen. —

Er kam, fähret Herr Gebauer fort,[1] zu Venedig An. 1598 zum „Vorſcheine, und nachdem er daſelbſt nicht allein bey dem gemeinen Volke,

[1] Seite 19 des zweyten Theils.

„ſondern auch bey etlichen vornehmen Perſonen Glauben fand, zumal da „einige Portugiſen, die den König Sebaſtian wohl gekannt hatten, vor „gewiß verſicherten, daß er in dem Geſichte, in der Gröſſe, in der Rede, „demſelben vollkommen gleiche, ward ihm dergeſtalt unter die Arme ge„griffen, daß er ſich ſeinem Stande gemäß aufzuführen anfing, und kein „Bedenken hatte, ſich vor den öffentlich auszugeben, den er vorſtellte. „Darüber bewegte ſich der ſpaniſche Geſandte zu Venedig, Dominicus „Mendoza, und brachte es bey dem Rathe zu Venedig dahin, daß „er in Haft genommen, und über ſeine Umſtände, und wer er ſey, be„fragt wurde. Da erzehlte er umſtändlich, wie er in dem unglücklichen „Treffen bey Alcaſſar in Africa nicht ſey erſchlagen worden, ſondern, „ob wohl hart verwundet, der Gefangenſchaft wunderbarer Weiſe entgan„gen ſey. In Algarbien, wohin er auf einem leichten Schifflein mit „Criſtoval von Tavora übergeſetzt, hätte er ſich heilen laſſen, und „weil er des Anblicks der Menſchen nach einem ſo gröſſen Unglücke ſich „geſcheuet und geſchämet, habe er ſich vorgenommen, Abeßinien und „andere weit entlegene Reiche und Lande zu beſuchen. Auf dieſer ſeiner „Fahrt ſey er nach Perſien gekommen, habe mancherley Schlachten beyge„wohnet, und viele Wunden empfangen; endlich ſey er des Herumziehens „müde worden, und habe ſich mit einem frommen Alten in Georgien „in ein einſames Kloſter begeben, und daſelbſt ein Cläuſnerleben gefüh„ret, bis ihm endlich gefallen, ſeine Unterthanen wieder zu ſehen. Auf „dieſer Rückreiſe habe er erſt in Sicilien gelandet, und von da Mar„cum Tullium Cotizo von Coſenza nach Portugall abgefertiget, „und als der nicht wieder kommen, habe er ſich ſelbſt auf den Weg ge„macht, der Meinung, ſich zuförderſt zu Rom dem Pabſte zu den Füſſen „zu werfen. Daran habe ihn die Bosheit ſeiner eigenen Leute verhindert, „die ihn unterwegens beraubt, ſo daß er ſich nach Venedig begeben „müſſen, wo man ihn bald vor denjenigen erkannt, der er wirklich ſey. „Das war nun geſchwinde geſagt, aber es fehlte der Beweis, den man „aber doch nach der Strenge von ihm nicht fodern konnte. Er ſagte mit „groſſer Freymüthigkeit, daß er zu dem Rathe zu Venedig ſich des „Beſten verſehe, der ſich wohl erinnern würde, was er vor Briefe bey „dem letzten Türkenkriege an ſie geſchrieben, und wie geneigt er ſich wegen „der Hülfe gegen ſie erboten habe. Wer ihn, den König je geſehen habe, „müßte ihn kennen. Zu deſſen Beſtärkung ward befunden, daß er, gleich

„dem Könige, in dem Geſichte ſowohl, als an ſeinem ganzen Leibe an „der linken Seite etwas kürzer war, als an der rechten; an ſeiner rechten „Augenbraune war eine Narbe zu ſehen von einer Wunde, wie bey Kö„nig Sebaſtian, der ſolche in ſeiner Kindheit bekommen hatte; eine „große Warze an der Fußzehe und andere Mahle, die man bey dem „Könige wahrgenommen hatte, fanden ſich bei dieſem Sebaſtian auch. „Er ward drey ganzer Jahre lang in der Haft behalten, und inmittelſt „bewegten die geflüchteten Portugiſen Himmel und Erde, daß ihr Kö„nig ihnen möchte frey gegeben werden. Selbſt König Heinrich IV. in „Frankreich, ließ durch ſeinen Geſandten, den Herrn du Freſne, „den Rath zu Venedig bitten, ſie möchten in der Sache ſprechen, und „die Portugiſen nicht im Irrthume laſſen. Das Erkenntniß beſtund „nun darinn, daß dieſer Mann binnen acht Tagen das Venetianiſche „Gebiete räumen ſollte, bey ewiger Galeerenſtrafe. Nun überlegten die „Portugiſen fleißig, was vor einen Weg ihr König erwählen ſollte, „um ſicher in ſein Königreich zu gelangen, ob er durch Graupündten „und die Schweiz, oder durch das Florentiniſche ſeinen Weg nehmen „ſollte. Zu ſeinem groſſen Unglücke erwählte er den letztern. Er hatte „kaum als ein Dominicaner Münch das Florentiniſche Gebiete „betreten, als er daſelbſt erwiſcht, und von dem Großherzoge Ferdi„nand dem I. an die Spanier nach Neapel ausgeliefert wurde. Da „gingen die Unterſuchungen von neuem an, zu groſſer Verwunderung de„rer, die ihn des Betruges überführen wollten. Als ihn der ſpaniſche „Unterkönig, Don Ferdinand Ruiz von Caſtro, Graf von Lemos, „vor ſich kommen ließ, trat er ihm mit groſſer Zuverſicht unter die Augen, „und weil er ſahe daß der Graf unbedeckt war, ſprach er zu ihm: decket „euch, Graf von Lemos. Als dieſer erwiderte, wer ihm die Macht „gegeben habe, ihn mit ſolcher Kühnheit anzureden? ſoll er verſetzt haben: „dieſe Macht ſey mit ihm gebohren; wie er ſich denn ſelbſt ſo anſtellen „dürfe, als wenn er ihn nicht kenne? er müſſe ſich doch erinnern, daß „ſein Vetter, der König Philipp, ihn zweymal an ihn abgeſandt habe, „und daß der Degen, den er an ſeiner Seite habe, ihm damals von ihm „ſey geſchenkt worden. Andere ſagen, er habe ihn nur erinnert, daß er „damals den Grafen mit einem Degen, ſeine Gemahlin aber mit einem „Juwel beſchenkt habe. Weil dies nun an ſich ſeine Richtigkeit gehabt, „habe der Graf ein ganz Bund ſeiner Degen, und die Juwelen ſeiner

„Gemahlin in das Zimmer bringen lassen, da unser Sebastian nicht „allein die rechten Stücke gleich erkannt, und unter den andern heraus„genommen, sondern auch an dem Juwel ihm gewiesen, wie man dasselbe „an einem gewissen Orte eröfnen, und den darunter verborgenen Namen „Sebastian, entdecken könne, welches Kunststück bisher dem Grafen und „seiner Gemahlin verborgen gewesen. Der Ausgang war, daß man den „Sebastian als einen Betrieger auf einen Esel setzte, ihn in Neapel „schimpflich herumführte, sodann aber auf die Galeeren bringen ließ. „Als er sich der Spanischen Küste näherte, ward alles in Portugall „rege, so daß man ihn nach St. Lucar auf das Schloß setzen mußte, „um seiner Person mehr versichert zu seyn, an welchem Orte er geblieben „und gestorben, ohne daß die Art seines Todes jemals recht bekannt „worden.

Dieses ist die Geschichte. Dabey aber läßt es unser Verfasser nicht bewenden, sondern stellet eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. Es kömmt hierbey, sagt er, auf zwey Fragen an; „ob der Tod des König Sebastians dergestalt in der „Gewißheit beruhe, daß man keine Ursache habe, daran weiter zu zwei„feln, und wenn diese erste Frage sollte nicht können bejaet werden, ob „jedoch der vierte Sebastian unter diejenigen billig gezählt werde, „welche unter einem falschen Namen in der Welt eine grosse Rolle spie„len wollen, oder ob auch dies im Zweifel beruhe."

Kann man das erste mit Zuverläßigkeit erweisen, ist Sebastian bey Alcassar gewiß geblieben, so ist das zweyte zugleich entschieden. Aber, leider, kann man jenes nicht, und aus allen Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von seinem Pferde herab sinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, ist viel zu zerfetzt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kenntbar seyn können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten, besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Mulay Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher, als dieser Beyfall. „Wer hätte in des barbarischen Königs Gegenwart mit dem Resendio „darüber wollen einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute leicht be„greifen konnten, daß es dem Könige, wenn er sollte der Gefahr entflohen,

„oder auch unter den übrigen geringern Gefangenen annoch verborgen „seyn, allemal zuträglicher sey, daß man auf Mohrischer Seite seinen „Tod glaube, als daß ihm nachgesetzt, oder sonst weiter nachgespüret werde.“ — Es ist auch nicht zu leugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden, der von der Wahlstatt aufgehobene Körper, sey nicht der wahre Körper des Sebastians, sondern der Körper eines Schweitzers. Die Mährchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sey, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Die Fortsetzung künftig.

IX. Den 30. August. 1759.

Beschluß des 52sten Briefes.

Und folglich läßt sich aus diesem Punkte, der vermaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich auch da keine Spur des Betruges? Keine? und hundert auffordentliche Umstände sind alle für ihn. Er ist in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie kennen diesen strengen peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Fehmgerichte, dessen erste Regel es ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gerichte läßt ihn durch ganze Jahre sitzen, kann in drey ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, ob gleich die Spanier, während der Zeit, es nicht werden haben ermangeln lassen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Bosheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermassen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urtheilsspruch nicht länger verweigern kann; was erkennet es? Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los seyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianische Gebiete zu räumen. Binnen acht Tagen! „Das sieht, sagt unser Historicus, eher einem Ver„fahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staatsdienern, oder unan„genehmen Gesandten begegnet, als der Weise, nach welcher man mit „schuldig erkannten Missethätern verfährt, die man durch die Gerichtsfolge „an die Grenzen bringen, und von da in die weite Welt laufen läßt. — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Grosherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt, und an die Spanier auslieferte; denn der Cardinal von Osiat schreibt in einem seiner Briefe

ausdrücklich, daß ſie es für eine ſtarke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun iſt er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man ſonſt glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drey vorhergehenden Betriegern, die man alle eines ſchimpflichen Todes ſterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unſerm Verfaſſer durch alle kleine Umſtände dieſer Untersuchung folgen wollte; ſo intereſſant ſie auch bey ihm ſelbſt iſt. Es iſt wahr, er hätte ſie ungleich intereſſanter machen können, wenn er nur ein klein wenig beſſer zu ſchreiben wüßte, und nicht überall den docirenden Profeſſor ſo ſehr hören lieſſe. Aber ſind wir nicht darüber ſchon einig geworden, daß wir unſern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug daß er ſich überall, als den beleſenſten, als den ſorgfältigſten und unpartheyiſchſten Mann zeiget.

„Als den unpartheyiſchſten? Was könnte einen Deutſchen auch wohl „bewegen, in einer Portugiſiſchen Geſchichte partheyiſch zu ſeyn? — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß ſich ein Mann, den partheyiſch ſeyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er iſt immer geneigt, ſich geradezu zu erklären, und zu urtheilen da allezeit ſelbſt, wo er blos ſeine Leſer ſollte urtheilen laſſen. Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der Portugiſiſchen Geſchichte gar nichts vorkomme, wobey ein Deutſcher aus dieſem oder jenem Vorurtheile, ſollte es auch nur die Liebe zu ſeinem Volke ſeyn, zur Partheylichkeit gereitzet werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des zweyten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffahrt redet, gedenket er des bekannten Martin Behems, der ihm ſehr erſprießliche Dienſte dabey geleiſtet habe. Nun wiſſen Sie, was verſchiedene patriotiſche Gelehrte von dieſem Nürenbergiſchen Geſchlechter behaupten wollen; daß nehmlich Er, der erſte wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen ſey. Sie ſtützen ſich dabey vornehmlich auf die Zeugniſſe des Ricciolus und Benzonus. Jener giebt zu verſtehen, daß Behem den Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieſer ſagt mit ausdrücklichen Worten,[1]

[1] Hujus Freti observatio Magellano tribuenda est, nam reliquarum navium praefecti, fretum esse negabant, et sinum duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse norat puta ut fertur, in charta marina adumbratum viderat, descriptâ ab insigni quodam Nauclero cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitaniae Rex in suo Musaeo adservabat. *Benzonus de India occidentali. Tom. IV. Americae Theodoro de Bry.*

daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge, aus einer Seekarte des Beheims habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayer beytritt, und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands etc. Triumph ruft, daß seine Landesleute nicht allein die Druckerey und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dem ohngeachtet unser Historicus hiervon sagt: [1] „Ob übrigens Martin Behaim die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fretum Magellanicum gekannt, wie jenes Joh. Bapt. Riccioli us, [2] dieses aber „Hieron. Bevilacqua bejahet, dünket mich eine sehr ungewisse Sache zu „seyn. Wenn Hartmann Schedel in seiner lateinischen Chronik schreibet, daß er und Jacobus Canus (der Congo entdecket hat) über „die Aequinoctiallinie hinaus und so weit gefahren, daß ihr Schatten, „wenn sie gegen Osten zugesehen, ihnen zur rechten Hand gefallen; mag „daraus noch nicht geschlossen werden, daß sie bis nach America gekommen. „Das erfährt jedermann, der nur über die Linie hinaus ist. Die alten „Urkunden, welche Wülfer, Wagenseil, Stüven und Doppelmayer angezogen, sprechen davon nichts; und die größte Schwierigkeit „finde ich in der an. 1492. von Behaim verfertigten Weltkugel, in „welchem Jahre Columbus schon auf der Fahrt gewesen. Der Herr „Doppelmayer hat diese Erdkugel in Kupfer vorgestellet, und je länger „ich sie betrachte, je weniger finde ich, daß er den obbemeldeten grossen „Erfindern, Christophoro Columbo und Ferdinando Magellani „ihren bisher gehabten Ruhm zweifelhaft machen können." — — Und an einem andern Orte [3] fügt er noch dieses hinzu: „Columbus hat also „die neue Welt, Vesputius aber das eigentliche America entdeckt, oder „doch in der alten Welt zuerst recht bekannt gemacht. Wir Deutsche, die „wir sonst recht grosse Erfinder sind, haben hier keinen Theil, nachdem „Martin Behaims Verdienste hier nicht zulangen wollen, und müssen

[1] Erster Band, S. 124 in der Anmerkung.

[2] Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Riccolus bejahe. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, sive suopte ingenio, ut erat in Astronomiae, Cosmographiae et Physices gnarus, sive indicio habito a *Martino Bohemo*, aut ut Hispani dictitant, ab Alphonso Sanchez de Helva nauclero, qui forte incideriſ in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam occidentalem etc. *Geographiae et Hydrographiae Reform. Lib. III. cap. 22. p. 93.*

[3] Ebendaselbst S. 139.

„dieſe Ehre den Genueſern und Florentinern überlaſſen, es wäre
„denn, daß wir dieſes vor unſere Ehre rechnen wollten, daß dieſer vierte
„Theil der Welt dennoch einen deutſchen Namen führet. Amerigó oder
„Americus iſt nichts anders als der gute deutſche Name Emrich, und
„America folglich ſo viel als Emrichsland.“

Nach dieſer unſtreitigen Probe einer rühmlichen Unpartheylichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unſer Verfaſſer auch in Kleinigkeiten ſeine ſorgfältige Unterſuchung treibet. Ich wehle aber eine Stelle dazu, wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen iſt. Sie enthält die Geſchichte eines bon-mot.

Herr Gebauer erzehlt in dem Texte von dem Vater des regierenden Königs von Portugal, Johann dem fünften, daß er gegen ſeinen Adel niemals geſagt: „König Johann der vierte liebte euch, „Don Pedro fürchtete ſich für euch; allein ich, der ich Herr bin de „jure et heredad, fürchte mich nicht für euch, und werde euch nicht „lieben, als in ſo ferne euch eure Aufführung meiner königlichen Ach„barkeit würdig machet.“ — In einer Note aber fügt er folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour servir à l'Histoire de „Madame de Maintenon, die voller ſonderlichen Nachrichten ſind, wieder „durchlaufe, bemerke ich eine Stelle, der ich hiebey gedenken muß. Es „wird T. III. c. 4. von der Wiederrufung des berühmten Edicts von „Nantes gehandelt, daß der Erzbiſchof zu Paris, de Harley, der „Biſchof zu Meaux Boſſuet, und des Königs Beichtvater, der P. de „la Chaiſe, König Ludwig dem XIV. in Frankreich, nachdem er un„gefangen fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das ſechs „ſeiner Vorfahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergeſtalt angepri„ſen, daß er ſich endlich bereden habe, das wahre Mittel ſeine Sünden „zu tilgen ſey, wenn er ſein ganzes Reich katholiſch mache. Das ſey ſo „weit gegangen, daß er gegen den Mr. de Ruvigni eines Tages ſich „herausgelaſſen habe, er wolle zufrieden ſeyn, daß eine ſeiner Hände die „andere abhaue, wenn die Ketzerey dadurch könne ausgerottet werden. „Dieſer Mr. de Ruvigni iſt der berühmte Marquis von Ruvigni „Heinrich, der bey der hernach entſtandenen Verfolgung mit einigen „wenigen Perſonen erlanget, daß er mit ſeinem Hauſe das Königreich hat „verlaſſen, und ſich nach England begeben dürfen. Histoire de l'Edit „de Nantes par Benoit T. III. P. II. p. 898. Er hat ſich hernach in

„dem Irrländiſchen, und Spaniſchen Succeſſionskriege unter dem „Namen des Grafen von Galloway hervorgethan, zu welcher Würde „ihn König William III. erhoben. Eben dieſer Herr ſoll dem König „Ludewig XIV. die Vorſtellung gethan haben, daß König Heinrich IV. „obermähntes Edict gegeben, Ludewig XIII. ſolches erhalten, er ſelber „es beſtätiget habe, und dennoch daſſelbe alle Tage durch die Erklärungen „des Königlichen Raths gebrochen werde, worauf der König ſoll geant„wortet haben: Mon grand Pere vous aimoit, mon Pere vous craig„noit; pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime. Mein Groß„vater liebte euch, mein Vater fürchtete euch, aber ich, ich „fürchte euch nicht und liebe euch nicht. Wobey unten die geſchrie„benen Memoires des Biſchofs von Agde angezogen werden, und der „lateiniſche Vers beygefüget wird:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

„Es wäre doch was ſonderliches, wenn zween ſo groſſe Könige einerley „Einfall gehabt hätten. Die Ehre der erſten Erfindung hätte König „Ludewig, denn er ſoll das noch vor der Aufhebung des Edicts von „Nantes geſprochen haben, zu welcher Zeit König Johannes von Por„tugal noch nicht gebohren war. Daß aber dieſer das ſollte gewußt haben, „was König Ludewig in Frankreich ſo lange Zeit vorher dem Marquis „von Ruvigni ſoll gleichſam in das Ohr geſprochen haben, und ſolches „ſollte auf ſeine Umſtände angewandt haben, iſt ſchlechterdings unglaub„lich. Und bey reiſerer Ueberlegung wird man bald merken, daß das „bon mot ſich beſſer auf König Johann und ſeine Groſſen, als auf „König Ludwig und ſeine Hugonotten ſchicke. Es braucht alſo dieß „einen beſſern Beweis, als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den „Franzöſiſchen Scribenten nicht ungewöhnlich iſt, bey einem artigen Ein„fall über die hiſtoriſche Wahrheit weg zu ſchreiten. Wenigſtens hat „König Ludwig XIV. den Lateiniſchen Vers nicht gebraucht, vielweniger „gemacht, da er kein Wort Latein gekonnt, wie die Beweißthümer davon „in eben dieſen Mémoires de Maintenon anzutreffen ſind. ꝛc.

Ich bin im Stande, ein Theil von den Schwierigkeiten zu löſen, die ſich unſer Hiſtoricus hier macht, und die er ſich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren ſinnreichen Einfall beyde aus einer Quelle haben ſchöpfen können. Leſen Sie nehmlich was ich von Heinrich dem vierten,

zufälliger Weiſe, gefunden habe. Quelques uns se plaignoient que le Roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, sçavoir, ne feroit publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisiéme son predecesseur leur avoit toujours tenu parole: il leur respondit: *c'est autre chose; le Roy Henry vous craignoit et ne vous aimoit pas; mais moi je vous aime et ne vous crains pas.* Dieſe Stelle ſtehet unter den Apophthegmes de Henry le Grand, ſo wie ſie Zinkgräf dem zweyten Theile ſeiner denkwürdigen Reden beygefügt und überſetzt hat. Was erhellet aber unwiderſprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieſer wirklich königlichen Rede ſeines Großvaters, aufs höchſte nur den elenden Schwanz erfunden hat: Heinrich der vierte ſagte: Mein Vorfahr fürchtete euch und liebte euch nicht; ich aber liebe euch, und fürchte euch nicht: und Ludewig XIV. fühlte ſich groß genug — keines von beyden zu thun, und fromm genug — die ſein Großvater geliebt hätte, zu haſſen. Ein groſſer Verſtand; ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen ſo zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälſcht. Denn das iſt zwar wahr, daß ſein Vater Ludewig XIII. einfältig genug war, ſich ſowohl für alles, als für nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter ſeiner Regierung die Hugonotten nichts weniger als gefährlich, und ſie ſpielten die groſſe Rolle bey weitem nicht mehr, die ſie unter dem dritten Heinrich geſpielet hatten, von welchem ſein Nachfolger mit Recht ſagen konnte, daß er ſie fürchten müſſen. — Und was hindert, daß auch Johann V. dieſe Rede des groſſen Heinrichs nicht ſollte geleſen haben?

E.

X. Den 7. September. 1759.

Drey und funfzigſter Brief.

Ich lief das ſehr anſehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bey ſeinem Werke gebraucht oder angezogen hat; und vermißte von ohngefehr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünſcht hätte, daß ſie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wiſſen, welche Unruhen in Portugall auf die Nachricht von dem Tode des Sebaſtians folgten. Der Kardinal Heinrich war zu alt, war zu blödſinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bey ſeinem Tode nicht in der äuſſerſten Verwirrung hätte laſſen ſollen.

Unter denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der vornehmsten; und wie Sie sich erinnern werden, der einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historicus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugall gerechnet, wie es wohl die französischen und englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheinet aber doch alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch diesen Durchlauchtigen Unglücklichen so kennen zu lehren, als er von der unpartheyischen Nachwelt gekannt zu werden verdienet.

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gräfin de Sainctonge beschrieben; und diese kleine Lebensbeschreibung ist es, von welcher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdamer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getreten, und das Pariser Original kann, vermuthe ich, nicht viel älter seyn. Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines Anblicks gewürdiget haben, wenn sie sich nicht, gleich auf dem Titel derselben, einer besondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie versichert nehmlich, sich der Memoires des Gomes Vasconcellos de Figueredo bedienet zu haben. Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die allergetreusten Anhänger des Don Antonio gewesen sind. Den letztern erkennet Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen diese Memoires in die Hände der von Sainctonge? Sie wäre nicht die erste Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte. Ich selbst würde der bloßen Versichrung einer schreibsüchtigen Französin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand: eben der Gomes Vasconcellos de Figueredo, auf welchen sich die Frau von Sainctonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll man einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mittheilet, an und vor sich selbst nicht unglaublich ist, noch mit andern unverdächtigen Zeugnissen streitet, was kann ein Historicus wider sie einwenden?

[1] Histoire de Dom Antoine Roy de Portugal; tirée des Memoires de Dom Gomes Vasconcellos de Figueredo par Mad. de *Saintonge*. In Duyck.

Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe verschiedenes daraus auszuziehen zu dürfen, was diese und jene Stelle bey unserm Gebauer berichtigen oder in ein grössers Licht setzen kann.

Vorher aber ein Wort von der Partheylichkeit der Fr. von Sainctonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bey ihr ausser Zweifel. Ihr zu Folge hatte sein Vater, der Herzog Ludewig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut gewesen sey.[1] Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst, bis zu seiner Zurückkunft aus Africa, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzog Ludewigs gehalten habe.[2] Wenn dieses seine Nichtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr seyn. Herzog Ludewig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreyzehn Jahr von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludewig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben ein, aber diese Einsetzung bekräftet für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Cardinal Heinrichs sagt, beweiset ihre unbedachtsame Partheylichkeit noch mehr. Der Cardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: il étoit vieux et usé, c'en devoit être assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin.[3] Warum läßt sie es also nicht dabey? Warum läßt sie uns, ausser dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: Quelques Historiens disent que Philippes trouva le secret de l'empecher de languir.[3] Philippus erbarmte sich des kranken Heinrichs, und lies ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern genennt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich sorge, die Fr. von Sainctonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das worinn man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von

[1] S. 18. [2] S. 26. [3] S. 31. 32.

dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr Gebauer bey folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azo„rischen Inseln, sonderlich auf Tercera, hatte sich ein Ruf ausgebreitet, „König Sebastian sey nicht erschlagen, sondern entkommen, und werde „sich bald seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als hierauf Anto„nius des Königs Heinrichs Tod und seine Erhebung denen auf Ter„cera wissen ließ, waren sie dessen wohl zu frieden, und ob sie gleich „durch ihre Abgeordnete des Antonii Niederlage bey Alcantara und „Flucht erfuhren, blieben sie doch in der Treue gegen ihren angebohrnen „König beständig, zumal da Cyprian von Figueredo, ein standhafter „Diener von dem unglückseligen Antonio, sie bey diesen Gedanken er„hielt, und Petrus Baldes mit seinen Spaniern in einer Landung „unglücklich war.“[1] — Herr Gebauer ist hier, wider seine Gewohnheit sehr concis, und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Saintonge hier angeführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornahmen des Figueredo gefolgt seyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, richtiger wissen müssen, als alle andere Scribenten. Sie nennet ihn Scipio Vasconcellos de Figueredo; und nicht Cyprian. Er war, sagt sie,[2] Gouverneur auf Tercera, und hatte sich für den Antonio erkläret, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Ruy Gomes, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst, und bemächtigte sich vors erste aller Güter, die er in Portugall hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Baldes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch seinen standhaften Muth fruchtlos machte. Baldes oder, wie ihn die Frau von Saintonges ohne Zweifel nicht so richtig nennet, Balde war ein von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konnte sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er war gänzlich geschlagen, und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugall zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft

[1] S. 4. 5. des zweyten Bandes. [2] S. 60. und 3.

nehmen, weil er ihm zur Laſt legte, daß er ſich ohne ſeinen Befehl ins Treffen eingelaſſen habe; und Valdes bedurfte der kräftigſten Vorſprache aller ſeiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweyter Verſuch auf Tercera unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer ſcheinet von dieſem gar nichts zu wiſſen; die Frau von Sainctonge aber erzehlet folgendes davon: Der Gouverneur (Figueredo) habe ſo wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerſchrockener Mann als er, eher an eine vortheilhafte Capitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erſchüttern können; und er ſey auf eine Liſt gefallen, die von ſehr guter Wirkung geweſen. Er habe nehmlich eine groſſe Anzahl Ochſen aus dem Gebirge kommen, und ſie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen ſeiner Truppen forttreiben laſſen. Die Spanier, die einen ſehr ſchwachen Feind vor ſich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; ſie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeynet, und daher mit ſo weniger Ordnung geſtritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend geweſen ſeyn würde, ſie zu überwinden. Das Metzeln ſey erſchrecklich geweſen; von allen ſpaniſchen Soldaten wären nur zwey entkommen, die ſich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Dieſe zwey hätten looſen müſſen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieſer ſchrecklichen Niederlage nach Portugall überbringen müſſen.[1]

So glücklich nun aber Figueredo in Tercera war, ſo hielt es doch Antonio für noch vortheilhafter, wenn er einen ſo tapfern Mann beſtändig um ſich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Sainctonge beklagt ſich, daß verſchiedene Geſchichtſchreiber aus dieſer Veränderung geſchloſſen hätten, Antonio müſſe mit dem Scipio nicht zufrieden geweſen ſeyn, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papſt Gregorius XIII. an, worinn er ſeiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Nach den Erzehlungen des Herrn Gebauers muß man glauben, daß ſich Antonio nachdem er ſein Portugall verlaſſen müſſen, beſtändig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Sainctonge zu Folge

[1] S. 75. 76.

aber, hat er ſich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erſte Reiſe dahin that er ſogleich nach ſeiner glücklichen Entkommenheit aus dem Reiche, von Calais aus, wohin ihn das Enkhäuſiſche Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581, und ich finde daß Camden in ſeinem Leben der Königin Eliſabeth, wie auch, aus ihm, Rapin, ihrer unter dieſem Jahre gedenken. Zu ſeiner zweyten Reiſe nach England, brachten ihn die Nachſtellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während den Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgeſetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geſchehen ſeyn, und die Frau von Saincton'ge erzehlet uns einen merkwürdigen Umſtand davon, den ſie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben verſichert. „Die Königin Eliſabeth, ſagt ſie, lud ihn auf das inſtändigſte ein, zu „ihr nach England zu kommen. Er that es alſo, und ward auf eine „ſehr galante Weiſe daſelbſt empfangen. Die Königin hatte eine groſſe „Anzahl von Edelleuten ihres Hofes ſich in Schäfer verkleiden laſſen, „und ſchickte ſie ihm, bis auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit „dem Vermelden, daß er ſich von der gröſſen Schäferin des Landes allen „möglichen Beyſtand zu verſprechen habe. In allen Städten, wo er „durch mußte, hielt man ihm den prächtigſten Einzug, ſo daß man ihn „eher für einen Sieger, als für einen ſeiner Länder beraubten König „hätte anſehen ſollen." Dieſer ſein zweyter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Geſtalt gewonnen, und Don Antonio glaubte ſich nunmehr von Heinrich dem vierten einen nachdrücklichen Beyſtand verſprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte ſich ſelbſt auf ſeinem Throne noch nicht befeſtiget genug, daß er ſich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte alſo zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Verſprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV durch ſeinen Geſandten, den Herrn Beauvais la Nocle verſichern lies, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr ſehr willkommen ſeyn werde. Er ging alſo nach Calais über, und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte ſich ungemein willig, ihm zu dienen; ließ ihm auch durch den Marſchall de Matignon ſagen, daß, wenn er bey ſeiner (Heinrichs) Krönung

mit gegenwärtig ſeyn wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabey laſſen, ſondern ihn auch mit allem, was er zu dieſer Cermonie brauchen würde, verſehen wollte. Don Antonio ließ ſich aber mit ſeinem kurzen Athem entſchuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald drauf folgte. Hier lag Antonio den König ſehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beyzuſpringen; weil aber Heinrich ſein baares Geld gegenwärtig ſelbſt brauchte, ſo erlaubte er ihm, auf ſeinen Namen Geld zu borgen, und verſprach es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboiſe war bereits ernennt, die Truppen zu commandiren, die der König dem Antonio geben wollt. Doch das Schickſal hatte es anders beſchloſſen, und der unglückliche Antonio ſtarb. — Alles dieſes erzehlet die Frau von Saintonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauers dienen, bey dem ſich, wie geſagt, auch nicht die geringſte Spur findet, daß ſich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV jemals ein wahrer Ernſt geweſen iſt, dem Antonio zu helfen, oder ob auch Er eitel genung war, ihn blos deswegen aus England kommen zu laſſen, um ſeine Krönung durch die Gegenwart einer ſolchen Perſon glänzender zu machen? —

Das Beſonderſte was ich ſonſt bey der Frau von Saintonge finde, ſind verſchiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzehlt ſie ein Liebesabentheur, welches Don Ludewig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, ſehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er ſie endlich geheyrathet, kann keine andere ſeyn, als die Prinzeßin von Monteleone, mit der er ſich, zu Folge der Histoire Genealogique de la Maison Royale de France, verbunden hat; wobey es mich aber wundert, daß ſie die Frau von Saintonge ſchlechtweg une Dame Italienne nennet, und von ihrem Stande ſehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß ſich Don Ludewig auch dem ſpaniſchen Gehorſame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war ſehr erfreut, ſeiner habhaft zu werden. Er muß ſeine Anſprüche erſt ſpät, mit ſeinem Vater dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Saintonge auch meldet, daß er ein Capuciner geweſen, ehe er dieſen ſchimpflichen Schritt gethan habe. G.

Vierter Theil.

III. Den 18. October. 1759.

Drey und sechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die aetherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben sie vors erste sein Trauerspiel, Lady Johanna Gray! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden; in der Schweitz nemlich, wie man sagt, mit grossem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie, sagt er, ist „dem edlen Endzweck gewidmet, das Grosse, Schöne und Heroische der „Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie in Handlungen nach „dem Leben zu mahlen, und den Menschen Bewunderung und Liebe für „sie abzunöthigen." Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann der sich so lange

unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns ſchwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, beſonders weiblichen Geſchlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; ſie verhüllen ſich aber alle vor ſeinen Augen in finſtere Wolken, aus welchen er ſie nicht im geringſten zu exorciſiren ſucht, aus Furcht ſie möchten uns, wenn wir ſie näher und in ihrer Wirkſamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit ſeinem Herzoge von Northumberland, und mit ſeinem Biſchoff Gardiner gehalten. Abſcheulich ſind ſie genug; aber Schade, daß man ſie nur läſtern hört, ohne ſie handeln zu ſehen. — Laſſen ſie es gut ſeyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menſchen geweſen ſeyn, ſo wird ſich dieſer Fehler ſeines Geſichts ſchon verlieren. Er wird die Menſchen in ihrer wahren Geſtalt wieder erblicken; er wird ſich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moraliſten entfernen, die ſich einbilden, [1] μητε τι φαυλον ἀρετη προσειναι, μητε καλιᾳ χρησον; er wird finden, daß ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων, der Ausſpruch ſeines Euripides wahr ſey:

Ουκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα·
Αλλ' ἐστι τις συγκρασις.

Und alsdenn, wenn er dieſe innere Miſchung des Guten und Böſen in dem Menſchen wird erkannt, wird ſtudiret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerſpiele er uns liefern wird! Bis itzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerſpiels nur halb erreicht: er hat das Groſſe und Schöne der Tugend vorgeſtellt, aber nicht auf die rührendeſte Art; er hat die Tugend gemahlt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Critik über den Plan ſeiner Johanna Gray einlaſſen. Ich finde, daß die Verfaſſer der Bibliothek es bereits gethan haben; [2] und es ſo gethan haben, daß die Critik ſelbſt damit zufrieden ſeyn muß. Ich unterſchreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das ſie dem Stücke in Anſehung des Sylbenmaſſes, des Stils, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir alſo Ihnen davon zu ſagen übrig geblieben, beſtehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeiſt des Herrn Wielands in ihr Licht ſetzen ſollen.

[1] Plutarch.
[2] Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, vierten Bandes, zweytes Stück. S. 785.

Die Geſchichte der Johanna Gray iſt Ihnen bekannt. Eduard VI. ſtarb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgeruffen. Sie beſaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour geſetzt, wo ſie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Dieſen ganzen Zeitraum von ſieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer ſeines Trauerſpiels einzuſchränken gewußt. Eduard ſtirbt: erſter Aufzug. Johanna wird Königin: zweyter Aufzug. Johanna wird abgeſetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna iſt gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieſes rollt bey dem Herrn Wieland ſo geſchwind hinter einander weg, daß der Leſer nicht mehr als ein einziges mal, zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge nehmlich, Zeit zu ſchlafen bekömmt.

Doch laſſen Sie mich nicht, wie ein Gottſchedianer kritiſiren! Der Dichter iſt Herr über die Geſchichte; und er kann die Begebenheiten ſo nahe zuſammen rücken, als er will. Ich ſage: er iſt Herr über die Geſchichte! Wir wollen ſehen ob Herr Wieland dieſe Herrſchaft in mehrern, und weſentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verſtand Griechiſch, und konnte den Plato in der Grundſprache leſen. Das ſagt die Geſchichte, und Herr Wieland ſagt es der Geſchichte nach, ob er gleich von dieſer Eigenſchaft ſeiner Heldin in dem Stücke nicht den geringſten Vortheil ziehet.

— — Nimmer werden uns
Bey Platons göttlichen Geſprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leſer macht ſich in allem Ernſte Hofnung, ſie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber ſeine Hofnung ſchlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrſamkeit nur prahlen wollen. Sie iſt ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß ſie noch Hauptſtück und Seite citire! Man höre nur:

— Was Gut, was Schön, was Edel iſt,
Was erſt den Menſchen, denn den König bildet,
Des erſten Edwards väterlicher Sinn
Zu ſeinem Volk, und Richards Löwenmuth;

Der kluge Geiſt des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schweſter-Tugenden
Die einſt ſich Alfreds Bruſt zum Tempel weyhten,
Befruchteten ſein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
Umſonſt erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wolluſt ihre ſchnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verſchmäht er ſie und wählte
Der Tugend ſteilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitſchüler! Von allen iſt etwas darinn: vaterländiſche Hiſtorie, Bibel und Mythologie!

Die Geſchichte ſagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungeſtüme Zuſetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, ſey bewogen worden die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt dieſen häßlichen Umſtand, der uns von dem Guilford eine ſehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn Guilford ſeine Gemahlin bittet, den Thron zu beſteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Dieſe ſchimpfliche Eigennützigkeit, reimet ſich zu dem edlen Charakter, den Herr Wieland dem Guilford ſonſt gegeben hat, im geringſten nicht.

Ferner ſagt die Geſchichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigſte Böſewicht geſtorben ſey, und noch auf dem Blutgerüſte ſeinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieſes nicht umſonſt geleſen haben; er bringt es um, ohne zu überlegen, daß der Antheil welchen der Zuſchauer an dem Schickſale ſeiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geſchwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfaſſer der Bibliothek mit Recht ſagen, iſt Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unſchuld, die ſich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und ſo könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umſtand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geſchichte genommen hat, und der, ſo wahr er immer iſt, dem Intereſſe ſeines Stücks ſchnur ſtracks zuwider läuft. Heißt das, als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfaſſer der Pariſiſchen Bluthochzeit ſtehe in dem ſchülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragiſche Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfe, als was mit den

Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bey den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortreffliches Stück seyn; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nemlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist, und da einen englischen Dichter gereizt hat, sie zu plündern; sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphirte über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm also mit einem bessern, gegründetern Beyspiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht seyn; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Krone auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

Deine Mutter!
Und stolzen auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu seyn?

Diese vortreffliche Stelle, sage ich, die so hervorsticht, daß alle Recenzenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer sein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere i can be a Queen?

Duchess of Suffolk.

That, and that only,

Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.
Der Beſchluß künftig.

IV. Den 25. October. 1759.

Beſchluß des drey und ſechzigſten Briefes.

Nicht ſchlimm überſetzt! Gewiß, man ſieht, der Engländer muß ein Mann ſeyn, der etwas eben ſo ſchönes auch wohl aus ſeinem eigenen Kopfe hätte ſagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herr Wielanden, in der Wahl der edelſten und ſtärkſten Ausdrücke, faſt erreicht hat.

Wieland.

— — Ach, Kerkerbande
Und Schwerdt und Flammen ſind den Heiligen
Gebräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! Die Grauſamkeit
Der Prieſter ſchont des ſchwächeren Geſchlechts
Der Kinder nicht! Der Säugling ſelber wird
Des Speers geweihtes Eiſen färben!

Der Engländer.

— — Perſecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly Train!
Still wilt thou doubt, till thou behold her stalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting
O'er *Englands* Bosom? All the mourning Year
Our Towns shall glow with unextinguish'd Fires;
Our Youth on Racks shall stretch their crackling Bones,
Our Babes shall sprawl on consecrated spears etc.

Wieland.

Heil dir, Prinzeßin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen; du ſchönſte Blume
Von Yorks und Lancaſters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze

Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll, durch deren klugen Scepter
Geſetz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne dieſe ſegensvolle Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Mein Knie beugt ſich zuerſt dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu zu weyhen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, sacred Princess! sprung from ancient Kings,
Our *England's* dearest Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaster's* united Line;
By whose bright Zeal, by whose victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flourish long;
Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,
The plenteous Years shall roll in long Succession;
Law shall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty shall lift her chearful Head,
Fearless of Tyranny and proud Oppression;
No sad Complaining in our streets shall cry,
But Justice shall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* etc.

Wieland.

Verwünſcht ſey mein fataler Rath! Verwünſcht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and persuaded
Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutſchen Dichter unter den Engländern ſind.

Vier und ſechzigſter Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland ſoll ausgeſchrieben haben, eine kleine Bosheit ſtecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweyter Lauder, die engliſche Verſe ſelbſt gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer exiſtiret; und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe ſchon vor vierzig und mehr Jahren geſtorben iſt?

Aber Scherz bey Seite! Es ſey fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey ſeinem Stücke einen der größten engliſchen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Stillſchweigen, welches er wegen dieſer ſeiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloſſe einzelne Stellen zu danken hätte! Allein ſo hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringſte Uebertreibung behaupten, daß faſt keine einzige Situation ſein eigen iſt. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der engliſchen Johanna Gray mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray iſt mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von dieſem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk, nebſt einem gewiſſen Johann Gates eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits ſeine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpſtiſchen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna iſt dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beſchleunigen; ſo wie kurz zuvor Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitſchaft zu halten. Northumberland verräth, in einer Monologue weitausſehende Anſchläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Abſterben, mit ſeinem Sohne, dem Guilford, vermählt werde. Der Graf von Pembrock kömmt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleyen zu gewinnen ſucht. Pembrock

ſtutzt darüber um ſo vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler ſeines Sohnes iſt. Doch der alte Herzog verſichert ihm, daß dieſe Sache zu klein ſey, als daß ſie ſeiner Achtung gegen ihn das geringſte benehmen könnte, ſie möge auch einen Ausgang haben, was für einen ſie wolle. Er geht ab, und ſagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rathe erwarte. Pembrock bleibt allein und ſpottet des alten Biſchofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falſchen Mann abzumahlen, ohne Zweifel aus bloſſem Haſſe gegen die neue Religion, welche der Herzog zugethan ſey. Er hält den Vater für eben ſo aufrichtig und edelgeſinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundſchaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundſchaft iſt ihr Geſpräch. Pembrock zittert, daß dieſe einen ſo gefährlichen Feind an ihrer beiderſeitigen, auf eben denſelben Gegenſtand abzielenden Liebe haben müſſe. Pembrock kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt ſich von ſeinem Freunde nur noch dieſes, daß ſie in ihrer gemeinſchaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringſte Hinterliſt, zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bey Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Geſpräch, in welchem ſich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus dieſem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geſchichte ſo weit nicht zurückgegangen iſt. Die Perſon des Pembrocks aber hat er aus ſeinem Stücke ganz und gar auszuſchlieſſen für gut befunden; als eine Perſon, ohne Zweifel, die in der Geſchichte eine ganz andere Rolle ſpielet. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrock kann Rowe ſchwerlich darunter verſtehen; er muß vielmehr den Sohn dieſes Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schweſter der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröfnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford iſt in der äuſſerſten Entzückung über ſein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des ſterbenden Königs weine. Indem tritt ſie herein, und verkündiget den Tod deſſelben. — Die letzte Rede des Königs iſt bey dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, — —
— — nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geiſt aus dieſer Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geiſtern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange ſchon, dein Angeſicht zu ſchauen!
Du, Vater, weiſſeſt es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu ſeyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das groſſe Werk vollbracht iſt,
Dein Reich in Englands Grenzen feſt zu gründen.
Doch nicht mein Will, o Vater, ſondern deiner
Geſchehe! ꝛc. —

In dieſer Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; ſie iſt ganz ſein. Rowe glaubte, ohne Zweifel, daß ein ſterbender König ſich nicht wie eine ſterbende alte Frau ausdrücken müſſe, und legt ihm pathetiſchere Worte in den Mund:

Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy faithful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beſchlieſſen, den Tod des Königs geheim zu halten, tröſten die Johanna, und laſſen ſie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entſchluß, wegen ihrer ſchleunigen Verbindung, beybringen ſoll. Guilford thut es auf die zärtlichſte und ſelbſt ihrer Traurigkeit ſchmeichelhafteſte Art. Eine ſonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von ſeinem Freunde überraſcht. Pembrock ſieht ihn verwirrt, und will die Urſache ſeiner Verwirrung wiſſen. Guilford ſucht ihn allmälig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimniſſe heraus, daß ihm ſein gutes Glück bey ihrer Geliebten den Vorzug verſchaft habe. Pembrock geräth in Wuth, beſchuldiget ihn eines verrätheriſchen Verfahrens, daß er, wider ihre Abrede, auf eine unedle Art ſeine Hofnung untergraben habe, und geht in völliger Raſerey ab.

Die Scene war bisher bey Hofe geweſen, und nunmehr, mit dem

Anfange des dritten Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembrock. Der Bischoff hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembrock dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der geheime Rath sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet sie auf die grosse Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebst anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweyten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engelländer das meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrock und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache, und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrock soll abgeführet werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte Pembrock ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembrock auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bey der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembrock fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) herein tritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen, und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter,

kömmt dazu; ſie jammert; Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erſcheinen der Graf Suſſex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drey, in Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geſchäftigen Biſchof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kömmt Pembrock. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundſchaft hat ihn nicht müſſig gelaſſen; er hat bey der Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das iſt im geringſten nicht nach des Biſchofs Sinne, er eilet alſo zur Maria, ihr dieſe unzeitige Gnade auszureden; und Pembrock begiebt ſich zu ſeinem Guilford. Itzt wird die hinterſte Scene aufgezogen, und man ſieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten ſich mit Todesbetrachtungen, als Pembrock kömmt, und ihnen ſeine fröhliche Bothſchaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieſer Strahl von Hofnung. Gardiner erſcheinet, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß ſie beyde zur römiſchen Kirche zurückkehren ſollen. Dieſe Bedingung wird abgeſchlagen; ſogleich wird Guilford zum Tode geführet; die Scene eröfnet ſich noch weiter; man erblickt das Blutgerüſte; Johanna beſteiget es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembrock verwünſcht den Geiſt der Verfolgung; und das Stück ſchließt.

Nunmehr ſagen Sie mir, was Herr Wieland mit dieſem groſſen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingeriſſen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Epiſode des Pembrocks herausgeriſſen, und die letzten drey Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, beſonders des fünften Aufzuges in ſeine beyden letzten, die Handlung ungemein ſchläfrig geworden iſt. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna ſagen:

Und ſelbſt, o Scheuſal; deine Räthe ſelbſt,
Die kaum mit aufgehabnen Händen ſchwuren,
Dir, dem Geſetz und unſerm heilgen Glauben
Getreu zu bleiben, alle ſind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrock, ach! mein Freund,
Mein Pembrock ſelbſt, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weis gar nicht, was das für ein Pembrock hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes nahmentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembrock des Rowe, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich, gleichsam wider seinen Willen, einmal einzuschleichen. G.

V. Den 2. November. 1759.

Fünf und sechzigster Brief.

Den Einfall des Herrn Professor Gottsched, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders, als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer klassischen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreymal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Compliment aus Wien und aus Chur in Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieser Zuschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß dieser vergessen, den Herren Rectoren und Conrectoren in jedes Dutzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreyzehnte gratis obendrein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwiderstehlich wäre, daß seine Sprachkunst, vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden, verdiente; hätte ein grosser Mann, wie er seyn will, — denn alle grosse Männer sind bescheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabey verhalten? Sehr leidend; doch scheinet es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind. Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie sämmtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflectiret hätten. Denn ich sorge, ich sorge, man

fängt auch schon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottsched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geschehen, beweisen unter andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rector zu Lüneburg, über die Gottschedische Sprachlehre vor kurzem ans Licht gestellt hat.[1] „Da das „Werk, hebt er seine Vorrede an, welches dieser Anmerkungen veranlaßt „hat, den Schulen gewidmet und zugeschrieben war, so hat mich deucht, mir, „der berühmte Verfasser, wenn er uns anders so viel zutrauet, schon längst „eine Critik darüber vermuthen müssen: und da unter so vielen Schul„lehrern sich doch, meines Wissens, keiner dazu entschlossen hat, so bin sie „ich mir wohl, ohne Eitelkeit dieß Vorzug anmaassen, daß ich die Aufmerk„samkeit desselben auf die Schulen unter allen mit der größten Achtung „erwiedert habe. — In diesem schleichenden Tone eines trocknen weisen Mannes fährt Herr Heinz fort, und gestehet endlich, daß freylich seine ganze Beurtheilung so ausgefallen, daß ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür wissen könne. „Ich verlange, sagt er, auch nichts unmög„liches: beruffe mich aber schlechterdings darauf, daß sie nicht anders ge„rathen können, und daß sie gerecht sey."[2]

Ich möchte meinen Brief am allerungernsten mit grammatikalischen Streitigkeiten anfüllen, und Sie wollen überhaupt nicht so wohl diese Streitigkeiten selbst, als vielmehr bloß das Resultat derselben wissen. Hören Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Critik schließt. „Wollen „wir, sagt er, noch kürzlich zusammenrechnen, ehe ich meinen Scribenten „verlasse? so ist, deucht mir, durch die bisherige Prüfung folgendes wohl „ganz ausgemacht: daß beyde Sprachlehren des Herrn Prof. wohl schwer„lich mit Einsicht und reiffer Gelehrsamkeit geschriebene Werke heissen „können: daß sie ohne Critik beynahe unbrauchbar sind, wegen der gar „zu vielen Fehler, welche doch theils durch die ausnehmende Zuversicht, „womit Herr G. seine Meynungen verträgt, theils durch den ihm ge„wöhnlichen Dunst von Worten, theils durch das Gepränge einer eitlen,

[1] Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig in Füßlers Verlage 1759.

[2] Seite 205.

„und magern Philoſophie, vor unwiſſenden und treuherzigen Leſern ziem„lich verſteckt werden. Ein Gelehrter wird nirgends etwas finden, das „die gewöhnliche Erkänntniß der deutſchen Sprache überſtiege, und woraus „ein grammatikaliſcher Geiſt, oder ein Naturell, das zur Philologie ge„bohren, oder erzogen wäre, hervorleuchtete. An deſſen ſtatt offenbaret „ſich durch das ganze Werk eine enthuſiaſtiſche Liebe und eigenſinnige „Parteylichkeit des V. für die deutſche Sprache, oder vielmehr für ſeine „Meynungen und Vorurtheile von derſelben, nebſt einem allzugroſſen Ver„trauen auf ſeine Einſicht, welche oft in unbedächtige Urtheile und ſchnöde „Verachtung gegen angeſehene Schriftſteller, oder gar gegen unſchuldige „Städte und Provinzen ausbrechen. Wenn andere Sprachlehrer mit ihm „einerley Frage abhandeln, ſo wiegt er immer am leichteſten: und der „Mangel des Scharfſinnes, der Ueberlegung, und einer genugſamen Uebung „in dieſem Felde, iſt allen ſeinen Urtheilen anzuſehen. Die groſſe Gram„matik hat vor der andern ſonſt nichts voraus, als die Weitläuftigkeit, „mit welcher die Sachen nicht gründlicher, vollſtändiger, gelehrter, ſondern „gedehnter, langweiliger, und in einem gewiſſen ſchlechten Verſtande, phi„loſophiſcher geſagt ſind. Zur Probe kann das Capitel von Nebenwörtern „dienen, aber auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel Auf„hebens von Kleinigkeiten, und thut, als ob vor ihr nicht nur keine „Deutſche, ſondern überall noch keine Sprachlehre geſchrieben wäre; und „als ob ſie alle grammatikaliſche Begriffe und Eintheilungen zuerſt aus „dem tieffen Brunnen, worinn die Wahrheit verborgen liegt, heraushoh„lete, welches in der That weder Gelehrſamkeit noch Beſcheidenheit be„weiſet. Freylich hätte man denken ſollen, daß Hr. V. viel weiter ſehen „würde, als alle ſeine Vorgänger: da er ſich nicht weniger als vier und „zwanzig Jahr zur Ausarbeitung ſeiner Grammatik genommen, wie das „Privilegium und die Vorrede bezeugen. Aber der Leſer wird angemerkt „haben, daß ich unſern V. oft aus Bödickern und Friſchen verbeſſern „können: hingegen zur Verbeſſerung dieſer Männer aus Gottſcheden „wüßte ich auch nicht eine Stelle anzugeben. Iſt das aber recht, ſeiner „Vorgänger Verdienſte zu unterdrücken, und ihre Bücher der Jugend „aus den Händen zu ſpielen, wenn man es ihnen nicht einmal gleich „thut? Wenn uns Deutſchen nicht ſo gar leicht Genüge geſchähe, ſo „würde der Herr Prof. mit ſeiner lange erwarteten neuen Sprachlehre „ſchwerlich eine andere Aufnahme erfahren haben, als ehemals ein gewiſſer

„Poet in Frankreich mit seinem Heldengedichte. Weil aber Herr G. alles „mit der Erwartung seiner Grammatik angefüllt hatte, so wurden unsere „alten wohlverdienten Sprachlehrer wenig gelesen, sondern die meisten „sparten ihren Appetit nach grammatikalischer Erkenntniß auf das grosse „Mahl, so er ihnen bereitete, und das ist wohl die Ursache des grossen „Beyfalles, womit die neue Sprachlehre aufgenommen worden. Was „mag er aber in so lieber langer Zeit daran gebauet und ausgefeilet „haben! da doch noch itzo, nach so vielen gelehrten Erinnerungen „so vieler Gönner und Freunde, wie in der andern Vorrede stehet, „und nun nach so viel wiederhohlten Auflagen, gleichwohl noch so viel, „ich mag wohl sagen, kindische Fehler darinn sind? Herr Gottsched, „schliesset er endlich, hätte daher viel besser gethan, wenn er doch ein „Sprachlehrer werden wollte, daß er die Böhmischen und Deutschen „Grundsätze bloß in bequemere Ordnung gebracht hätte. Ich will „damit nicht sagen, daß ers hätte thun sollen, denn meiner Meynung „nach, mußte er gar keine Sprachlehre schreiben, weil die grammatische „Muse, nach so vielen feindseligen Angriffen, welche er in dem Bay„lischen Wörterbuche, und sonst überall, auf sie selbst, und auf ihre „größten Günstlinge gethan hatte, ihm von je her, nicht anders, als „gehäßig seyn konte."

Was sagen Sie hierzu; vorausgesetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann ist; der im geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, sich selbst davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich seyn, daß einer, ob er schon ein magrer Philosoph, und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben könne? Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein seichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor Gottsched muß es selbst gefühlt haben, daß ihm dieser Gegner ein wenig zu sehr überlegen sey! Sie glauben nicht, wie seltsam er sich in seinem Neuesten[1] gegen ihn gebehrdet! Ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann, und begegnet dem Rector mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rector zum Professor, wie der Schüler zum Rector; da doch das Verhältniß

[1] In seinem Heumonde dieses Jahres S. 746.

in diesem Falle grade umgekehrt ist. „Hier steht abermal," ruft er mit vollem Maule aus, „hier steht abermal ein Grammatiker auf, der an „Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst zum Ritter werden will. Herr „Rector Heinz zu Lüneburg, ist von einem innern Berufe genagt wor„den, sich durch einen Angriff eines berühmten Mannes auch berühmt „zu machen. Und was war leichter als dieß? Man kann ja bald etliche „Bogen über ein Buch zusammen schreiben, dessen gute Aufnahme in „Deutschland ihm ein Dorn im Auge war. Besondre Ursachen zur „Feindschaft gegen denselben hatte er nicht: das gesteht er selbst. Die „Pflichten der Mitglieder einer Gesellschaft, dergleichen die Deutsche zu „Göttingen ist, erwerben, ihm vermuthlich auch nicht auferlegt haben, einen „seiner ältern Gesellschafter so stürmend anzugreifen. Um desto mehr „wundern wir uns, daß er dennoch kein Bedenken getragen, einen solchen „Anfall auf einen Mann zu thun, der ihm nicht den geringsten Anlaß „dazu gegeben." — Wenn werden die schlechten Scribenten einmal aufhören zu glauben, daß nothwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richtstuhl der Critik fodert? — „Doch wie?" fährt das Neueste fort; „hat „nicht Herr Prof. G. seine kleine Sprachlehre den sämtlichen berühmten „Schullehrern in Deutschland zugeschrieben? Es ist wahr, und der Augen„schein zeigt es; daß solches mit viel Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen, „und in dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen ist. War nun das „etwa ein zureichender Grund, denjenigen so grämisch anzuschnarchen, der „ihm zugleich mit andern eine solche Ehre erwiesen? Welcher Wohlgesittete „kann das begreifen? — Derjenige Wohlgesittete, würde ich hierauf antworten, bey dem die Höflichkeit nicht alles in allen ist. Der die Wahrheit für keine Schmeicheleyen verleugnet, und überzeugt ist, daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser anstehet, als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandlen. Zudem weis ich auch gar nicht, was das Neueste mit dem grämischen Anschnarchen will; zwey altfränkische Wörter, die schwerlich aus einer andern, als des Herrn Professors eigener Feder können geflossen seyn. Man kann nicht mit kälterm Blute kritisiren, als es Herr Heinz thut; und die Stelle, die Sie oben gelesen haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche. Was finden sie darin grämisches

und angeſchnarchtes? Grämiſch anſchnarchen kann niemand als Herr Gottſched ſelbſt; und zwar fällt er in dieſen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er ſatyriſch ſeyn will. Z. E. Was iſt geſchnarchter als folgende Stelle? „Doch Herr Heinz beſorget, es werde bey ſeinem „Stillſchweigen, die Gottſchediſche Grammatik ein klaßiſches Anſehen ge„winnen; da ers zumal nicht ohne Galle bemerket, daß bisher alle ſeine „Herrn Collegen ſtille dazu geſchwiegen, weswegen er glaubet, es ſey „beſſer, daß einer, als daß keiner das Maul aufthue, und dieſem groſſen „Unheile ſteure und wehre. Allein mit ſeiner gütigen Erlaubniß, fragen „wir hier, wer denn wohl glaube, daß ein Buchdrucker gleich zu „Boden geſchlagen ſey, weil Er. Herr Heinz von Lüneburg ſich „demſelben wiederſetzet? Wir glauben es gewißlich noch nicht. Die Gott„ſchediſche Sprachkunſt hat ſchon mehr ſolche grimmige Anfälle überſtan„den, und ſteht doch noch. Sie wird gewiß, den jetzigen auch überſtehn." — Welche Schreibart! Und wie witzig iſt das? Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der Secundaner Kunz folgt!

Noch eine recht luſtige Stelle aus dem Heumonde des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuſchreiben. Indem er Herr Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfaſſer der göttingiſchen gelehrten Zeitung in den Weg, die ſich dann und wann unterſtehen, ihm eine kleine Wahrheit zu ſagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Profeſſor ein altes Mitglied ihrer deutſchen Geſellſchaft iſt. Er meint, er habe zu dieſer Frechheit nur lange genug ſtille geſchwiegen; und wenn ſie ihn weiter „böſe machten, ſo werde er einmal aufwachen, und ihnen „durch den Zuruf:

Tecum habita et noris, quam sit tibi curta suppellex

„ihre Schwäche bekannt machen. — Wir wiſſen auch nicht, fährt hierauf „der Heumond fort, was ihn bisher zu ſolcher Geduld und Gelaſſen„heit bewogen; zumal da die göttingiſchen Zeitungen für ein Werk von „einer ganzen Societät der Wiſſenſchaften gelten ſollen, unter deren Auf„ſicht, und mit vermuthlicher Genehmhaltung ſie herauskommen. Gewiß in ſolchen Zeitungen verdammt zu werden, iſt kein ſolcher Spaß, als „wenn einen ein jeder unbekannter und ungenannter Kritikaſter herunter „macht. Wer alſo auf ſeinen guten Namen hält, der iſt in ſeinem Ge„wiſſen verbunden, von einem ſo unbefugten und gewaltſamen Richter

„ſich auf einen höhern zu berufen, und den Ungrund ſeiner Urtheile zu „zeigen. Nichts, als die Verbindung mit der göttingiſchen deutſchen Ge„ſellſchaft kann ihn, unſers Erachtens, bisher abgehalten haben, hier „ſo lange ſtille zu ſitzen. Allein wer weis, wie lange es dauert, ſo „ſchicket er ihr ſein Diplom (nach Hrn. Rath Königs in Haag Beyſpiele) „zurück; und ſetzet ſich wieder in die natürliche Freyheit, ſeine Ehre zu ret„ten. Bis dahin kann er ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zuruffen:

Dankt es dem Barde blos, daß meinen Zorn noch hemmet,
Sonſt hätt er ſchon mein Herz gewaltſam überſchwemmet.

Welch eine Ordnung! Die arme deutſche Geſellſchaft, wenn ihr dieſes Unglück begegnen ſollte! Ich glaube, ſie würde darüber zu einer wendiſchen. Denn wie kann eine deutſche Geſellſchaft ohne Gottſcheden beſtehen?

VIII. Den 23. November. 1759.

Siebenzigſter Brief.

Hier iſt etwas von einem Verfaſſer, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es ſind die Fabeln des Herrn Leßings.

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritiſchen Blick auf ſeine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange gnug vergeſſen gehabt, um ſie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er ſie ganz verwerfen wollen; endlich aber habe er ſie, in Betrachtung ſo vieler freundſchaftlichen Leſer, die er nicht gern dem Vorwurfe ausſetzen wollen, ihren Beyfall an etwas ganz unwürdiges verſchwendet zu haben, zu verbeſſern beſchloſſen.

Den Anfang dieſer Verbeſſerung hat er mit ſeinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich, ſagt er, bey ſeiner Gattung von „Gedichten ꝛc. [ſ. Band V, S. 398] Phrygiers gemacht. ꝛc.

Und kurz; hieraus iſt das gegenwärtige kleine Werk ſeiner Fabeln entſtanden, welches man als den erſten Band der gänzlichen Umarbeitung ſeiner Schriften anzuſehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darinn beobachtet, umkehren, und Ihnen vorher von ſeinen beygefügten Abhandlungen über dieſe Dichtungsart etwas ſagen, ehe ich die Fabeln ſelbſt ihrem Urtheile unterwerfen kann.

[1] Berlin bey C. F. Voß in 8vo.

Es sind diese Abhandlungen fünfe. Die erste, welche die weitläufigste und dabey die wichtigste ist, untersuchet das Wesen der Fabel. Nachdem die Eintheilung der Fabeln in einfache und zusammengesetzte, (das ist in solche, die bey der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen, oder doch als wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche de la Motte, Richer, Breitinger und Batteux von der Fabel gegeben haben. Bey der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet habe, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie, und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzehlung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesetzten Fabel allegorisch werde, und zwar allegorisch, nicht mit dem darinn enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des Richer setzet er vornehmlich dieses aus, daß sie ein bloßes allegorisches Bild zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild, sagt er, heißet überhaupt ꝛc. [s. Band V, S. 413] eine Fabel? — Ein jedes Gleichniß ꝛc. [ff. S. 413] „durch das Wort Handlung ausdrücken. — Mit diesem Worte verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich damit zu verbinden pfleget, und verstehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nehmlich eine Unternehmung seyn müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bey der Fabel nicht Statt finde, zeiget er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux, wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeiget, hat seine Erklärung nur von einem einzigen, in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahiret, und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der beyden letztern, sagt „er, muß ꝛc. [s. Band V, S. 421] damit erreichet ꝛc. Der Grund hievon liegt in den Leidenschaften welche jene erregen sollen, und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser nunmehr zusammen,

und sagt: „In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein „allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die allgemeine Hand„lung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verklei„det, sondern so zurückgeführet, daß ich, nicht blos einige Aehn„lichkeit mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern „diesen ganz anschauend darinn erkenne.“ — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunstrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen; dieser nehmlich: der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beyspiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

IX. Den 29. November. 1759.

Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beyspielen gezeigt, läßt er sich auf die psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der practischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen. Er findet diese Ursache darinn, weil das Mögliche als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß verhindere; welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntniß zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bey ihren Wahrheiten vornehmlich sieht, erhöhet werden soll. Er zeiget hierauf, daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falsche Anwendung davon gemacht habe, weil er sie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nehmlich, die historischen Exempel hätten deswegen eine gröſsere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Unser Verfasser aber sagt: „Hierinn, glaube ich, „hat Aristoteles geirret. ꝛc. [s. S. 429] von den historischen Exempeln „gebühre. — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel vor, und sagt: Wenn wir ꝛc. [s. S. 430.] so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Die zweyte Abhandlung betrift den Gebrauch der Thiere in

der Fabel. „Der größte Theil der Fabeln, sagt der Verfasser, hat „Thiere, oder ꝛc. [s. S. 430.] Oder was ist es?“ Batteux hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflickt. Breitinger hingegen behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache davon sey, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches Wunderbare erklären zu können. Allein unser Verfasser zeiget, daß die Einführung der Thiere in der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darinn vorausgesetzt und angenommen werde, daß die Thiere und andere niedere Geschöpfe, Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meinung gehet also dahin, daß die allgemein bekannte Beschaffenheit ihrer Charaktere diese Voraussetzung veranlasset und so allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir, setzt er „hinzu, auf der Leiter der Wesen herabsteigen, ꝛc. [s. S. 436] von ihm „abstehen.

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtigere Eintheilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Eintheilung des Aphthonius ist offenbar mangelhaft. Schon Wolf hat bloß die Benennungen davon beybehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjecten der Fabel entweder solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate, die ihnen zukommen, oder solche die ihnen nicht zukommen, beylege. In dem ersten Falle hiessen es vernünftige Fabeln; in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hiessen sie alsdenn, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Eintheilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das nicht zukommen einen übeln Verstand machen, und man wohl gar daraus schliessen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sey, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden, glaubt er, man werde am sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche sie enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit; und um die alten Benennungen gleichfalls beyzubehalten, so nennt er diejenige Fabeln, vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist; diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er

ſittliche Fabeln. Die vernünftigen ſind keiner fernern Abtheilung fähig; wohl aber die ſittlichen. Denn die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabeln, oder die Prädicate dieſer Subjecte. Fabeln, worinn die Subjecte vorausgeſetzt werden, nennet er mythiſche Fabeln; und Fabeln, worinn erhöhtere Eigenſchaften wirklicher Subjecte angenommen werden, nennet er hyperphyſiſche Fabeln. Die ferner daraus entſtehende, vermiſchte Gattungen nennet er die vernünftig-mythiſchen, die vernünftig hyperphyſiſchen, und die hyperphyſiſchen mythiſchen Fabeln. — Welche Wörter werden Sie ausrufen. Welche unnütze ſcholaſtiſche Grübeley! Und faſt ſollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, ſo war es ihm auch nicht ſo ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieſer Kleinigkeit ſo weit trieb, als ſie ſich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphyſiſchen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen ſey, und ob ſich die Aeſopiſche Fabel zu der Länge eines epiſchen Gedichts ausdehnen laſſe, iſt wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne ſeine Verſuche, die er in Abſicht der letztern Frage, gewagt hat, nicht wohl zu verſtehen iſt. Wenn Sie es einmal ſelbſt leſen ſollten, ſo werden Sie leicht finden, daß ſeine Verſuche ſeine Speculation nicht erſchöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem Vortrage der Fabeln. Er charakteriſirt den Vortrag des Aeſopus und Phädrus, und ſcheinet mit dem Vortrage des la Fontaine am wenigſten zufrieden zu ſeyn. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präciſion, und die auſſerordentliche Kürze, durch die ſich Phädrus ſo ſehr empfehle, nicht habe erreichen können; und daß alle die Luſtigkeit, mit welcher er ſeine Fabeln aufzuſtützen geſucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene weſentlichere Schönheiten ſeyn ſolle. „Welch „Bekenntniß! ruft unſer Verfaſſer aus. ꝛc. [ſ. Band V, S. 450] mot »plaisant, mais solide! — Er gehet hierauf die Zierrathen durch, deren die Fabel, nach dem Batteux, fähig ſeyn ſoll, und zeiget, daß ſie ſchnurſtracks mit dem Weſen der Fabel ſtreiten. Sogar Phädrus kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er iſt kühn genug, zu behaupten, daß Phädrus, ſo oft er ſich von der Einfalt der griechiſchen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verſchiedene Beweiſe hiervon, und drohet ſeine Beſchuldigung vielleicht gar

durch eine eigene Ausgabe des Phädrus zu rechtfertigen. — Ich besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser Abhandlung am wenigsten durchkommen, und er wird von Glück zu sagen haben, wenn man ihm keine schlimmere Absicht giebt, als die Absicht, seine eigene Art zu erzehlen, so viel als möglich, zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste, und redet von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den heuristischen nennet. Er glaubt nemlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sey, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so räth er vors erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen; „und die allmähligen Stuffen von diesem Finden zum Erfinden, sagt er, „sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweyten Buches habe zeigen wollen. Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt. Aus einigen Beyspielen werden Sie sich einen deutlichern Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter, und macht folgende neue Fabel daraus.

Die sechste des zweyten Buchs. [s. Band I, S. 176.]

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Theil zusammen gesetzt ist: denn es liegt eine neue Moral darinn. „So geht es dem Plagiarius! ꝛc. [s. Bd. V, S. 460.] — Oder die Fabel von den Fröschen die sich einen König erbeten hatten.

Die dreyzehnte des zweyten Buchs. [s. Band I, S. 179.]

Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichsam eine Art von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urtheilen können. Jedes von den drey Büchern enthält dreyßig Fabeln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweyten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles seyn, was Sie diesesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheinet er

mit Rückſicht auf ſich ſelbſt und die einfältige Art ſeines Vortrages gemacht zu haben.

Der Beſitzer des Bogens. [ſ. Band I, S. 186.]
Die Schwalbe. [S. 195.]
Der Geiſt des Salomo. [S. 187.]

X. Den 6. December. 1759.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, ſo viel ich weis, in Frankfurt an der Oder ſuchen müſſen, fieng bereits im vorigen Jahre an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem erſten Buche derſelben nahmen ſich beſonders verſchiedene Briefe von des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, überdem ſie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweyten Buche verſprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechſel des Stephanus Vinandus Pighius zu liefern. Es ſcheinet aber, daß ihm ein ſehr glücklicher Umſtand dieſes Verſprechen aufzuſchieben, verleitet hat. Sein Unternehmen ſelbſt hat nehmlich ſo viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verſchiedene Gelehrte ihre litterariſchen Schätze von dieſer Art mitgetheilet haben, ſondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von Münchhauſen der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch dieſen Beytrag alſo iſt er in den Stand geſetzt worden, uns noch vorher mit andern leſenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geſchienen haben.

Die erſten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachſen iſt, und welche den erſten Band derſelben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.[1] Bynckershoeck, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gramm, Schannat, J. P. von Ludewig, Geſner ꝛc. ſind die berühmten Namen ihrer Verfaſſer.

Sogar von Leibnitzen finden ſich in dem vierten Buche ein Dutzend

[1] Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergae impensis Hered. Felseckeri 1760. 2 Alph. 4 Bogen.

Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich dieſe zu leſen am begierigſten geweſen bin. Die erſten zwey derſelben ſind an P. J. Spenern geſchrieben und enthalten wenig mehr, als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden ſechſe aber an den berühmten Huetius ſind deſto intereſſanter und enthalten Gedanken eines Philoſophen, die noch immer unterrichten können. Die zwey erſten ſind von dem Jahre 1673 und zu Paris geſchrieben, aus welchen Datis, wenn Sie ſich der Lebensgeſchichte unſers Weltweiſen erinnern, Sie ohngefähr den Inhalt errathen können. Huetius hatte damals die Beſorgung der Ausgabe der klaſſiſchen Schriftſteller, welche vornehmlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet ſeyn ſollten; und er glaubte, daß er ſich bey dieſer Arbeit auch unſers Leibnitz verſichern müßte. Ob dieſer nun gleich damals ſich mit ganz andern Dingen beſchäftigte, und beſonders an ſeiner Rechenmaſchine arbeitete: ſo lies er ſich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wiſſenſchaften nichts zu klein, ſo wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er ſich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bey welchem ſich Philoſophie, und eine geſunde Philoſophie anbringen lieſſe. Man ſchlug ihm in dieſer Abſicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftſteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella, und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entſchlieſſen, ſchreibt er, verſtehe ich zu wenig von der Arzneygelahrtheit; und von den Schriftſtellern „des Ackerbaues ſchreckt mich meine geringe Kenntniß der Oekonomie ab. Er wählte alſo den Martianus Capella, und das Urtheil, das er von dieſem Schriftſteller fällt, iſt ſehr vortheilhaft, und ſollte hinlänglich genug ſeyn, dem Capella mehr Leſer zu verſchaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopaediae. Er fing auch ſchon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieſer in ſeinem funfzehnten Jahre gemacht hat, ſeiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schickſal war es, das uns derſelben beraubte? Jaucourt ſagt in ſeiner Lebensbeſchreibung unſers Weltweiſen, daß ihm alles, was er dazu aufgeſchrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzuſtellen. Leibnitz muß dieſen Verluſt noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679.

aus Hannover an den Huetius ſchreibet, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel ſchon längſt aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus dieſem Briefe darinn verbeſſert werden, daß Leibnitz den Capella ſelbſt aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einſicht des Huetius zuzuſchreiben, daß er ſich nur mit dieſem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte ſich wirklich beſſer, als ihn Huetius kannte; welches unter anderen auch daraus zu erſehen, daß ihm dieſer mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er ſich aber abzugeben rund abſchlug, weil er nicht hoffen könne, etwas auſſerordentliches dabey zu leiſten. — Uebrigens muß es ein wenig verdrieſſen, daß Leibnitz bey dieſer Gelegenheit nicht allein allzuklein von ſich ſelbſt, (denn ein beſcheidner Mann kann ſich ſelbſt ſo viel vergeben, als er will,) ſondern auch allzuklein von ſeiner Nation ſpricht: Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man ſich noch, wie es komme, daß die Franzoſen einen deutſchen Gelehrten ſo gering ſchätzen, wenn die beſten deutſchen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen ſo erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht abſprechen könne. Denn das bilde man ſich ja nicht ein, daß dieſe aus Complimenten zuſammengeſetzte Nation, auch das für Complimente halte, was gewiſſermaſſen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drey folgenden Briefe hat Leibnitz bey Gelegenheit des Huetſchen Werkes von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, geſchrieben, und ſie enthalten ſehr vortrefliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Critik. „Die Critik, ſagt er, die ſich mit Prüfung „der alten Handſchriften, Münzen, und Inſcriptionen beſchäftiget, iſt „eine ſehr nöthige Kunſt, und zur Feſtſetzung der Wahrheit unſrer Reli„gion, ganz unentbehrlich. Denn das glaube ich gewiß, gehet die Critik „verloren, ſo iſt es auch mit den Schriften unſers Glaubens geſchehen, „und es iſt nichts gründliches mehr übrig, woraus man einem Chineſer „oder Mohametaner unſere Religion demonſtriren könne. Denn geſetzt, „man könnte die fabelhaften Hiſtorien von Theodorico Veronenſi, „wie ſie bey uns die Ammen unter dem Namen Dietrichs von Bern,

„den Kindern erzehlen, von den Erzehlungen des Caßiodorus, eines „zeitverwandten Schriftſtellers, der bey dieſem Könige Canzler war, nicht „unterſcheiden; geſetzt, es käme die Zeit, da man mit den Türken zweifelte, „ob nicht Alexander der Groſſe des Königs Salomon oberſter „Feldherr geweſen ſey; geſetzt, es wären uns, anſtatt des Livius und „Tacitus weiter nichts als einige von den zierlichen aber im Grunde „abgeſchmakten geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln groſſer Männer, „wie ſie itzt geſchrieben werden, übrig; geſetzt, es kämen die fabelhaften „Zeiten wieder, dergleichen bey den Griechen vor dem Herodotus waren: „würde nicht alle Gewißheit von geſchehenen Dingen wegfallen? Wir „würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der heiligen Schrift „nicht untergeſchoben wären, noch vielweniger, daß ſie göttlichen Urſprungs „wären. Unter allen Hinderniſſen, welche die Ausbreitung der chriſtlichen „Religion in den Morgenländern findet, iſt dieſes, meiner Meinung nach, „auch das vornehmſte, daß das daſige Volk, weil es von der allgemeinen „Geſchichte ganz und gar nichts weis, die hiſtoriſchen Beweiſe, auf welche „ſich die chriſtliche Religion ſtützet, nicht begreifen kann. — Er giebt hierauf eine ſehr ſinnreiche, aber aus dem vorhergehenden ſehr natürlich flieſſende Urſache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, die Critik ſo ſtark getrieben, und in den neuern Zeiten hingegen ſo ſehr vernachläßiget worden. „Die Critik, ſagt er, wenn ich die Wahrheit geſtehen „ſoll, ward damals durch die theologiſchen Streitigkeiten genähret. Denn „es iſt kein Uebel in der Welt, das nicht etwas gutes veranlaſſen ſollte. „Indem man nehmlich von dem Sinne der Schrift, von der Uebereinſtimmung der Alten, von echten und untergeſchobenen Büchern häufig „ſtreiten mußte, und nur derjenige von den Kirchenſcribenten aller Jahrhunderte richtig urtheilen konnte, der ſich in den übrigen Werken des „Alterthums gehörig umgeſehen hatte: ſo durchſuchte man aufs genaueſte „alle Bibliotheken. Der König von England Jacobus ſelbſt, und andere „von den vornehmſten Gliedern der Kirche und des Staats, gaben ſich „mit dergleichen Streitigkeiten, vielleicht ein wenig nur allzuſehr ab. Als „aber dieſe Streitigkeiten, in Krieg ausbrachen, und nach ſo viel vergoſſenem Blute, die Klügern wohl ſahen, daß mit alle dem Geſchrey „nichts ausgerichtet werde, ſo bekamen, nach wiederhergeſtelltem Frieden, „ſehr viele vor dieſem Theile der Gelehrſamkeit einen Eckel. Und nun „fieng ſich ein neuer Periodus mit den Wiſſenſchaften an; indem in

„Italien Galiläus, in England Baco, Harväus und Gilbertus, in „Frankreich Carteſius und Gaſſendus, und in Deutſchland der einzige, „den ich dieſen Männern entgegen zu ſetzen wüßte, Joachim Junge, „durch verſchiedene treffliche Erfindungen oder Gedanken, den Menſchen „Hoffnung machten, die Natur vermittelſt der mathematiſchen Wiſſen„ſchaften näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht unterſuchen, worinn „es, wie ich glaube, heut zu Tage verſehen wird, und woher es kömmt, „daß die Schüler ſo groſſer Männer, ob ſie gleich mit ſo vielen Hülfs„mitteln verſehen ſind, dennoch nichts beſonderes leiſten; denn es iſt hier „nicht der Ort dazu. Ich will nur dieſes einzige anmerken, daß ſeit „dieſer Zeit das Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrſamkeit „hin und wieder in Verachtung gekommen, ſo daß ſich wohl gar einige in „ihren Schriften irgend einen Autor zu citiren, ſorgfältig enthalten, theils „damit ſie alles aus ihrem Kopfe genommen zu haben ſcheinen mögen, „theils weil es ihrer Faulheit ſo bequemer iſt; da gleichwohl die Anfüh„rung der Zeugen, wenn es auf geſchehene Dinge ankömmt, von der „unumgänglichſten Nothwendigkeit iſt, und nur durch ſie gründliche Unter„ſuchungen ſich von einem ſeichten Geſchwätze unterſcheiden. Damit alſo „dieſes Uebel nicht weiter um ſich freſſe, kann man die Welt nicht ernſt„lich genug erinnern, wie viel der Religion an der Erhaltung der gründ„lichen Gelehrſamkeit gelegen ſey. —

Und was meinen Sie, wenn dieſe Erinnerung ſchon zu Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Voſſii und Heinſii lebten, ſo nöthig war, wie viel nöthiger wird ſie jetzt ſeyn, jetzt da wir noch kaum hier und da Schatten von dieſen Männern haben, und beſonders unſere Gottesgelehrte, die ſich die Erhaltung dieſer gründlichen Gelehrſamkeit am meiſten ſollten angelegen ſeyn laſſen, gleich das allerwenigſte davon verſtehen? Doch anſtatt dieſe verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitziſchen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden ſeyn, die „alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen, und von dem Plato „und Ariſtoteles nicht anders als von ein Paar elenden Sophiſten „reden. Hätten ſie dieſe vortrefflichen Männer aufmerkſam geleſen, ſo „würden ſie ganz anders von ihnen urtheilen. Denn die metaphyſiſche „und moraliſche Lehre des Plato, welche die wenigſten aus ihrer Quelle

„schöpfen, ist wahr und heilig, und das, was er von den Ideen und „ewigen Wahrheiten sagt, verdienet Bewunderung. Die Logik, Rhetorik, „und Politik des Aristoteles hingegen, können im gemeinen Leben von „sehr grossem Nutzen seyn, wenn sie sich in einem guten Kopfe, der die „Welt und ihre Händel kennet, finden. Sogar kann man ihm nicht „genug dafür danken, daß er in seiner Physik den wahren Begriff des „Stetigen gegen die scheinbaren Irrthümer der Platoniker gerettet hat. „Und wer endlich den Archimedes und Apollonius verstehet, der „wird die Erfindungen der allergrößten Neuern sparsamer bewundern.

Gewiß die Critik auf dieser Seite betrachtet, und das Studium der Alten bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterey, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden ist, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen lustigen Contrast machet mit dieser wahren Schätzung der Critik und alten Schriftsteller, die Denkungsart dieses und jenen grundgelehrten Wortforschers, von welchem sich in eben dieser Sammlung Briefe finden. Z. E. Gisbert Cupers. Dieser Mann war ohnstreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen studirte. Er hält sich stark darüber auf: Saeculis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse, quam ritibus, moribus, aliisque praeclaris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen praeclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Graeca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhaerere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris aevi reliquae et historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis etc.

Unterdessen ist doch in den Briefen dieses Cupers, deren uns eine ansehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel nützliches und nicht selten auch angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bey den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet, und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder

der Zeit, von andern die Säugamme des Apollo genennt werde, daß sie aber doch als keine Göttin von ihnen verehret worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke de Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwey Altäre, den einen dem Verstande, und den andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirret, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben *Νους* und *Αληθειας* selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras wirklich den Beynamen *Νους* geführet habe. (Wenn Sie Kühns Ausgabe des Aelianus nachsehen wollen, so werden sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Helfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Aelian nicht von zwey Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift *Νους* und nach andern die Aufschrift *Αληθειας* geführt habe.) Die Betrachtung endlich die Cuper über diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellet, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner Scharfsinnigkeit: Quodsi jam admiscere vellem hisce profanis rebus sanctae nostrae religionis christianae mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, et primo quidem Iudaeis, inde Christianis, et praecipue veris, solis revelasse; gentiles eam male quaesivisse in indagatione rerum naturalium, et ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent etc. Ich würde auf eine natürlichere Ursache gefallen seyn. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstracte Begrif der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existirte, und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten, und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch einandermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll: so erwarte ich nur einen Wink. G.

Fünfter Theil.

I. Den 3. Januar. 1760.

Sieben und siebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, dadurch die Feder des berühmten Herrn Dusch geflossen ist.

- - - - Et est mihi saepe vocandus
Ad partes. - - - -

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verleumdungen; bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satyrische, bald hämische Schriften; bald verliebte, bald freymüthige, bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Uebersetzungen; und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

- - Mónstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bey ihm ist alle Critik umsonst. Ja man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu critisiren; denn die kleinste Critik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Criticus seiner Sünden theilhaft? — Zwar von diesen seinen Streitbüchern, sage ich Ihnen diesesmal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Uebersetzungen; und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine Duſchiſche Ueberſetzung alſo abermals! Und der Abwechſelung wegen, nicht ſowohl aus dem Engliſchen als aus dem Lateiniſchen! Eine Zwitterüberſetzung aus beiden; wenn man ſie recht benennen ſoll. — Leſen Sie den Titel davon am Rande.[1] — „Aber wo ſteht denn da etwas von „Herr Duſchen? Sie werden ſich irren.“ — Nicht doch; ich irre mich nicht. Das Buch iſt ja ſo dicke; und ſcheinet mit einer ſo liebenswürdigen Geſchwindigkeit translatiret zu ſeyn! Wer kann aber dickere Bücher geſchwinder translatiren, als Herr Duſch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieſer Beweis, weil er in Deutſchland geführet wird, nicht bündig genug ſcheinet: — Hier iſt ein anderer! „Der Jugend beſſer fortzuhelfen, ſagt Herr Duſch in der Vorrede, „und in eben der Abſicht, worin Herr Martin ſeinem lateiniſchen Texte „eine engländiſche Ueberſetzung beygeſetzet hat; habe ich eine eigene deutſche „Ueberſetzung unternommen. — Aus dieſer eigenen deutſchen Ueberſetzung nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet ſo! — Sie erinnern ſich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe,[2] eine Stelle aus den Schilderungen des Hrn. Duſch getadelt habe, welche eine Beſchreibung der herbſtlichen Nachtgleiche ſeyn ſollte? „Jetzo wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und „der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finſterniß. Sie erinnern ſich doch, daß dieſe Beſchreibung nach zwey Zeilen des Virgils ſollte gemacht ſeyn, die Herr Duſch nicht verſtanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium lucis atque umbris jam dividit orbem.

Nun ſind dieſe Zeilen aus dem erſten Buche Georgicorum; und ich weiß ſelbſt nicht aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Ueberſetzung derſelben zu allererſt ſahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Waage die Tage und die Stunden des Schlafs gleich „gemacht, und den Erdkreis in Licht und Finſterniß getheilet hat.“ O Herr Duſch! rief ich aus. Willkommen Hr. Duſch! — Urtheilen Sie ſelbſt, ob es wohl wahrſcheinlich iſt, daß zwei verſchiedene Scribenten

[1] Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit critiſchen und öconomiſchen Erklärungen Hrn. D. Johann Martins, Lehrers der Botanic zu Cambridge, und anderer der berühmteſten Ausleger. Nebſt einer deutſchen Ueberſetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunſt zu ermuntern. Hamburg und Leipzig bey Grunds Wittwe und Holle 1759 in groß Octav 2 Alph. 6 Bogen.

[2] S. den ein und vierzigſten Brief im zweyten Theil

eben denſelben lächerlichen Fehler ſollten gemacht haben? Gewiß nicht! Der Verfaſſer der Schilderungen und unſer Ueberſetzer müſſen eins ſeyn; und müſſen eins ſeyn in Herr Duſchen!

Aber wenn es Herr Duſch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum ſollte Herr Duſch eben denſelben Fehler mit Vorſatze noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt; weil er, ohne Zweifel, als er ihn zum andernmale begieng, meine Critik noch nicht geleſen hatte. Und als er ſie endlich zu leſen bekam, war der Bogen Rr in ſeiner Ueberſetzung leider ſchon abgedruckt. Einen Carton aber machen zu laſſen, das würde ihn zu ſehr verrathen haben; und er wollte mit dieſem kleinen Triumphe ſeinen Kunſtrichter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er ſich meine Erinnerung da ſtillſchweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelſtelle nehmlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo et *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat

hat er das medium orbem richtig überſetzt; ob es gleich auch hier Ruäus falſch verſtehet, indem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium orbem giebt, aus welchem siccaverat es unwiderſprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verſtanden hat. Ich will zwar nicht verhelen, daß den Herrn Duſch ſein Martin eben ſowohl kann zurechte gewieſen haben, als ich. Denn Martin merket bey dieſer Stelle ſehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede ſey, weil Virgil ſagt, die Sonne habe die Mitte oder die Helfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Duſch bey der Ueberſetzung ſeinen Martin würde vergeſſen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie ſollen gleich meiner Meinung ſeyn. —

Denn, was giebt mir Herr Duſch, wenn ich ihm in eben denſelben Worten: „Wenn die Waage die Tage und die Stunden des Schlafes „gleich gemachet, und den Erdkreis in Licht und Finſterniß getheilet hat" noch einen recht häßlichen, abſcheulichen Fehler zeige? — Im Lateiniſchen heißt die erſte Zeile

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Man findet ſie aber auch ſo:

Libra dies somnique pares etc.

Und was iſt hier dies und dort die? Beydes, wie Sie wiſſen, iſt der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Duſch? Hat er nicht offenbar dies für den Accuſativus in der mehreren Zahl genommen, da er überſetzt: „wenn die Waage, die Tage und die Stunden des Schlafes gleich macht? Die Waage macht die Tage gleich? Welcher Unſinn! Wenn iſt denn bey Herr Duſchen in Einem Herbſte ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil ſagt: Wenn die Waage die Stunden des Tages und des Schlafes gleichgemacht ꝛc. Iſt denn das nicht ganz etwas anders? — Dieſer Fehler des Herrn Duſch iſt alſo unwiderſprechlich. Und ich ſetze dazu: unverzeihlich; denn wenn er ſich der Anmerkung ſeines Martin noch erinnert hätte, wenn er ſich Zeit genommen hätte, ſie wieder nachzuleſen: ſo hätte er ihn unmöglich begehen können. „Bey den alten Römern, ſagt Martin, endigte ſich „der Genitiv der fünften Declination in es: alſo war Dies eben das, „was wir izt Diei ſchreiben. Oft wurde es Die geſchrieben, welches an „dieſer Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich aber habe, auf Glauben „des Aulus Gellius, Dies dafür geſetzt; er ſagt nehmlich, diejenigen, „die Virgils eigenes Manuſcript geſehen, hätten verſichert, daß es Dies „geſchrieben wäre. Q. Ennius in sexto decimo annali *Dies* scripsit pro *diei* in hoc versu:

Postrema longinqua diés confecerit aetas.

„Ciceronem quoque affirmat Caesellius in oratione, quam pro P. „Sestio fecit, *dies* scripsisse pro *diei*, quod ego impensa opera con„quisitis veteribus libris pluſculis ita, ut Caesellius ait, scriptum „inveni. Verba sunt haec Marci Tullii: *Equites vero daturos illius „dies poenas.* Que circa factum hercle est, ut facile iis credam, „qui scripserunt idiographum librum Virgilii se inspexisse, in quo „ita scriptum est:

Libra dies *somnique pares ubi fecerit horas;*

„id est: *Libra diei somnique.* — Denken Sie doch nur! Dieſe lange Anmerkung ſchreibt Herr Duſch auf dem Bogen E von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen Nr hat er ſie ſchon wieder vergeſſen. Was ſoll man von ihm ſagen? Iſt es nicht offenbar, daß er ohne zu denken ſchreibt? daß er weder bey der Anmerkung, noch bey der Ueberſetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein voriges zu kommen: So gut er

hier seinen Martin vergessen hatte; eben so gut hätte er ihn ja auch bey dem hauserat medium orbem vergessen können, wenn er nicht, bey meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr G. unsere Briefe herauszugeben anfing, sagte er davon: „Ich theile sie dem Publico mit, weil ich glaube, daß sie manchem, so„wohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der so genannten Ge„lehrten, nützlich seyn können.[1] — Sie glauben nicht, wie sehr des Herrn Duschs anderes Ich, oder sein critischer Freund, sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen O: formalisiret hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel, an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Theile, nützlich gewesen sind, und noch nützlicher hätten seyn können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bey Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die blosse Nachläßigkeit des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypothesen, zu machen wissen. Hier ist ein neues recht lustiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beyden Polen, und sagt:

Hic vertex semper nobis sublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis, der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher seyn? Und doch war es Herrn Duschen nicht deutlich genug, denn er übersetzt: „Ein Pol ist uns alle„zeit erhaben, den andern aber sehen der Styx und die Manes, unter „ihren Füssen. — Die Manes, unter ihren Füssen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen, als unter den Füssen. — Der Uebersetzer hat sich ohne Zweifel aber durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt; Manesque profundi

[1] S. die Einleitung zu dem ersten Theile dieser Briefe.

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra, et umbrae infernae vident sub pedibus. Nur daß man es dem Nuäus nicht so unwiderſprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Duſch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Ueberſetzung daraus ſchlieſſen zu können? „daß ſie elend iſt!" — Uebereilen Sie ſich nicht. Herr Duſch hat es für eine Bosheit erkläret, aus zwey oder drey Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler ſind, mein Herr Duſch!" — Aber dieſe Ausflucht ſoll ihm inskünftige nicht mehr zu ſtatten kommen. — Und Sie müſſen es ſich gefallen laſſen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfals den Brief hier weg, wenn Sie ſich ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden, ſagt Herr Duſch, „um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als ich ohne dieſe Abſicht „würde gethan haben." — Gut! Aber mußte ſich dieſe Sklaverey gegen den Text auch ſo weit erſtrecken, daß die Worte der deutſchen Ueberſetzung dem Schüler kaum ſo viel helfen, als ob er ſie nach und nach aus dem Wörterbuche zuſammen geſtoppelt und ſo hingeſchrieben hätte? Daß er nunmehr für

— — — tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam

weiter nichts zu leſen bekömmt, als: den leichten Lageos, der einſt deine Füſſe verſuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte ſie gar ſo weit gehen, daß Herr Duſch im Deutſchen lieber zu einem ganz andern Verſtands Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos et miti dilue Baccho

überſetzt Herr Duſch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermiſchten Honig. — Miti Baccho, mit reifem Weine? Es iſt wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil ſagt:

Heu male tum mites defendit pampinus uvas.

Wenn wir aber im Deutſchen reif zu Weine ſetzen, ſo bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht ſagen, daß man der Ceres Honigſeim mit Milch und reifen Trauben, ſondern mit Milch und lieblichem Weine vermiſcht, opfern ſolle. — Mit dem

nehmlichen Worte reif, begehet Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

. . . . . annua magnae
Sacra refer Cereri, laetis operatus in herbis:
Extremae sub casum hyemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, et tunc *mollissima vina*.

Und Herr D. übersetzt: Feyere der grossen Ceres ihr jährliches Fest, und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling schon heiter wird. Denn sind die Lämmer fett; denn ist der Wein am reifsten. — Wenn ist der Wein am reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O mein Herr Dusch, wie lehen Sie in der Zeit! — Es kann wohl seyn, daß mollis hier und da auch soviel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif, und wenn es auch immer reif hiesse: so hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben sollen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

II. Den 10. Januar. 1760.

Beschluß des sieben und siebenzigsten Briefes.

Bald vergesse ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Uebersetzung von dieser Art muß nothwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweydeutigkeiten unterworfen seyn, und hat, wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu „erleichtern sucht," wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt Myrtus? du findest ein Myrtenbaum. Und Herr Dusch glaubt, es heisse ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt:

— cingens materna tempora myrto [1]

durch: Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte. Nimm dein Wörterbuch, und ſchlage nach, was heißt caper? Du findeſt, ein Ziegenbock. Und Herr Duſch ſagt, es heiſſe eine Ziege. Denn er überſetzt:

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Caeditur. [2]

durch: Nur dieſes Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geſchlachtet. Willſt du unterdeſſen deinen guten Freund hier entſchuldigen, ſo ſage: Ey, die Ziege iſt hier ein Bock! Und das iſt wahr! — Nimm nochmals dein Wörterbuch, und ſchlags nach, was heißt pernox? Du findeſt übernächtig. Und Herr D. ſagt, es heiſſe hartnäckig. Denn, wenn Virgil von dem Ochſen ſagt, der in dem blutigen Kampfe mit ſeinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam, plagasque superbi
Victoris, tum quos amisit inultus amores:
Et stabula aspectans regnis excessit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, et inter
Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili:

ſo überſetzt Herr Duſch: Der Ueberwundene gehet davon, und ſcheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend, und beſeufzet kläglich ſeine Schmach, die Wunde, die er von dem ſtolzen Sieger empfieng, und die Geliebten, die er ungerächet verlor; ſchauet den Stall an, und ſcheidet aus dem Reiche ſeiner Väter. Dann giebt er ſich alle Mühe, ſeine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — Pernox, hartnäckig! Sieheſt du, Herr Duſch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war pertinax!

Rede ich nicht ſchon wiederum mit jemand anderm? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht ſo weit leſen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, ſo geſchieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geſchieht Herr Duſchen zu belehren.

[1] Lib. 1. v. 38. [2] Lib. II. 380.

Hier ſind noch einige Stellen, mein Herr Duſch, die ich unter dem Durchblättern ihrer Ueberſetzung, mit der Bleyfeder angeſtrichen habe. Wir wollen ſie näher betrachten.

Virgil ſagt, Lib. I. v. 111. daß auch derjenige Landmann ſeinem Acker einen groſſen Dienſt erzeige,

— qui ne gravidis procumbat culmus aristis,
Luxuriem segetum tenera depascit in herba,
Cum primum sulcos aequant sata.

dieſes überſetzen Sie: Der die geile Saat, ſobald ſie mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, von ſeinem Viehe, wenn ſie noch im zarten Kraute ſtehet, abfreſſen läßt ꝛc. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet: iſt ſehr ſchlecht geſagt. Die Furchen ſind die tiefen Einſchnitte, die der Pflug gezogen hat, und ſind alſo auf dem gepflügten Felde, gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft, das niedrigſte. Wie kann alſo die Saat zur Höhe dieſes niedrigſten Theiles des Ackers wachſen? Die Furchen ſtehen hier für den Acker überhaupt; und aequare heißt hier eben machen. Der Dichter will alſo ſagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht, ſie gleichſam mit einem ausgeſpannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene Fläche des Ackers verſteckt liegt. Daß aequare über eben machen heiſſe, hätten Sie aus dem 175 Verſe eben deſſelben Buchs lernen können:

Area cum primis ingenti aequanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu ihrer Entſchuldigung auch ſchon das ventos aequante sagitta aus der Aeneis anführen wollten. Ein Ueberſetzer muß ſehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: auch der erzeige ſeinem Acker eine erſprießliche Wohlthat:

— — — Quique paludis
Collectum humorem bibula deducit arena;
Praesertim incertis si mensibus amnis abundans
Exit, et obductо late tenet omnia limo;
Unde cavae tepido sudant humore lacunae.

Der Dichter will ſagen: Wenn nach ſtarken Regengüſſen, oder nach ausgetretenen Flüſſen, auf den Vertiefungen des Ackers Waſſer ſtehen bleibt, und Pfützen macht, ſo ſoll der Landmann dieſe Pfützen bibula deducere

arena. Das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. Bibula arena ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammigten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmanne eine unendliche Mühe! Das Wasser durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts geringes; und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich seyn. Aber die Pfützen mit Sand austrocknen; das kann ihm sehr leicht seyn. Ich weiß wohl, Sie haben diesen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam, instar paludis. Aber entschuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Ursache angeben, warum Jupiter die freywillige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und sagt, es sey geschehen:

Ut varias usus meditando excuderet artes
Paulatim, et sulcis frumenti quaereret herbam.

So wie in der ersten Zeile meditando das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verschiedenen Künste hervorgebracht werden sollten: so zeigt es auch sulcis in der zweyten an. Die Menschen sollten durch ackern, sich Getraide verschaffen lernen. Sie übersetzen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachsinnen nach und nach verschiedene Künste mit Mühe erfinden, und in den Furchen das Kraut des Getraides suchen möchte. Hier ist alles nur halb recht!

Lib. II. v. 308.

— — — tum figere damas,
Stupea torquentem Balearis verbera fundae:
Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudunt.

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter, und rechnet darunter auch, Gemsen mit der Balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der Balearischen Schleuder, einen Balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität, denn ich glaube eben nicht, daß auf den Balearischen Inseln tiefer Schnee liegt,

und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den Balearischen Schleuderer Gemsen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt ꝛc.

Lib. I. v. 475.

— — pecudesque locutae,
Infandum!

übersetzen Sie: Und Thiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also Infandum hier für das Adjectivum, und glauben es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier das Adverbium, oder die Interjection, wie Sie es nennen wollen. Eben wie in der Aeneis:

Navibus, infandum, amissis unius ob iram
Prodimur.

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner Uebersetzung weiter nichts als die Interpunction nach redeten. Ich will Ihnen glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem ersten Buche. Und mehr als das erste Buch habe ich von Ihrer Uebersetzung auch nicht gelesen; und auch dieses nur obenhin gelesen. Alles andere aus den übrigen Büchern ist mir blos bey dem Aufschlagen in die Augen gefallen.

Ich fand z. E. Jährlich muß man drey bis viermal den Boden pflügen, und mit herumgekehrten Hacke die Klöße beständig zerschlagen, und dem ganzen Weingarten die Last der Blätter leichter machen. Was kann man unter diesen letztern Worten anders verstehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuschaffen, oder sie unterzuhacken befiehlet? Und doch will Virgil ganz etwas anders sagen; denn

— — omne levandum
Fronde nemus[1]

ist von dem so genannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbusta nennet. Und ihre zweydeutige Uebersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen seyn, wenn anstatt nemus, vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithäer mit einem schweren Becher drohet. Lapithäer?

[1] Lib. II. v. 400.

Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — Hylaeum Lapithis cratere minantem.[1]

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf büschichten Feldern wo Gruß liegt. Gruß? Was heißt Gruß? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

at dumosis calculus arvis?[2]

Ah, Sie haben Gries wollen schreiben! Es ist doch vortreflich, daß Sie Virgil manchmal besser verstehet, als ich. Daß dumosis noch etwas mehr als büschicht heisse, will ich so hingehen lassen.

Auch las ich von ungefehr die ersten fünfzig Zeilen des dritten Buchs. Und wie mancherley war mir da anstößig. Ich will Ihnen nicht anmuzen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

Tentanda via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora.[3]

übersetzt haben: Auch ich muß es versuchen, mich auf einer neuen Bahn von der Erde zu erheben, und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

Primus idumaeas referam tibi, Mantua, palmas.[4]

übersetzen: Ich will der erste seyn, der dir, Mantua, die idumäischen Palmen bringt. Was für idumäische? Denn so heißt mich der vorgesetzte Artikel die fragen. Es ist kein bloßes poetisches Beywort mehr, sobald dieser vorgesetzt wird. Es möchte alles gut seyn, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Ophignme, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi
Cursibus et crudo decernet Graecia cestu.[5]

übersetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe streiten. Das vorhergehende illi, nehmlich dem Cäsar,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeiget deutlich, daß mihi hier blos als ein Füllwort stehet, so wie in unzähligen Stellen als

[1] Lib. II. v. 457. [2] Lib. II. v. 480. [3] Lib. III. v. 8. 9.
[4] Lib. II. v. 12. [5] Lib. III. v. 19. 20.

Depresso incipiat jam tum *mihi* taurus aratro
Ingemere etc.

oder

— ah minimum me fit *mihi* fertilis illa.

Wenn ein Ueberſetzer bey dergleichen Gelegenheiten das mihi alſo ja ausdrücken will, ſo muß es gleichfalls durch das bloſſe deutſche Füllwort mir geſchehen: „Das ganze Griechenland ſoll mir im Wettlaufe ſtreiten.“ Oder hätten Sie ihm durchaus eine beſtimmte Bedeutung geben wollen, ſo hätten Sie anſtatt mir zu Ehren, auf mein Geheiß ſagen müſſen. Denn nur dieſes kann höchſtens der Zuſammenhang leiden. Ruäus ſelbſt erkläret dieſe Stelle richtiger, als es ſonſt ſeine Gewohnheit iſt, durch: meo jussu certabit, cursu etc. — Doch ich erſehe ich gewahr; daß ihr Martin ſelbſt, dem Dr. Trapp zu Folge, dieſes mihi, durch in meum honorem giebt. Er irret ſich ganz gewiß, und Sie, der Sie an mehreren Stellen von ihm abgehen, hätten ihm hier am wenigſten folgen ſollen. Ebenſo wenig hätten Sie ſich, bey dem 58ten Verſe, durch ſeine angeführte Stelle aus dem Columella, ſollen verführen laſſen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh geſtaltet ſeyn müſſe, und ſetzt endlich hinzu

quaeque ardua tota.[1]

Sie überſetzen dieſes: imgleichen, wenn ſie hoch iſt. Arduus heißt nicht was vergleichungsweiſe hoch iſt, ſondern was ſich hoch trägt. So ſagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert.

Desgleichen ſagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parte fera, ardensque oculis et sibila colla
Arduus attolleus etc.

Und noch von einem andern Pferde:

Frontemque ostentans arduus albam.

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals hoch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Geſtalt nach hoch iſt. Eben daſſelbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchtſtutte, wo er ſich weniger zweydeutig ausdrücket:

Illi ardua cervix etc.

Und nun ſollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buch

[1] Lib. III. v. 58.

anführen. Doch dieſes will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trotz bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit dieſem Trotz bieten ſind Sie ſehr geſchwind.

Auch ſollte ich von Ihren Anmerkungen noch etwas ſagen. Wo Sie gute Leute ausgeſchrieben haben, da ſind ſie ſo ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften verſuchen wollen, da glauben Sie gar nicht wie klein Sie erſcheinen! Ich nehme die Anmerkung 20) Seite 625 zum Beweiſe, wo die Worte: nec gratia terrae nulla est, quam inaratae terrae, ein ſauberes Pröbchen einer ganz vortreflichen Latinität ſind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit ihres Textes? Er iſt höchſt fehlerhaft, und ohne eine beſſere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So ſtehet injusta für injussa, sperantia für spirantia etc. — Doch das ſind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns wieder ein dickes Buch geliefert, und dafür müſſen wir Ihnen freilich verbunden ſeyn. —

Gnug mit dem Herrn Duſch geſprochen! Was unſere galanten Briefſteller die courtoisie nennen, das iſt nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin ꝛc. A.

VI. Den 7. Februar 1760.

Ein und achtzigſter Brief.

Der Verfaſſer der ſcherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen ſeiner naiven Wendungen und feinen Sprüche, ſo viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbeſſerte Auflage erſchienen iſt, hat ſich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragiſchen. Und mit Ehren.

„Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritiſche Freund des Herrn Duſch anfahren — „Was? ein Witzling, der den Geiſt der „anakreontiſchen Gedichte beſitzet, ſollte auch den Geiſt der Tragödie be„ſitzen? Der eine erſchüttert das Herz; Schrecken und Thränen ſtehen „ihm zu Gebothe; der andere erregt ein kurzes Vergnügen über einen „unbemerkten Einfall; und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir „lachen, ſo hat er alle Ehre, die er hoffen kann. — Man ſollte glauben, fährt dieſer tiefſinnige Kunſtrichter fort, „daß dieſe beyden ſehr verſchiedenen

1) Beytrag zum deutſchen Theater. Leipzig bey Dyk 1759.

„Eigenſchaften ſich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich we„nigſtens' —

Ja, Er wenigſtens! — Er, der Freund des Herrn Duſch! — Er wird es ſolchergeſtalt gleich a priori wiſſen, daß die Trauerſpiele unſers ſcherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bey dieſer philoſophiſchen Nativitätſtellung bewenden laſſen? Oder wünſchten Sie lieber, mit ihren eigenen Augen zu ſehen, und nach ihren eigenen Empfindungen zu ſchlieſſen? — Ich weiß ſchon, was Sie thun werden? und dieſer Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr Weiſe — denn warum ſollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hoch ſchätzen werden? — über den Mangel an deutſchen Trauerſpielen. Daß es den Deutſchen am tragiſchen Genie fehlen ſollte, kann er ſich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schick„ſal, ſagt er, hat bisher über die deutſche Schaubühne gewaltet. Einige „dieſer Lieblinge der Muſen ſind in der Morgenröthe ihres Witzes ver„blühet, und haben uns durch ihre erſten Früchte gezeiget, was für eine „angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren haben. — Dieſes muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das gröſſere tragiſche Genie war. Er hat noch ein Trauerſpiel in Verſen völlig ausgearbeitet hinterlaſſen, und Freunde, die es geleſen haben, verſichern mich, daß er darinn mehr geleiſtet, als er ſelbſt durch ſeinen Freygeiſt zu verſprechen geſchienen. — „Andere, fähret Herr W. fort, laſſen uns wiſſen nicht aus was für „unglücklichen Urſachen, die Jahre des Genies vorbey fliehen: ſie ſchmeu„cheln uns mit Hoffnung, uns laſſen ſie unerfüllet, bis ſie die Geſchäfte „des Lebens überhäuffen, oder ſie ſich in andere Sorgen vertheilen.[1] — Ich kann nicht ſagen, wer dieſe andere ſind. Sind es aber wirklich tragiſche Genies, ſo verſprechen ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend ſind die Jahre nicht, von welchen wir tragiſche Meiſterſtücke erwarten dürfen. Alles was auch der beſte Kopf in dieſer Gattung, unter dem dreyßigſten Jahre, leiſten kann, ſind Verſuche. Je mehr man verſucht, je mehr verdirbt man ſich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man ſeiner Sache zum größten Theile gewiß iſt! Und wenn kann man dieſes ſeyn? Wann

[1] S. Duſchs vermiſchte Schriften, S. 46.

man die Natur, wenn man die Alten genugsam ſtudiret hat. Das aber ſind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meiſterſchaft dafür auch deſto länger dauern. Sophokles ſchrieb Trauerſpiele bis in die achtzigſten Jahre. Und wie gut iſt es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die ſo oft Genie heiſſen, und es ſo ſelten ſind. „Noch andern, heißt es weiter, „fehlt es an Aufmunterung; ſie haben niemals eine gute Schauſpielergeſellſchaft geſehen, „und kennen die dramatiſche Dichtkunſt blos aus den Ariſtoteles und „Hedelin. —

Das iſt, ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauſpieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer franzöſiſcher Schriftſteller[1] von dieſem Punkte der Aufmunterung ſagt. „Eigentlich zu reden, ſagt er, giebt es ganz und „gar keine öffentlichen Schauſpiele mehr. Was ſind unſere Verſammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichſten Tagen, gegen die „Verſammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen „konnten an die achtzig tauſend Bürger einnehmen. Die Bühne des „Scaurus war mit drey hundert und ſechzig Säulen, und mit drey „tauſend Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber eine groſſe Menge von „Zuſchauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die „Menſchen auf einander machen, und aus der Mittheilung der Leidenſchaften abnehmen, die man bey Rebellionen wahrnimmt. Ja der, deſſen „Empfindungen, durch die groſſe Anzahl derjenigen, welche daran Theil „nehmen, nicht höher ſteigen, muß irgend ein heimliches Laſter haben; es „findet ſich in ſeinem Charakter etwas Einſidleriſches, das mir nicht gefällt. „Kann nun ein groſſer Zulauf von Menſchen die Rührung der Zuſchauer „ſo ſehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfaſſer, und „auf die Schauſpieler haben? Welcher Unterſchied, zwiſchen heut oder „morgen einmal, ein Paar Stunden, einige hundert Perſonen, an einem „finſtern Orte zu unterhalten; und die Aufmerkſamkeit eines ganzen Volkes, „an ſeinen feyerlichſten Tagen zu beſchäftigen, im Beſitz ſeiner prächtigſten „Gebäude zu ſeyn, und dieſe Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu ſehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unſern „Talenten abhangen ſoll? — So redet ein Franzoſe! Und welcher Sprung von dem Franzoſen auf den Deutſchen! Der Franzoſe hat doch wenigſtens

[1] Diderot in den Unterredungen über ſeinen natürlichen Sohn.

noch eine Bühne; da der Deutſche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzoſen iſt doch wenigſtens das Vergnügen einer ganzen groſſen Hauptſtadt; da in den Hauptſtädten des Deutſchen die Bude der Spott des Pöbels iſt. Der Franzoſe kann ſich doch wenigſtens rühmen, oft ſeinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigſten Männer des Reichs, die feinſte Welt zu unterhalten, da der Deutſche ſehr zufrieden ſeyn muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die ſich ſchüchtern nach der Bude geſchlichen, zuhören wollen.

Doch laſſen Sie uns recht aufrichtig ſeyn. Daß es mit dem deutſchen Drama noch ſo gar elend ausſieht, iſt vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Groſſen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterſtützung mangeln laſſen. Die Groſſen geben ſich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen ſie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraus ſehen. Und wenn ſie unſere Schauſpieler betrachten, was können Ihnen dieſe verſprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente, ein Meiſter Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäſchermädchen war ꝛc. Was können die Groſſen an ſolchen Leuten erblicken, das ihnen im geringſten ähnlich wäre, und ſie auffriſchen könnte, dieſe ihre Repräſentanti auf der Bühne, in einen beſſern und geachtetern Stand zu ſetzen?

Ich verliere mich in dieſen allgemeinen Betrachtungen, die uns doch ſobald keine Aenderung hoffen laſſen. — Das erſte Trauerſpiel des Hrn. Weiſe heißt: Eduard der Dritte.

Eduard, der Zweyte, war gezwungen worden, ſich von der Regierung los zu ſagen, und es geſchehen zu laſſen, daß ſie auf ſeinen Sohn, Eduard den Dritten übergetragen wurde, während deſſen Minderjährigkeit ſeine Mutter Iſabella, mit ihrem Liebhaber Mortimer freye Hand zu haben hofften, und ſie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgeſetzte König ward aus einem Gefängniſſe ins andere geſchleppt; und ich habe folgenden Umſtand bey dem Rapin nie ohne die größte Rührung leſen können. „Als ihn die Ritter Maltravers und „Gournay, die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben „waren, in ſein letztes Gefängniß, in das Schloß zu Barkley brachten, „nahmen ſie tauſend unanſtändige Dinge mit ihm vor, ſogar daß ſie ihm „auf freyem Felde mit kaltem Waſſer, welches aus einem ſchlammigten

„Graben genommen worden, den Bart putzen lieſſen. So viel Beſtän„digkeit er auch bis dahin bezeuget hatte, ſo konnte er ſich doch bey dieſer „Gelegenheit nicht enthalten, ſein Unglück zu beweinen, und zu erkennen „zu geben, wie ſehr er davon gerührt ſey. Unter den Klagen und Vor„würfen, die er denjenigen machte, welche ihm mit ſo vieler Grauſamkeit „begegneten, ſagte er, daß ſie, ſie möchten auch machen, was ſie wollten, „ihm doch nicht den Gebrauch des heiſſen Waſſers nehmen ſollten, um „ſich den Bart putzen zu laſſen. Und indem ließ er zwey Ströme von „heißen Thränen aus ſeinen Augen die Wangen herabflieſſen.

O den armen Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen ſonſt bey dieſer Antwort ein? Wenn ſie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufe der Kunſtrichter ſagen, ſie iſt unnatürlich, der Schmerz iſt ſo witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier ſo witzig, wenn derjenige anders witzig iſt, der das ſagt, was ihm die Umſtände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, ſeine Perſonen, ſo zu reden, in eine wichtige Situation zu ſetzen, und er kann gewiß ſeyn, daß alle den Witz, den ihnen dieſe Situation giebt, nicht nur entbehrlich, ſondern höchſt pathetiſch ſeyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den gemeinen Satz durch das Exempel einer geringern Perſon: „Eine „Bäuerin, erzählt er, ſchickte ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem „benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieſer Unglückliche von einem „ſeiner Schwäger erſchlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, „wo ſich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild, und hörte „eine Rede, die ich noch nicht vergeſſen habe. Der Todte lag auf einem „Bette. Die nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau „lag, mit zerſtreuten Haaren, auf der Erde. Sie hielt die Füße ihres „Mannes, und ſagte unter Vergieſſung von Thränen, und mit einer „Action, die allen Anweſenden Thränen auspreßte: Ach, als ich dich „hieher ſchickte, hätte ich wohl geglaubt, daß dieſe Füſſe dich „zum Tode trügen!“ Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umſtände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entſchuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darinn ſuchen, daß die Perſon, welche ſie ſagt, eine vernehme, wohl erzogene, verſtändige und auch ſonſt witzige Perſon ſey; denn die Leidenſchaften machen alle Menſchen wieder gleich: ſondern

darinn, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nehmlichen Umständen das nehmliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müssen: so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glühendes Eisen stiessen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen, und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf von Kent, hatte an den Veränderungen der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von der Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seine brüderliche Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Grosmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey, und da sein Verhalten sonst untadelhaft war, so konnten ihm diese nicht anders als mit List beykommen. Sie liessen ihm nehmlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwey Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren, oder ihn betriegen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frei heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht,

daß Eduard in dem Schloſſe ſey, aber er verſicherte ihm, daß er die nachdrücklichſten Befehle habe, niemanden zu ihm zu laſſen. Edmund verdoppelte ſein Anhalten; der Befehlshaber beſtand auf ſeiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entſchluß, dieſem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm verſicherte, daß er mit allem Ernſte an ſeiner Freiheit arbeiten wolle. Dieſes Schreiben ward ſogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte ſich ſtrafbar gemacht. Sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er ſich durch die Ränke ſeines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor ſeinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß ſagen, daß unſer Dichter dieſe gegen den Edmund gebrauchte Liſt, als eine Wahrheit angenommen, und das Schickſal des Edmunds mit dem Schickſale des gefangenen Königs verbunden hat, und ſogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ungefehr in die Gedanken ſchieſſen. Die Oekonomie iſt die gewöhnliche Oekonomie der franzöſiſchen Trauerſpiele, an welcher wenig auszuſetzen, aber ſelten auch viel zu rühmen iſt. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlaſſen.

Das erſte Dutzend Verſe verſpricht, in Anſehung des Ausdruckes und der Wendung nichts geringers als eine Schlegelſche Verſification.

Lancaſter zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, daß iſt der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edeln haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt und ſie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, ſtets durch mein Schwerd gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieſes oft geſiegt;
Ich, der an ſie zuletzt den König ſelbſt verrathen,
So ſehr ſein Elend ſprach und Freunde für ihn baten;
Ich werd itzt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und wär ich ohne dich, ſo wär ich ſchon verjagt.

Doch dieſer ſchöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unſers Dichters ſeyn könnte, wenn er ſich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat ſich leider ein wenig zu oft vernachläßiget, und dadurch ſelbſt ſeinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Charaktere und Situationen ſind die Contours des Gemähldes, die Sprache iſt die

Colorite; und man bleibt ohne diese nur immer die Helfte von einem Mahler, die Helfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie verletzt. Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — so lang er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — Nein, sprich, so lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freyheit, Recht, Gesetz, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verächte;
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück
Sein grosser Endzweck wär, und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde,
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde;
Allein so bald er sah, daß Geiz nach eigner Macht
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Barbaryleichs Wuth ihn in den Kerker stieß,
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglückseelgen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reissen will)

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ꝛc.

XII. Den 20. März. 1760.

Ein und neunzigster Brief.[1]

— Noch ein Wort von der schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schwäbischen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sey der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von B. unter dem Titel: Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Monsr. le Docteur Ralph, im französischen herausgegeben. Er, Herr G. aus L. habe das Manuscript an seinen vertrauten Freund, den Herrn S. G. nach Paris geschickt, es sey aber demselben entwendet, und darauf so ins Französische übersetzt worden, „wie die Herrn Franzosen gemeiniglich die deutschen Schriften zu übersetzen „pflegen.“ Er verwundert sich über den Herrn v. B. daß er ihm einen solchen Streich gespielet, da er, B. ihm, dem Herrn G. doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm B. den Namen Doctor Ralph beygelegt, da ihm doch der Name G. beynahe so gut bekannt seyn müßte, als sein eigener. „Jedoch,“ setzt Herr G. hinzu, „man kann ungefähr die Ursachen „des Neides errathen, seitdem ich einer Gnade gewürdiget worden, von „welcher nicht nur ganz Germanien spricht, sondern die auch in Frankreich „hat bekannt werden müssen.“ Herr Gottsched, der selten Spaß versteht, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide halten, „und einem Unschuldigen, wie er sich im Neuesten „ausdrückt, solche groben Irrthümer, und satyrische Verwegenheit zuschreiben, davon ihm in seinem Leben nicht geträumet hat.“ Er machte gewaltigen Lerm in seinem Neuesten, schrieb auch deßwegen an Schaden. Dieser schiebt die Schuld auf den Secretär Dreyer, und versichert, er habe die Schrift, Candide niemals gelesen, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade in bester Form, daß man den Herrn Pr. Gottsched nothwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse; 1) aus dem Anfangsbuchstaben des

[1] Es ist von Mendelssohn und handelt von der Einkleidung in die höhere Weltweisheit. 2. von Georg Schade. Altona 1760.

Orts L. 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G. 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preussen wiederfahren, und endlich 4) aus dem vertrauten Freund S. G. zu Paris. Doch traut Herr Sch. dem letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heissen mögen.

Dem sey, wie ihm wolle, Gottsched erlangt Genugthuung, und Herr Schade demonstrirt gar deutlich, daß Herr Gottsched unmöglich der Verf. des Candide seyn könne. Ich dächte Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften Doctor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung, als Gottsched für den Verf. des Candide halten.

B.

N. S.

Ich kann diesen Brief unsers B. unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute B. sehe ich wohl, versichert von den Gottschedischen Autorstreichen eben so wenig als von der Schafischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß er der Verfasser des Candide nicht sey, so gutherzig an und aufgenommen haben? Woraus beweiset Herr Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darinn vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß es das allerunsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? Wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl des närrischen italiänischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüßig geworden ist, der von den vortrefflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so scurrille Art urtheilet, daß man nothwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deßwegen eingeführt worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betrieget wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn siehe, Herr Gottsched erkläret ausdrücklich, in seinem Handlexico der schönen Wissenschaften, daß es die pure lautere Wahrheit seyn soll, was der närrische Italiener sagt. Kann man dieß anders als eine authentische Erklärung, als eine Erklärung nehmen, die der Verfasser

als derjenige giebt, der ſich ſeiner Meinung am beſten bewußt ſeyn muß? Er ſchreibt nehmlich unter dem Artikel Milton. „Das verlorene Pa„radies hat unter den Deutſchen ſo viele Bewunderer und Tadler gefun„den, daß wir unſere Meinung nicht ſagen, ſondern nur die Worte eines „auch unſtreitig groſſen franzöſiſchen Dichters (der aber auch gut Engländiſch „verſteht) hieher ſetzen wollen. — Und nun folgt das atrabiläre Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abſchreiben kann, weil es wahre Tollheiten ſind. Herr Gottſched aber ſchließt es mit den Worten: „So ſchreibt Herr von Volkaire in ſeinem Optimisme.“ — Wir kennen den Volkaire nunmehr, der das geſchrieben hat! Denn was? Das wäre Volkaires Urtheil über den Milton? Das iſt das Urtheil des Sénateur Procurancé Noble Venitien. (Denn itzt beſinne ich mich erſt, daß ihn Herr Gottſched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das iſt das Urtheil Viri celeberrimi *Joannis Christophori Gottschedii* P. P. Metaphysices *ordinarii* et Poeseos *extraordinarii* in Academia Lipsiensi. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich weiß es eben ſo gewiß, daß Herr Gottſched den Caylus gemacht hat, als Herr Gottſched weiß, daß der Verfaſſer der Miß Sara Sampſon die Briefe, die neueſte Littèratur betreffend, macht. [1]

[1] Man leſe das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit No. II. von dieſem Jahre.

Sechster Theil.

XIX. Den 8. May 1760.

Hundert und zweyter Brief.

Der zweyte Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber, hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, mafür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführet,[1] hat sich in ein schreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofpredigers Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dänischen Ritterakad.[2] Nun? werden Sie sagen. Das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen, und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

[1] Man sehe den zwey und neunzigsten Brief.
[2] Soröe 1760, in groß Octav, fünf Bogen.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig poßierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernſthaften Ton annehmen wollte: ſo könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verſtatten wollte. — Was Herr Baſedow auf dem Titel merkwürdige Beſchuldigungen nennt, heiſſen einige Seiten weiter, offenbar falſche, grauſame, bis zu einer ſeltnen Grauſamkeit getriebene Beſchuldigungen. Meine Critik iſt hart, bitter, lieblos, unbeſonnen; und zwar ſo lieblos und ſo unbeſonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Exiſtenz zu unſern Zeiten nicht denken kann. Sie iſt ein Phänomenon, deſſen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloſſes Wort faſt nicht glauben würde. Ich beſitze eine ſchamloſe Dreiſtigkeit. Ich verläumde. Ich habe abſcheuliche Abſichten. Ich habe das ſchwärzeſte Laſter begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abſcheu der Welt. Erwünſchet, aus Menſchenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! Sie einen Freund haben Sie! — Wie beredt iſt die Menſchenliebe des Herrn Baſedow! Welch ein Spiegel hält ſie mir vor! Er ſtehet hinter mir, und zeiget mir ein Ungeheuer darinn. Ich erſchrecke, und ſehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer iſt. Dieſe Bewegung iſt natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir ſagen, wenn ich mich auch des Hochverraths ſchuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel geläſtert hätte? Ich habe das ſchwärzeſte Laſter begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abſcheu der Welt. Wer iſt denn die Majeſtät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner,“ ſtößt Herr Baſedow in die Trommete, „alle Kenner der itzigen Gelehrſamkeit der „Teutſchen, wiſſen die Verdienſte des Herrn Hofprediger „Cramers. Der Verfaſſer der nach dem Boſſuetſchen Muſter fort„geſetzten Weltgeſchichte; der neueſte und ſorgfältigſte Ausleger des Briefes „an die Hebräer; der geiſtliche Redner, der in unſern Tagen kaum ſo „viel Predigten ſchreiben kann, als die Welt von ihm zu leſen verlangt; „der Ueberſetzer des Chryſoſtomus, welcher ſeinem Originale gleicht, „das er durch viele Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat; der„jenige, dem wir die beſte Ueberſetzung der Davidſchen Pſalmen in

„gebundener Schreibart zu danken haben; der Verfaſſer des Schutzgeiſtes; „derjenige, der an dem Jünglinge, den Bremiſchen Beyträgen, und „darauf erfolgten vermiſchten Schriften, einen anſehnlichen Antheil „genommen hat, endlich der Verfaſſer der meiſten Stücke des Nordiſchen „Aufſehers, ſind nur — — ein einziger Mann, welcher in der erſten „Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein ſolcher einziger Mann iſt! —

Sie ſehen, Herr Baſedow nimmt das Maul voll, er mag ſchmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel iſt ſeine Lieblingsfigur in beyden Fällen. Dieſer einzige Mann! Nicht zu vergeſſen; er war auch einer von den hälliſchen Bemühern, dieſer einzige Mann! — Aber ſoll ich ungerecht gegen jemand ſeyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverſchämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer iſt allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unſern trefflichſten Schriftſtellern. Aber Herr Cramer iſt ein Menſch; könnte er in einer Wochenſchrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum ſeine Verdienſte?

Ich weis gar nicht, was Herr Baſedow will. Für ihn ſchickte es ſich am allerwenigſten, der Verfechter des Nordiſchen Aufſehers zu werden. Er hat Lobſprüche darinn erhalten, die ſeine Unpartheylichkeit ſehr zweifelhaft machen müſſen. Ich beneide ihm dieſe Lobſprüche nicht. Ich ſpreche ſie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte ſagen: eine Hand wäſcht die andere. Und noch mehr. Herr Baſedow iſt ſelbſt einer von den Verfaſſern des Nordiſchen Aufſehers. Es würde mir ein Leichtes ſeyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verſtehen. Wenn man nun alſo vermuthete, daß es ihm nicht ſowohl um die Wahrheit, nicht ſowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um ſeine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun ſey, in welchem er gerne wolle, daß ein ewiger Weyrauch für ihn dampfe; eines Buchs, das er gewiſſer Maaſſen auch ſein Buch nennen kann?

Herr Cramer ſelbſt findet ſich ja durch unſere Critick bey weiten nicht ſo beleidiget, als ihn Herr Baſedow beleidiget zu ſeyn vorgiebt. Denn er ſoll ihrer, in der Vorrede zu dem zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer iſt ein rechtſchaffener Mann, den es auf keine Weiſe befremdet, wenn andere andrer Meinung ſind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er ſich

überhaupt zu erhalten beſtrebet. Dieſe lautere Quelle gebe ich ſeinem Betragen, ob ihm gleich Herr Baſedow eine ganz andere giebt. „Die „Selbſtvertheidigung, ſagt er, wenn ſie nicht zu unvollſtändig ſcheinen „ſollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von denjenigen, die „alles, was ſie ſehen und hören, in Fehler und Laſter verwandeln, für „den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit ſich ſelbſt könnte ausgegeben „werden. Ueberdem pflegen Seelen von einer gewiſſen Würde ſo wenig „furchtſam und argwöhniſch zu ſeyn, daß ſie, wenn ihre Unſchuld in „einem gewiſſen Grade klar iſt, bey der verſtändigen und billigen Welt „keine Verantwortung derſelben zu bedürfen glauben.“ — Nicht doch! So ein groſſes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen. Hätte er es aber affectiren wollen, ſo hätte ſein Freund keinen ſolchen Commentarium darüber ſchreiben müſſen. Er hätte es müſſen darauf ankommen laſſen, ob man dieſen edlen Stolz, den Seelen von einer gewiſſen Würde haben, von ſelbſt merken werde. Denn nur alsdenn thut er ſeine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewieſen ſeyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, ſo wird ſie vollends lächerlich! ꝛc. G.

Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringſten Kleinigkeit will mich Herr Baſedow Recht haben laſſen. Lieber ſtellt er ſich unwiſſender als ein Kind, verwirret die bekannteſten Dinge, und verfälſcht auf die hämiſchſte Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetiſches Genie zugeſtehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichſte Verſificateur iſt. Ich nehme beyde Ausdrücke ſo, wie ſie die feinſten Kunſtrichter der Engländer und Franzoſen nehmen. „Ein poetiſches Genie, ſagt einer von den erſten,[1] den ich eben vor mir liegen habe, „iſt ſo außerordentlich ſelten, that no country in the ſucceſſion of many ages has produced above three or four persons that deſerve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plaſtic imagination, the true *Maker* of *Creator*, is ſo uncommon a prodigy, that one is almoſt tempted to ſubſcribe to the opinion of ſir William Temple, where

[1] Der Verfaſſer des Eſſay on the Writings and Genius of Pope, S. 111.

he says: »That of all the numbers of mankind, that live within »the compass of a thousand years, for one man that is born ca»pable of making a great poet, there may be a thousand born ca»pable of making as great generals, or ministers of state, as the »most renowned in story. Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein ſolcher auſſerordentlicher Menſch iſt? Wenn er es wäre: er würde ganz ſicherlich ein ſchlechter Hofprediger ſeyn. Eben dieſer Engländer erkennet unter ſeinen Landsleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenſer, den Schakeſpear, den Milton. Eben derſelbe ſpricht Popen den Namen eines Poeten ſchlechterdings ab. Popen ſpricht er ihn ab, der unter ſo vielen vortrefflichen Werken, auch eine Ode auf die Muſik gemacht hat, die wenigſtens nicht ſchlechter iſt, als die beſte Cramerſche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache, zu dem vortrefflichſten Verſificateur. Und ich habe Cramern geſchmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank ſetze? Iſt denn ein Verſificateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichſte Verſificateur ſeyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verſtande, von vielem Geſchmacke zu ſeyn? Diderot, der neueſte, und unter den neuen unſtreitig der beſte franzöſiſche Kunſtrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Verſificateurs. Quelle difference entre le Versificateur et le Poete! Cependant *ne croyez pas que je meprise le premier: son talent est rare.* Mais si vous faites du versificateur un Apollon, le poete sera pour moi un Hercule. On supposez une lyre à la main d'Hercule, et vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon sur une massue: jettez sur ses epaules la peau du lion de Nemée, et vous n'en serez pas un Hercule. Dieſes ſeltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchſten Grade; und doch habe ich ihn geſchmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geſchmäht? Sind ſeine Schmeichler nicht die unverſchämteſten, die unwiſſendſten, die unter der Sonne ſeyn können? Wenn ſie noch nicht gelernt haben, wie ſehr und worinn der Poet von dem Verſificateur unterſchieden iſt: ſo mögen ſie es doch nur erſt lernen, ehe ſie einen ehrlichen Mann, der es zu begreiffen geſucht hat, und ſich dieſem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder ſuchen ſie es erſt aus

unſern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen ſagen: παρ' ἐμοι ποκος οὐ κναπτεται.

Und der aufrichtige Herr Baſedow! Mit aller ſeiner Aufrichtigkeit iſt er ein offenbarer Falſarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachſehen wollen, Cramern den vortrefflichſten Verſificateur genennt: und Herr Baſedow macht ſeinen Leſern weiß, ich hätte ihn nur einen guten Verſificateur genennt, und läßt' dieſe beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine ſchamloſe Dreiſtigkeit! mich ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Iſt denn ein guter, mit welchem Beyworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichſte iſt, mit welchem Beyworte ſich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironiſches verbinden läßt? — Ich ſage ferner: Cramer beſitzt die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen; und Baſedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Urſache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner laſſe, wenn ich an ſeiner Aufrichtigkeit, mit der er ſo pralet, nicht ſehr zweifeln ſoll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieſer Verfälſchung, die Sache ſeines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetiſche Genie des Herrn „Hofpredigers, und beſonders zur erhabenen und zugleich lehrreichen Ode, „iſt zu bekannt, als daß der Journaliſt mit Grunde hätte hoffen können, „Beyfall zu finden, da er es ihm deſpotiſch abſprach, und nichts als die „Vollkommenheit eines Verſificateurs laſſen wollte. — Es iſt zu bekannt? Was iſt denn zu bekannt? Daß in den Cramerſchen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heiſſen ſollen) ſich Genie zeiget? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Verſificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieſes ſpreche ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichſte in ſeiner Art ſeyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Baſedow nach weiter: „Ob deſſelben drey Oden, im erſten Theile des Nordiſchen Aufſehers, „Anlaß geben, ein ſolches Urtheil zu fällen, werden die Leſer aus fol„genden Strophen ſehen. — Aus einzeln Strophen will Herr Baſedow beweiſen, daß Cramer ein poetiſches Genie habe? Und wenn dieſe Strophen auch die vollkommenſten von der Welt wären; ſo könnten ſie das nicht beweiſen. Hier ſind ſie.

* 1 Seite 9.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn?
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hätte tief in Qual versunken,
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach wie ist deine Hand so schwer?
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laß sie in diesen Wunden ruhn.
Vergib, vergib, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie den Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,
Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat Jehovah sein Leben,
In einer der gnädigsten Stunden gegeben,
Fleug unser Dank, fleug mit umher,
Er, der ihn gab, gedenke Seiner!
Wer liebt nicht seine Beherrscher? doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen

beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden, sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

XX. Den 15. May. 1760.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: Das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine.“ Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verleumdung ausschreyet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beyspielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es aufschlagen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also, z. E.

„Grose Beyspiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche „sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind „nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und lehrreich, „daß nach meinem Urtheile, selbst die, welche sie nicht nach ihrer ganzen „Grösse kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das An„denken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind, und „von der blossen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, nie „zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, „was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme „vereinigen. ꝛc.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend;

„ſie erniedriget den Menſchen ſo tief; die Vernachläßigung und Ueber-
„tretung der edelſten Pflichten, iſt bey ihren Ausſchweifungen ſo unaus-
„bleiblich, und ſie hat ſo viele nachtheilige und unglückſelige Einflüſſe,
„nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche ſich dadurch der ſchön-
„ſten Vorzüge unſerer Natur berauben, ſondern auch auf das öffentliche
„und gemeine Beſte, daß ſowohl der Menſchenfreund, als der Pa-
„triot, unter einer dringenden Verbindlichkeit ſtehet, für ſichre und
„zuverläßige Mittel beſorgt zu ſeyn, einem ſo gefährlichen Laſter Grenzen
„zu ſetzen, und den ausſchweifenden Gebrauch berauſchender Getränke zu
„verhindern. ꝛc.

Wie gefallen Ihnen dieſe Perioden? — Aber ſie könnten noch länger ſeyn. — O Geduld, ich will ſie auch nur erſt in Athem ſetzen. Da ſind ſchon etwas längere.

Z. E. „So ſorgfältig ſich auch Aeltern in der Erziehung ihrer
„Kinder beſtreben mögen, ſie von ihrer erſten Kindheit an zur Tugend
„zu bilden, und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, oder die
„angebohrne Unordnung deſſelben unterhalten und vermehren kann; ſo
„nothwendig es auch iſt, ſehr frühzeitig mit denſelben, als mit vernünf-
„tigen Weſen umzugehen, die des Nachdenkens und der Ueberzeugung fähig
„ſind: So iſt es dennoch beynahe unmöglich, dieſe wichtigen Endzwecke
„ohne allen Gebrauch ſchmerzhafter Mittel zu erreichen, ob es gleich
„eine eben ſo unläugbare Erfahrung bleibt, daß nach den von Natur ſehr
„verſchiedenen Charakteren der Kinder, einige der Züchtigung mehr, und
„andere derſelben weniger bedürfen.

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie ſorgfältig mein Vater
„ſchon in meiner frühſten Jugend den Geiſt der Frömmigkeit und eine
„lebhafte Neigung, aus Gehorſam und Liebe gegen das höchſte Weſen,
„tugendhaft zu ſeyn, in meine Seele zu pflanzen ſuchte, und wenn mir
„mein Gedächtniß ſagt, vor welchen Ausſchweifungen, zu denen ich, gleich
„andern, ſtarke Reitzungen und Verſuchungen gehabt habe, dieſe Neigung
„mich bewahret hat: ſo fühle ich mich allezeit von den zärtlichſten Empfin-
„dungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich ſie gleich durch nichts
„beweiſen kann, als nur dadurch, daß ich das Andenken ſeiner Geſinnun-
„gen erhalte, und durch ſein Beyſpiel andere Väter unterweiſe, Kinder,
„die ſie glücklich zu machen wünſchen, auf eine ähnliche Weiſe zu erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theuerung

an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuren müsse; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse ꝛc. Kann man abgedroschnere Warheiten mit aufgeblasenern Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichre, daß sich dreißig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie; nehmen Sie dabey alle ihre Gedanken zusammen; und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich, hebt das dreißigste Stück an, in unsern Zeiten die Be„streitung, und Verachtung der Religion so weit ausbreitet, daß sie auch „die Gespräche des Umganges vergiftet; so ist es für diejenigen, welche „sich nach ihren äusserlichen Umständen in die Gesellschaft der grössern „Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glau„bens bekannt zu seyn, und die Gründe einzusehen, die einen vernünftigen „Beyfall wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß seine Feinde; „er muß ihre Stärke, ihre Waffen, und die Art, wie sie streiten, kennen, „damit er sich zur Zeit des Kampfes desto glücklicher vertheidigen könne. „Es scheinet zwar, daß man von den Einwendungen wider die Wahrheit „nicht unterrichtet zu seyn brauche, sobald man sie nicht aus Vorurtheil „und Gewohnheit annimmt; sobald man sie bekennt, weil es richtige, über„wiegende und unumstößliche Beweise waren, die uns überredeten. Allein, „wenn man diese Wissenschaft besitzt, und die Schwäche, die Nichtigkeit, „und besonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt: So hat man „weniger zu befürchten, daß die Ruhe unsers Verstandes in der Wahr„heit eine unerwartete und gewaltsame Erschütterung leiden werde; unsre „Vernunft ist selbst vor einer plötzlichen Unordnung und Verdunklung „sichrer; man ist vorbereiteter und geübter, zu widerstehen, und ist der „rechtschaffene Mann, der seinen Glauben liebt, nicht verbunden, denen „zu widerstehen, welche die grossen Grundsätze desselben angreiffen, und „entweder durch künstliche und verblendende Schlüsse, oder durch Einfälle, „welche voll Witz zu seyn scheinen, ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens „zu berauben suchen? Vielleicht ist seine Ueberzeugung so gewiß und

„unbeweglich, daß ihn keine Einwürffe irren können; aber wenn er in irgend „einem gesellschaftlichen Gespräche, durch solche Zudringungen aufgefodert, „welche ihn verbinden, beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewisse „Einwürfe nicht antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren fal„schen Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und das Falsche „in feindseligen Beschuldigungen zu entdecken: So wird er wider seinen „Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in der Einbildung bestär„ken, daß sie diejenigen, die sich für verbunden achten, Religion zu haben, „weit übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die Verwirrung, „worein sie ihn brachten, für einen Triumph über sie selbst halten, und „den Schwächern können sie vielleicht mit geringerer Mühe zur Gleichgül„tigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht genug schätzet, weil er „sie nicht genug untersucht hat. ꝛc.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bischen Gedanken weghaben; wollten Sie sich nicht getrauen, es mit dem siebenden Theile seiner Worte, eben so stark und schöner vorzutragen?

Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe sich der Sinn schliesset; wenn dergleichen Perioden, die man geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden, ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Stil dieses Verfassers im Nordischen Aufseher, „sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?" Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freylich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil;

freylich predigen nicht alle seichte Homileten so: sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Critik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis gesagt haben: Sein Stil sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Critik, die einzelne Blätter von ihm trift, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser ihrer Ausdehnung meines Tadels, ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Criticus, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabey zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begrif sich man aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Criticus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben: ich würde den Herrn Cramer dabey genennt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile

über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den Bremischen Beyträgen und den vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe: daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben? Ob er sie in seinen Predigten hat; das weis ich nicht: denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weis ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger betaure; daß ich seine Zuhörer betaure. Aber es kann nicht seyn; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen: oder er verkennet die geistliche Beredtsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kützeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten, als unter den Gedanken so gewaltig vernachläßiget ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie eben so selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm sind.

Unterdessen muß bey dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige seyn, dessen Beredtsamkeit noch grössere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern sich der eckelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.[1] Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte: Aber können Sie sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt? „Ich gestehe es, sagt er, einige grosse Schriftsteller, die mehr De„mosthenisch als Tullianisch sind, würden hier ein so ausführliches Gleich„niß nicht gewählt haben. Aber wer war gröſſer, Tullius oder Demost„henes? Viele gute Schriftsteller würden dies Gleichniß nicht so haben

[1] Man sehe unsern funfzigsten Brief.

„ausführen können, wenn ſie auch gewolt hätten. Aber dieſe würden „auch dadurch gezeigt haben, daß ihnen eine gewiſſe Art der Gröſſe in „der Beredtſamkeit fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbietung „bewundert. — Da haben wirs! Nun will ich gern nicht ſtärker in den Herrn Baſedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches ſo ausgerektes Gleichniß bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er geſtehen müßte, daß auch bey dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir nach der einſichtsvollen Frage: Aber wer war gröſſer, Tullius oder Demoſthenes? anders zu erwarten, als die zweyte Frage: Aber wer iſt gröſſer, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern und ſchweigen.

XXI. Den 22. May. 1760.

Hundert und ſechſter Brief.

Welche verrätheriſche Blicke Herr Baſedow in das menſchliche Herz ſchieſſet! Auch meines liegt ſo klar und aufgedeckt vor ſeinen Augen, daß ich darüber erſtaune. — Sie erinnern ſich, daß mir das Blatt, in welchem der nordiſche Aufſeher beweiſen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtſchaffener Mann ſeyn, misfiel. Ich glaubte, es misfiele mir deswegen, weil darinn von einem unbeſtimmten Satze unbeſtimmt raiſonniret werde. Aber nein, mein Misfallen hat einen andern Grund. Herr Baſedow weiß, daß es mir deswegen misfallen habe, „weil in demſelben einigen, die ich ſelbſt für rechtſchaffene Männer „halte, dieſer beliebte Name abgeſprochen wird." Ich erſchrack, als ich dieſe Worte zum erſten male las. Ich las ſie noch einmal, um zu ſehen, ob ich wenigſtens nicht ein Vielleicht dabey überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Baſedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwiſſender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz ſo vollkommen, ſo vollkommen, daß — daß mir das ihrige ganz Finſterniß, ganz Räthſel iſt. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmſte Erinnerung, die ich dem Aufſeher gegen ſeine Erhärtung eines ſo ſtrengen Ausſpruchs machte, war dieſe, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweiſe ganz etwas anders bedeuten laſſe, als es in dem zu beweiſenden Satze bedeute. Und dieſe Zweydeutigkeit habe ich eine Sophiſterey genennt. Der Text iſt

luſtig, den mir Herr Baſedow darüber lieſet. Geſetzt, ſagt er, daß es mit dieſem Vorwurfe auch ſeine Richtigkeit hätte: „iſt es nicht ein „menſchlicher Fehler der größten Philoſophen, ſich ſelbſt durch eine unver„merkte Zweydeutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch eine „Metaphyſik ohne Fehler geſchrieben, und ich getraue mir zu ſagen, daß „die Fehler in dieſer Wiſſenſchaft mehrentheils aus der Zweydeutigkeit der „Worte entſtehen. Wer nur ſolche Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, „um andere zu verblenden, wer in ein ſolches Verſehen nicht oft verfällt, „wer ſich nicht, wenn man ihm ſeinen Fehler entdeckt hat, durch neue „Zweydeutigkeiten hartnäckig vertheidiget, der kann allemal ein groſſer und „verehrungswürdiger Mann ſeyn, und dem kann man, ohne Luſt an ge„lehrten Scheltworten, nicht Sophiſtereyen und Fechterſtreiche vorwerfen. „Sonſt müßte kein Leibnitz, Wolf, Mosheim, ja kein groſſer Mann, „von ſeinen Beurtheilern mit Recht verlangen können, daß er mit ſolchen „unhöflichen Vorwürfen möchte verſchont bleiben. — Ich verſtehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Baſedow hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte ſind. Wenn ein groſſer Mann eine Sophiſterey begehet, und ich ſage, daß er eine begangen hat: ſo habe ich das Kind bey ſeinem Namen genennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophiſten nennte. Man kann ſich einer Sophiſterey ſchuldig machen, ohne eine Sophiſt zu ſeyn; ſo wie man eine Unwahrheit kann geſagt haben, ohne darum ein Lügner zu ſeyn; ſo wie man ſich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu ſeyn. Herr Cramer iſt ein groſſer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er ſoll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem groſſen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu ſprechen? Und iſt das der Ton, der einem groſſen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein ſolcher Mann ſieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art; wie ſie geſagt wird; und hat er ſich wo geirret, ſo iſt es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umſtände ſagt: das und das dünkt mich eine Sophiſterey: als wenn man viel von menſchlichen Fehlern der größten Philoſophen präliminiret, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal ſo gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal ſeinen eigenen Verſtand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie wie Herr Baſedow beweiſen will, daß mein Tadel auch ungegründet

und falsch sey. Er analysiret in dieser Absicht das ganze Blatt; und es ist nöthig, das ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus „seinen Verhältnissen gegen andere folgen, allesamt getreu und sorgfältig „zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch „ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.

„Erster Zusatz. Polidar, dessen unerschöpflicher Witz über Leh„ren spottet, die er niemahls untersucht hat, und Lehren lächerlich macht, „ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist also kein „rechtschaffener Mann, ob er gleich seine Zusage hält, und zuweilen „mitleidig ist; welches vielleicht noch eine Wirkung des in der Jugend „gelernten Catechismus seyn kann, den er nunmehr verachtet.

„Zweyter Zusatz. Der Mensch hat eine natürliche Neigung „zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschе„hen, rechtschaffen heissen. Aber diese Neigung ist im hohen Grade „schwach und unzuverläßig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Er„kenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen „handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er auch „zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch diese zum Wunsche einer „Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung „ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, vielweniger zu verspot„ten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht recht„schaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht „zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch natürliche „Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und „also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann seyn „könne. Man hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn er die Reli„gion in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz zur Ausübung „derselben gewöhnt."

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimt. Eine solche Venus kann

nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts ein Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennet: Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser ꝛc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt: Das ist die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können; der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen läugnet: Das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drey Bedeutungen sollte das Wort ein Mann ohne Religion nicht haben. Allein, ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt, und einen Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen — einen Narren oder Böswicht darunter verstehet, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis passet. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andre folgen, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet. Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn er ist schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet diese Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenen die rechten Pflichten sind; ob sie bei diesem hinlänglich sind: Das ist hier die Frage nicht. Genug jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich

ſind. Alſo wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung paſſen? Auf einen Menſchen, der gar keine Pflichten gegen ein höchſtes Weſen erkennet? Eben ſo wenig. Denn gegen dieſen iſt der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel! Man ſetzt nehmlich das, was er leugnet, als bewieſen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieſer Beweis gelten: ſo mag ſich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papiſt nicht gegen ihn ſelbſt kehret; und in der nehmlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Chriſt ſey. Der Papiſt dürfte nämlich nur ſagen: Ein guter Chriſt ſuchet die Pflichten, die ihm ſeine Religion auflegt, alleſammt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm dieſe auch Pflichten gegen den Pabſt auf, die Pflicht nehmlich, dieſes Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernſt etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unſrer dritten Bedeutung, zu ſeiner Vertheidigung vorbringen würde? Das iſt unwiderſprechlich, ſollte ich meynen. Alſo, zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion ſpottet? Hier giebt es zu unterſcheiden. Entweder er ſpottet darüber, weil er von der Falſchheit aller Religion überzeugt iſt; oder er ſpottet darüber, ohne dieſe Ueberzeugung zu haben. In dem erſten Falle trift ihn der Beweis eben ſo wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle iſt er ein Raſender, dem man ſchlechterdings die geſunde Vernunft und nicht bloß die Religion abſprechen muß. Gegen dieſen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Raſender, ein Mann ohne geſunde Vernunft, kann kein rechtſchaffener Mann ſeyn.

Und das hat Herr Cramer mit ſeinem erſten Beweiſe bewieſen! Doch die Wahrheit iſt mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen ſollte, als er bewieſen hat. Aus ſeinem Beweiſe erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion ſpottet, weil er von der Falſchheit derſelben überzeugt iſt, kein rechtſchaffener Mann ſey: aber dennoch iſt es wahr; er iſt keiner. Allein er iſt nicht deswegen kein rechtſchaffener Mann, weil er keine Religion hat, ſondern weil er ſpottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu ſpotten, die unzählige Menſchen für die heiligſten auf der Welt halten? Was kann ihn entſchuldigen, wenn er

durch Spöttereyen arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Liebloſigkeit, wenigſtens Leichtſinn; und handelt unrechtſchaffen an ſeinem Nächſten. Denn auch ſo gar ein Chriſt, der gegen Mahometaner über den Mahomet ſpotten, weiter nichts als ſpotten wollte, würde kein rechtſchaffener Mann ſeyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß ſeine Lehren anſchlagen werden; und ſey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, ſich ohne ſein Zuthun von ſelbſt verſpotten wird.

Bey dem allen ſcheinet es, als habe es Herr Cramer ſelbſt empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, ſondern mit einem Religionsſpötter zu thun habe; und zwar auch nur mit dieſem in ſo fern er ſpottet, und nicht in ſo fern er keine Religion hat. Denn was iſt ſein Polidar, den er in dem erſten Zuſatze ſeines Beweiſes, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders als ein Religionsſpötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmſten, dem man unmöglich einen Funken Menſchenverſtand zugeſtehen kann; denn er ſpottet über Lehren, die er niemals unterſucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beſchreiben wollte: ein Lahmer ſey ein Menſch ohne Flügel.

Der Beſchluß künftig.

XXII. Den 29. May. 1760.

Beſchluß des 106ten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweiſe. „Ein Rechtſchaffner „muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenſtänden „haben, gegen welche man rechtſchaffen handeln muß. In„dem er zu dieſer Erkenntniß kömmt, gelangt er auch zur „natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch dieſe zum „Wunſche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, „eine vorgegebene Offenbarung, ohne ſorgfältige Unter„ſuchung nicht zu verwerfen, viel weniger zu verſpotten. „Thut er es; ſo iſt er (vermöge des erſten Beweiſes) nicht „rechtſchaffen. — Das iſt ein Beweis? Und ein zweyter Beweis? Wenn

doch Herr Baſedow ſo gut ſeyn wollte, ihn in eine ſyllogiſtiſche Form zu bringen. Doch er fühlt es ſelbſt, daß dieſes Geſchwätze auf den erſten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts iſt, als der erſte Beweis, auf den Religionsſpötter näher eingeſchränkt. Und in wie fern der Satz von dieſem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in ſo fern er keine Religion hat, ſondern in ſo fern er ſpottet.

Alſo der dritte Beweis: „Wegen der Macht der Leidenſchaften „iſt nicht zu erwarten, daß ein Menſch, der weder geoffen„barte noch natürliche Religion hat, die geſellſchaftlichen „Pflichten zu erfüllen geneigt ſey, und alſo in dieſer ein„geſchränkten Bedeutung ein rechtſchaffner Mann ſeyn „könne. Man hat aber beſſern Grund es zu hoffen, wenn „er die Religion in ſeinem Verſtande für wahr hält, und „ſein Herz zur Ausübung derſelben gewöhnt. Auch dieſes Raiſonnement iſt kein Beweis unſers Satzes. Herr Baſedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verſtehen. Ich ſage nehmlich: Hier iſt die ganze Streitfrage verändert; anſtatt zu beweiſen, daß eine Religion keine Rechtſchaffenheit ſeyn könne, ſucht man nur taliter qualiter ſo viel zu erſchleichen, daß es wahrſcheinlicher ſey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtſchaffen handeln. Aber weil jenes wahrſcheinlicher iſt, iſt dieſes darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit iſt gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtſchaffenheit ohne Religion ſeyn. Herr Baſedow ſagt ſelbſt, es ſolle dieſem Beweiſe der zweyte Zuſatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte Zuſatz? „Der Menſch „hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die „wenn ſie aus dem rechten Grunde geſchehen, rechtſchaffen „heiſſen. Aber dieſe Neigung iſt im hohen Grade ſchwach „und unzuverläßig. Warum iſt ſie ſo ſchwach und unzuverläßig? Wegen der Gewalt der Leidenſchaften. Und dieſe zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unſere Leidenſchaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unſern Verhältniſſen gegen ein höchſtes Weſen in gar keiner Verbindung ſtehen? Ich ſollte es meinen. Haben wir nun dergleichen: ſo kann jene natürliche Neigung zu rechtſchaffnen Handlungen, ſo ſchwach und unzuverläßig ſie wegen der Leidenſchaften immer ſeyn mag, wenn

wir dieſe ihre Hinderniſſe aus dem Wege räumen, auch ohne Religion ſtark und zuverläßig werden. Und kann ſie das, wie ſteht es um den Cramerſchen Beweis? Iſt es nicht offenbar, daß er ihn durch dieſen Zuſatz ſelbſt untergraben hat? Herr Baſedow ſage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unſre Leidenſchaften zu bemeiſtern ꝛc. Das gebe ich zu. „Allein, habe ich damals ſchon erinnert, „kömmt es denn bey unſern Handlungen blos auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und „ernſtlich nachgedacht habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken „geſchenkt habe? Wenn Herr Baſedow das nicht verſteht, ſo kann ich ihm freilich nicht helfen, und man muß ihm erlauben, ſo lange zu ſchwatzen als er will.

Und wahrhaftig, ſein Geſchwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein ſehr unbeſtimmtes Wort ſey; aber doch meinet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu beſtimmen. Und warum nicht? „Der Herr Hofprediger, ſagt er, „trägt im Nordiſchen Aufſeher kein Syſtem vor, und hat die Abſicht „nicht, allen möglichen Einwürfen eines Widerſachers auszuweichen. Sonſt „hätte er allerdings ausdrücklich anzeigen müſſen, ob er unter einem „Manne ohne Religion, einen ſolchen verſtehe, der gar keine hat, „oder nur denjenigen ꝛc. Kann man eine gröſſere Abſurdität ſagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein Syſtem ſchreibt, darf er unter eben demſelben Worte, bald das, bald jenes verſtehen? Herr Baſedow wird nie ein Syſtem ſchreiben: ich wette darauf.

In dem erſten Beweiſe, fährt er fort, meinet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtſinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfaſſer eines Wochenblatts, verſichert er, ſey ihm dieſe Vertauſchung erlaubt geweſen; und ich verdiene den Abſcheu der Welt, und habe das ſchwärzeſte Laſter begangen, wenn ich Böſewicht geglaubt habe: „Der Nordiſche Aufſeher müſſe und wolle in dieſer ganzen „Abhandlung den Satz: ohne Religion iſt keine Rechtſchaffenheit; „in einer und derſelben Bedeutung verſtehen."

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe ſogar geglaubt, daß

Herr Cramer unter einem Manne ohne Religion, blos einen Mann verſtehe, der die chriſtliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Böſewicht ſetzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben ſagen wollen; er werde doch lieber etwas falſches (das ihm aber wahr ſcheine), als gar nichts haben ſagen wollen. Nun aber, da uns Herr Baſedow ſein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe ſagen wollen: muß ich mich freylich auf den Mund ſchlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich ſchäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte! G.

Hundert und siebender Brief.

Herr Cramern muß es alſo hier gegangen ſeyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden laſſen. Man glaubt eine groſſe Wahrheit erhaſcht zu haben; man will ſie der Welt ins Licht ſetzen; indem man damit beſchäftiget iſt, fängt man ſelbſt an, ſie deutlicher und beſſer einzuſehen; man ſieht, daß ſie das nicht iſt, was ſie in der Entfernung zu ſeyn ſchien; unterdeſſen hat man ſein Wort gegeben; das will man halten; man dreht ſich itzt ſo, itzt anders; man geht unmerklich von ſeinem Ziele ab; und ſchließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiſet, als man zu beweiſen verſprach; doch immer mit der Verſicherung, daß man das Verſprochene bewieſen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtſchaffenheit ſeyn! dieſen groſſen Satz wollte Herr Cramer beweiſen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigſtens ſo zu brandmarken, daß ſich keiner ſeiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorſatz war vortrefflich, und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß ſich die Wahrheit nicht immer nach unſern guten Abſichten bequemen will. Nicht will? O ſie wird müſſen; wir verſtehen uns aufs beweiſen. „Denn, ſagt Herr Cramer, „ein Menſch, welcher ſich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit „vernachläßige, ob er ſich gleich von demjenigen befreyt achtet, was man „unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, iſt — ein Lügner, muß „ich ſagen, wenn ich nicht ſtrenge, ſondern nur gerecht urtheilen will; „weil er ſelbſt geſtehet, kein rechtſchaffener Mann gegen Gott zu

„seyn." Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtschaffener sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch „die Pflichten der Religion; nun sucht ein Mann ohne alle Religion „diese nicht zu erfüllen, ergo — Denn er hält sie für keine Pflichten:" fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? das „ist etwas anders. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche „ihn gern aus, wenn ich nicht alles ausstreichen müßte. Ich muß sehen, „wie ich mir helfe." — Geschwind schlägt er also die Volte, und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer kann doch kein rechtschaffner Mann seyn? — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — „Kein Mensch? Ja, „nun habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, itzt zu wenig: wie „werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen Parodoxo „durchbringe?" — So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Parodoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun; ihr Herrn Basedows,

— — Vos summi causa clare plaudite!

Wie gesagt, so muß es Herr Cramern hier gegangen seyn. Er versprach etwas zu beweisen, wobey wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, das keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht so gleich einbilden konnte, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nehmlich, er verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Disputs kaum zu reden erlaubt ist. G.

Hundert und achter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen? Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Ironſide empfiehlt ſeinen Leſern die Methode, nach welcher ihn ſein Vater in der Kindheit den Erlöſer kennen lehrte. Dieſe Methode beſtand darinn, daß er anfangs von der Gottheit deſſelben gänzlich ſchwieg, und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann, und als einen Kinderfreund vorſtellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, ſo lange es den Erlöſer nur von dieſer Seite kennet, ein Socinianer ſey. Folglich habe ich Herr Cramern zum Socinianer gemacht? O Herr Baſedow! O Logik!

Und hören Sie nur, was er wider die Anmerkung ſelbſt erinnert. „Das Kind, ſagt er, iſt zu der Zeit, da es Chriſtum als einen Menſchen„freund, Wunderthäter und Lehrer denkt, kein Socinianer; denn obgleich „ein Socinianer ihn auch ſo denkt, ſo leugnet derſelbe doch zugleich, daß „er auch Gott und ein wahrer Verſöhner ſey, und nur durch das letzte „verdienet er den Namen eines Socinianers.“ Nun durch das Leugnen? Iſt denn aber das Leugnen etwas anders als eine Folge des Widerſpruchs? Man frage ſo ein Kind, das Chriſtum nur als einen Menſchen kennet: war nicht Chriſtus auch wahrer Gott? Gott? das wüßte ich nicht.“ — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach nicht doch, Papa, der mir ſoviel „von ihm geſagt hat, hätte mir das ſonſt auch wohl geſagt.“ Nun leugnet das Kind. Nun iſt das Kind erſt ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff ſeines Vaters eingeſogen hat, aber von keiner Leute Art weis, die Chriſtum für mehr als einen groſſen und heiligen Mann halten, das alſo mit dieſen Leuten noch nie in Widerſpruch gerathen konnte, das Kind iſt kein Socinianer? Armſelige Ausflüchte!

Neſtor Ironſide rechtfertigte ſeine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortgehen müſſe. Ich erkenne dieſe Regel der Didaktik; ich erinnere aber, daß dieſes Leichtere, von welchem man auf das Schwerere fortgehen müſſe, nie eine Verſtümmlung, eine Entkräftung der ſchweren Wahrheit, eine ſolche Herabſetzung derſelben ſeyn müſſe, daß ſie das, was ſie eigentlich ſeyn ſollte, gar nicht mehr bleibt. „Und daran, fahre ich fort, muß Neſtor Iron„ſide nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey „hat können bewenden laſſen, den göttlichen Erlöſer ſeinem Sohne blos „als einen Mann vorzuſtellen, den Gott zur Belohnung ſeiner un„ſchuldigen Kindheit, in ſeinem dreyßigſten Jahre mit einer ſo groſſen

„Weisheit, als noch niemals einem Menſchen gegeben worden, ausgerüſtet, „zum Lehrer aller Menſchen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt „habe, ſolche herrliche und auſſerordentliche Thaten zu thun, als ſonſt „niemand auſſer ihm verrichten können. — In dieſer Stelle habe ich, nach dem Herrn Baſedow, nicht mehr als zwey Verfälſchungen begangen. Denn er fragt: Steht denn im Nordiſchen Aufſeher etwas von einem Jahrlang? Werden daſelbſt die vortrefflichen Eigenſchaften des Heilandes, für eine Belohnung ſeiner unſchuldigen Kindheit ausgegeben?

Antwort auf die erſte Frage: Das Jahrlang iſt freylich mein Zuſatz, aber ich ſollte meynen, ein ſo billiger Zuſatz, daß mir Herr Cramer Dank dafür wiſſen ſollte. „Ein Kind, ſagt Herr Baſedow, iſt ſo früher „fähig zu faſſen daß der Heiland ein gehorſames Kind, ein weiſer und „unſchuldiger Mann, ein groſſer Lehrer, Wunderthäter und Menſchen„freund war, als es ſeine Gottheit und Erlöſung faſſen kann.“ Wie viel früher? Weniger als ein Jahr? So muß die Erkenntniß des Kindes mehr als menſchlich genommen werden, der Uebergang von dem einen Satze zu dem andern muß ſehr gering und leicht ſeyn. Ich Abſcheu der Welt! Ich ſetze nur ein Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte ſetzen können.

Antwort auf die zweyte Frage: Ja, allerdings läßt es der Aufſeher den Neſtor Ironſide ſeinen kleinen Anverwandten ſagen, daß die vortrefflichen Eigenſchaften des Heilandes eine Belohnung ſeiner tugendhaften Kindheit geweſen wären. Neſtor, ſagt er, habe ihm erzehlt, wie unſchuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorſam das Kind Chriſtus geweſen ſey. „Und darum, laßt uns ihm fortfahren, darum hätte er „auch täglich an Weisheit und Gnade vor Gott und Menſchen zugenom„men; er wäre die Freude des Wohlgefallen und die Bewunderung aller „ſeiner Freunde und Bekannten geworden, und Gott hätte ihn endlich, „nachdem er ſeine unſchuldige Jugend in der Stille und Zufriedenheit mit „der Armuth und dem Mangel ſeiner Aeltern zurück gelegt hatte, in „ſeinem dreyßigſten Jahre mit einer ſo groſſen Weisheit ausgerüſtet ꝛc.“ Das iſt eine zuſammengeſetzte periodus conſecutiva, und das Darum, womit die Periode anfängt, muß auf alle Glieder derſelben gezogen werden. Wenn ich alſo leſe: Darum, weil er ein ſo unſchuldiges, lehrreiches, frommes, gehorſames Kind war, rüſtete ihn Gott

in seinem dreißigsten Jahre mit so grosser Weisheit aus ꝛc.: so habe ich hoffentlich nicht falsch construirt. Und wofür hätte der junge Arthur die Wundergaben, womit Christus in seinem dreyßigsten Jahre ausgerüstet ward, auch anders halten können, als für Belohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wußte ja sonst nichts anders von Christo! G.

XXIII. Den 5. Junius. 1760.

Hundert und neunter Brief.

„Warum verschweigt der Criticus die Rechtfertigung, die Herr Cra„mer seinem Rathe (einem Kinde den Erlöser, vors erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) „wahrlich um schwächerer „Personen willen, als ein Journalist seyn sollte, in demselben funfzigsten „Stücke zugefügt hat? — So fragt Herr Basedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtfertigung aus bloßer Tücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich sie aus bloßem Mitleiden verschwiegen habe.

Denn wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater „fand selbst in der Offenbarung eine Anleitung zu einer vorzüglichen Art „des Unterrichts in diesen uns so nothwendigen und unentbehrlichen Lehren, „und zwar so wohl in der vortrefflichen Rede, die Paulus vor den Athe„nienfern, als in der Schutzrede, die er vor dem Landpfleger Felix und „dem Könige Agrippa hielt. In beyden redet er von Christo: aber auf „eine solche Art, die uns lehrt, wie man diejenigen von ihm unterrichten „müsse, die noch gar keine Erkenntnisse von seiner erhabenen und herr„lichen Person haben. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weis„heit in dem ersten Unterrichte, den er den Athenienfern gab, von den „schweren und tiefsten Geheimnissen des Christenthums. Er fing damit „an, daß er ihnen edlen Begrif von der Gottheit beyzubringen suchte. „Die Schöpfung und Regierung der Welt von Gott, und seine Vorsehung, „die Schuldigkeit ihn kennen zu lernen, und seinen Gesetzen zu gehorchen, „und das künftige Gericht durch einen Menschen, den er dazu ersehen, „und deswegen von den Todten erweckt hätte, waren die ersten Lehren, „die er ihnen verkündigte: und er wählte sie offenbar deswegen, weil sie „schon einige obgleich falsche Begriffe davon hatten. So wenig sagt er

„das erstemal von Christo, ob er gleich genug sagte, ihre Neubegierde „und Aufmerksamkeit zu reitzen. Lehren von einem tiefern Inhalte wür„den eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und ihren Verstand nicht „sowohl erleuchtet, als verblendet haben. Man sieht diesen grossen Lehrer „der Völker in seiner Schutzrede vor Felix und Agrippa eine ähnliche „Methode beobachten, und ihn aus den Lehren von dem Heilande der „Welt dasjenige aussuchen, was von einem noch ununterrichteten Verstande „am leichtesten gefaßt werden konnte. Er machte ihnen Christum, welches „besonders merkwürdig ist, zuerst nicht als einen Versöhner, der für die „Menschen eine vollkommene Genugthuung geleistet hätte, sondern als den „Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt, als den, der verkündigen „sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden.

„Diese Rechtfertigung (setzt Herr Basedow von dem Seinigen hinzu) „ist vollkommen gründlich, und dem Criticus zu stark, als daß er „ihrer erwehnen dürfte. Man darf nicht sagen, daß das Apostolische „Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meinungen hatten, die den „Geheimnissen des Christenthums gerade entgegen gesetzt waren, einem „stufenweise zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht zur Rechtfertigung „dienen könne. Denn erstlich erhellet doch so viel daraus, daß es nicht „ketzerisch sey, von Christo anfangs dasjenige zu sagen, was weniger „wunderbar ist, und vors erste von dem Schweren und Geheimnisvollen „zu schweigen. Zweytens ist das Unvermögen kleiner Kinder, den Aus„druck der Geheimnisse zu verstehen, gewiß eine eben so wichtige Ursache „dieser Lehrart, als die Vorurtheile der Juden und Heiden. —

Herr Basedow glaube ja nicht, daß ich auf diesem Einwurfe, den er sich selbst macht, und selbst beantwortet, bestehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unstreitig voraussetzet, an der ich mir die Freyheit nehme, noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nur diese: daß Paulus bey besagten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe. Dieses, wie gesagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den Atheniensern.[1] Der Apostel wird vor Gerichte geführet, und er soll da sagen, was dieses für eine neue Lehre sey, die er lehre. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben vor; dringet auf den wahren Begriff einer

[1] Apostelg. XVII.

einzigen höchsten Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekannt gewesen sey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte: Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden Busse zu thun; diese Worte, sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte; und nun ist er auf einmal Mitten in seiner Materie: Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem ers beschlossen hat und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt. Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will; die er den Atheniensern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? Da sie hörten die Auferstehung der Todten, da hattens etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: wir wollen dich davon weiter hören. Es waren Theils Epikurer, Theils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer spotteten, die Stoiker wurden kalt: jene lachen, diese gähnen: keiner besteht auf seiner Anklage, und also gieng Paulus von ihnen. Nun frag ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten? Es ist ja offenbar nichts mehr, als der blosse Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsetzlich mit einer bewunderswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe. Verschwiegen? Verschweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts, aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus, lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdbodens richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erstaunen, aus diesem Manne einen Menschen; aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm selbst am besten bewußten Emphasis,[1] den Mann von Gott

[1] Apostelg. II. 22.

nennt, einen Menschen. Ich möchte doch wissen; wie er diese Vertauschung bey unsern Exegeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich; ob ich sie gleich für weiter gar nichts ausgeben will, als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen seyn. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche Klugheit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf dem Markte alle Tage, zu denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können: Etliche aber der Epicurer und Stoiker Philosophi zanketen mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das machte, er hatte das Evangelium von Jesu, und von der Auferstehung ihnen verkündigt. Man überlege die Worte: „Es scheinet als wolle er neue Götter verkündigen;“ das machte, er hatte ihnen „das Evangelium von Jesu verkündiget.“ Nichts kann deutlicher seyn. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schliessen. Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Athenienſern gab; und zweytens, weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn Cramer aus diesem Exempel förmlich widerlegen; weil es dadurch offenbar ist, daß der Apostel gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt; daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jesu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit gelehrte Blicke zu plündern und meinem Briefe selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergrösserungsglas, was er mit bloſſen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir indessen, nur einen einzigen Mann anzuführen, dessen exegetische Gelehrsamkeit ein wenig mehr ausser Zweifel gesetzt ist, als des Herrn Cramers oder meine. Es ist D. Heilmann. Herr Basedow sey so gut, und lese dieses würdigen Gottesgelehrten Erklärung der Apostelgeschichte, wenn er die Meinung seines Freundes von der obigen Rede des Paulus, Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs

gedenkt der Doctor der Vorstellungen, welche Sebastian Schmidt, und Franciscus Fabricius von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und sagt: „Beyden aber kann ich darinn keinen Beyfall geben, „wenn sie glauben, es habe Paulus diese Rede an die Professoren der „Stoischen und Epicurischen Weisheit gehalten, und daher die Lehren der „Vernunft von Gott oder der philosophischen Theologie vornehmlich vor„getragen. Der letztere, Fabricius, will auch die Klugheit unsers „heiligen Redners zeigen, und suchet sie auch darinnen, daß Paulus Gott „nicht den Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs genennet, auch seine „Lehren nicht aus den Propheten, sondern aus heidnischen Poeten, be„stätigt, wie auch Jesum nicht einmal mit Namen genennt habe. Wie „unbedachtsam ist doch dieses! Wird nicht auf diese Weise Paulo fast „eben die Klugheit beygelegt, welche die Jesuiten in China ausüben, deren „Bekehrungsklugheit von ihren eigenen Religionsverwandten gemisbilliget „wird? — Was sagen Sie zu dieser Stelle? Der Doctor will von keiner Bekehrungsklugheit wissen, die der Hofprediger eine bewunderswürdige Weisheit nennt. Er schweig mit einer bewunderswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Athenienſern gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christenthums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Athenienſern gab, und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt der Doctor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jesus sey der Sohn Gottes.[1] „Die Spötter nennten Jesum einen neuen und fremden, das ist, bis„her unerhörten Gott. Sie sagten neue Götter, und meinten doch „nur den von Paulo gepredigten Jesum. Diese Art zu reden ist gewöhn„lich, wenn man indefinite redet. Eben so ausdrücklich behauptet der Doctor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte τοῦτο παρέσχεν πᾶσιν durch, die Glaubenslehren „allen Menschen vortragen, und sie belehren, daß die Seligkeit „zu erlangen, der Glaube an Jesum das einzige Mittel sey. Er sagt nicht, daß der Apostel den Athenienſern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu ersehen, geprediget, weil

[1] S. dessen Erklärung des neuen Testaments, Seite 246 des sechsten Theiles.

dieſes eine Lehre geweſen ſey, von welcher ſie ſchon einige, obgleich falſche Begriffe gehabt hätten: ſondern er ſagt, daß es deswegen geſchehen ſey, weil Paulus durch dieſe drohende Vorſtellung des Gerichts, ſeine Zuhörer aufmerkſam machen, und bewegen wollen, daß ſie den Beweis ſeiner göttlichen Geſandſchaft von ihm verlangen möchten. „Dieſen Beweis, fährt „der Doctor fort, würde er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn ſie „nicht bald darauf mit ſpöttiſchem Schreyen ihm in die Rede gefallen „wären, und dieſelbe zu beſchlieſſen, ihn genöthigt hätten. ꝛc.

Nun von des Apoſtels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieſer iſt nicht die geringſte Spur von der didaktiſchen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramers entſchuldigen ſoll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darinn nichts weniger als die Abſicht zu unterrichten, und ſeiner Lehre Proſelyten zu ſchaffen: ſondern er ſucht einzig und allein die bürgerliche Klage von ſich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umſtänden der Zeit, daß die Beſchuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, ſchon an und vor ſich ſelbſt unwahrſcheinlich ſey, und füget die wahre Urſache hinzu, warum er von den Juden ſo verleumdet werde; darum nehmlich, weil er nach dieſem Wege, den ſie eine Secte heiſſen, alſo dem Gotte ſeiner Väter diene, daß er glaube allem, was geſchrieben ſtehet im Geſetze und in den Propheten. Von dieſem Wege ſagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohngefehr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieſes thut er, nicht um den Felix zu gröſſern Geheimniſſen vorzubereiten, ſondern blos um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es iſt mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieſer Rede ſeine Methode hat finden können. Hätte er unterdeſſen nur einige Zeilen weiter geleſen, ſo würde er gerade das Gegentheil derſelben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fährt der Geſchichtſchreiber fort, kam Felix mit ſeinem Weibe Druſilla, die eine Jüdin war, und fodert Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Chriſto. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit, und von der Keuſchheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erſchrack Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich

her laſſen rufen. Dieſe Stelle iſt höchſt merkwürdig. Felix und ſeine Gemahlin hören den Apoſtel von dem Glauben an Chriſto, von den unbegreiflichen Geheimniſſen unſrer Religion. Aber nicht über dieſe unbegreifliche Geheimniſſe erſchracken ſie; nicht dieſe unbegreifliche Geheimniſſe hatten Schuld, daß ſie nicht Chriſten wurden: ſondern das ſtrenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apoſtel zugleich mit drang, das ſchreckte ſie ab.

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa zu ſagen. — Ich werde hier recht ſehr auf meiner Hut ſeyn müſſen, daß mir nicht etwas hartes gegen den Herrn Cramer entfehret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlaſſen haben, als er ſchreiben konnte, „Paulus habe Chriſtum dem Agrippa, zuerſt „nicht als einen Verſöhner, der für die Menſchen eine vollkommene Genugthuung geleiſtet hatte, ſondern als den Lehrer des menſchlichen Geſchlechts „bekannt gemacht, als den, der verkündigen ſollte ein Licht dem Volke „Iſrael und den Heiden.“ Das iſt zu arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; alſo ein Mann, der mit dem Apoſtel in dem Begriffe von dem Meßias überein kam, alſo ein Mann, dem er nicht erſt beweiſen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Meßias verſprochen habe; ſondern den er blos überführen mußte, daß Jeſus der verſprochene Meßias ſey. Und dieſes that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeyungen, der Meßias werde leiden müſſen, werde der erſte unter denen ſeyn, die von den Todten auferſtehen, dieſe Prophezeyungen wären in Jeſu erfüllt worden. Paulus ſchwieg alſo von der Göttlichkeit und Genugthuung des Meßias hier ſo wenig, daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa vorausſetzte. Leiden, Sterben, Auferſtehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen: alles dieſes faßt der Apoſtel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Chriſto nur als einem Lehrer und nicht als einem Verſöhner gegen den Agrippa geſprochen habe? Er leſe doch nur: Daß Chriſtus ſollte leiden, und der Erſte ſeyn aus der Auferſtehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.

Und das iſt nun die Rechtfertigung, welche Herr Baſedow vollkommen gründlich, und mir zu ſtark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe hier aus bloſſem Mitleiden nicht erwähnt.“

G.

XXIV. Den 12. Junius. 1760.

Hundert und zehnter Brief.

Sie ſind meine polemiſchen Briefe müde. Ich glaube es ſehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu ſagen, und will mich ſo kurz als möglich faſſen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung ſeiner Methode in der Offenbarung nicht findet: ſo kann er ſie nirgends finden, als in ſeiner guten Abſicht. Dieſe will ich ihm nicht im geringſten ſtreitig machen. Allein ein Projectmacher, wenn es auch ein theologiſcher Projectmacher wäre, muß mehr als eine gute Abſicht haben. Sein Project muß nicht allein für ſich ſelbſt practicabel ſeyn, ſondern die Ausführung deſſelben muß auch unbeſchadet anderer guten Verfaſſungen, die bereits im Gange ſind, geſchehen können. Beydes vermiſſe ich an dem Projecte des Herrn Cramers. Vors erſte iſt es für ſich ſelbſt nicht practicabel. Denn ſo ein Kind, das den Erlöſer erſt als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, ſoll kennen und lieben lernen, müßte, ſo lange dieſer vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienſte zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch ſingen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben ſollte. Zweytens ſtreitet das Cramerſche Project mit mehr als einer angenommenen Lehre unſerer Kirche. Ich will itzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wiſſen, was unſere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch ſchon alsdenn, wenn ſie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wiſſen, daß die Frage, die einem Täuflinge geſchiehet: ‚Glaubeſt du ꝛc. mehr ſaget, als: Willſt du mit der Zeit glauben ꝛc.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Baſedow, folgendes zu überlegen, bitten. Als ich in dem Nordiſchen Aufſeher eine Methode angeprieſen fand, die mir eine unbehutſame Neuerung eines Mannes zu ſeyn ſchien, der die ſtrenge Orthodoxie ſeinen guten Abſichten aufopfert; als ich ſie mit Gründen angeprieſen fand, die den ſorgfältigſten Exegeten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausſpruch, ohne Religion kann keine Redlichkeit ſeyn, damit verglich: war es nicht ſehr natürlich, daß mir gewiſſe Gottesgelehrten dabey einfielen, die ſich mit einer lieblichen

„Quinteſſenz aus dem Chriſtenthume begnügen, und allem Verdachte der „Freydenkerey ausweichen, wenn ſie von der Religion überhaupt nur fein „enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen wiſſen. Weder Herr Baſedow noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten itzt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung ſo auslegt, als ob ich ſie ſchlechterdings auf dieſen angewendet wiſſen wolle; ſo muß ich ſeine Auslegung für eine Calumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich ſage: „auch der Nordiſche Aufſeher hat ein ganzes „Stück dazu angewandt, ſich dieſe Mine der neumodiſchen Rechtgläubigkeit „zu geben ꝛc. Iſt denn dieſes eben ſo viel, als wenn ich geſagt hätte: Auch der Nordiſche Aufſeher iſt einer von dieſen Rechtgläubigen? Ich rede ja nur von einer Mine, die er ſich geben will. Ich ſage ja nicht, daß er ſich dieſe Mine aus eben der Urſache geben will, aus welcher ſie jene führen. Jene führen ſie, um ihre Freydenkerey damit zu maskiren; und Er will ſie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß ſie gut läßt, daß ſie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewiſſen Bedürfniß entſprungen iſt, haben darum alle, welche dieſer Mode folgen, die nehmliche Bedürfniß? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halſe, weil ein ſolcher Schaden den erſten Kragen, wie man ſagt, veranlaßt hat?

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Baſedow in Anſehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordiſchen Aufſeher, des Herrn Klopſtocks, mit aller Gewalt ſetzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigſte Stück, ſagt Herr Baſedow, von „einer dreyfachen Art über Gott zu denken, deſſen Verfaſſer der Herr „Klopſtock iſt, wird von dem Herrn Journaliſten ihr feindſelig ange„griffen. Er muß vermuthlich das Klopſtockſche Siegel nicht darauf „geſehen haben, wie auf andern Stücken deſſelben Verfaſſers, von welchen „er mit Hochachtung redet. — Herr Baſedow will vermuthlich hier ſpotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn geſetzt, ich hätte allerdings das Klopſtockſche Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es blos deswegen, ohne fernere Unterſuchung, für gut,

für vortrefflich halten ſollen? Hätte ich ſchlieſſen ſollen: weil Herr Klopſtock dieſes, und dieſes ſchöne Stück gemacht hat; ſo müſſen alle ſeine Stücke ſchön ſeyn? Ich danke für dieſe Logik. „Herr Klopſtock, heißt es an einem andern Orte, „ſo gewogen der Criticus ſich denſelben auch „anſtellt ꝛc. Anſtellt? Warum denn anſtellt? Ich kenne den Herrn Klopſtock von Perſon nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn ſo kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht ſchaden; er ſoll mir nichts helfen: was hätte ich denn alſo nöthig, mich gegen ihn anzuſtellen? Nein, ich verſichere den Herrn Baſedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopſtock in allem Ernſte gewogen bin; ſo wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein groſſes Genie erkenne, muß er überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, ſammt ſeinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Eſel, ohne zu ſtraucheln, gehet.

Wer heißt den Herrn Klopſtock philoſophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philoſophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Baſedow ſelbſt iſt in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wiſſen, was ich dagegen erinnert habe. Erſtlich, daß er uns mit ſeiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues ſage; das Neue müßte denn darinn liegen, daß er das denken nennet, was andere empfinden heiſſen. Das räumet Herr Baſedow ein, und fragt blos: „Ob man denn über alte Dinge etwas Neues ſagen „müſſe? Und ob denn Herr Klopſtock nicht das Recht gehabt habe, „das Wort denken anders zu nehmen, als es in der üblichen Sprache „einiger Syſteme genommen werde? Ich ſelbſt habe ihm dieſes Recht zugeſtanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen iſt, proteſtiret; als worinn mein zweyter Einwurf beſtand. Er ſagt nehmlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf neue Warheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und ſchwach wäre, das, was wir dabey dächten, auszudrücken. Ich ſage: keine neue Warheiten! Und was ſagt Herr Baſedow? „Ich geſtehe, „es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen geweſen, den Ausdruck neue „Warheiten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären.“ Das geſteht

Herr Baſedow, und doch zankt er mit mir. Ja freylich; wenn es erlaubt iſt, allen Worten einen andern Verſtand zu geben, als ſie in der üblichen Sprache der Weltweiſen haben: ſo kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieſes Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopſtockſche Siegel auf dem gedachten Stücke nicht geſehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verſtehen gegeben. Ich ſchrieb nehmlich: „Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß „Er ſich bloß gegeben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können. Dieſes Er war nicht umſonſt in dem Manuſcripte unterſtrichen, ward nicht umſonſt mit Schwabacher gedruckt. Dieſes Er war Herr Klopſtock. Denn Herr Baſedow wird doch wohl wiſſen, wofür die Gottſchede und Hudemanns den Herrn Klopſtock halten. Dieſer Leute wegen that es mir im Ernſte leid, daß er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beſchuldigungen auf gewiſſe Weiſe zu ſtatten komme.

Und ſo wenig ich aus des Herrn Klopſtocks Philoſophie mache, eben ſo wenig mache ich aus ſeinen Liedern. Ich habe davon geſagt: „ſie wären ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfinde. Herr Baſedow hingegen ſagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es iſt, wie mich dünkt, ganz ſo gedankenreich „und ſchön, wie die folgende Strophe.

Jeſus, Gott, wird wiederkommen,
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöſt zu deiner Rechten ſtehn!
Ach du müſſeſt, wenn in Flammen
Die Welt zerſchmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu ſehn!
Dann ſetz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hoſianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Dasmeynt Herr Baſedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich iſt; ſo wundere ich mich ſehr, daß dieſer gedankenreiche Dichter nicht

längſt der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden iſt. Iſt das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Baſedow und ſeines gleichen, nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopſtockiſchen Lieder, ein bloſſer witziger Einfall ſey; ſo will ich ihnen ſagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr ſeyn, dachte ich, daß Herr Klopſtock, als er ſeine Lieder machte, in dem Stande ſehr lebhafter Empfindungen geweſen iſt. Weil er aber blos dieſe ſeine Empfindungen auszudrücken ſuchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorſtellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er ſich in das andächtige Feuer geſetzt hätte, verſchwieg und uns nicht mittheilen wollte: ſo iſt es unmöglich, daß ſich ſeine Leſer zu eben den Empfindungen, die er dabey gehabt hat, erheben können. Er hat alſo, wie man im Sprichworte zu ſagen pflegt, die Leiter nach ſich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten ſeiner, ſo voller Empfindung ſind, daß ein unvorbereiteter Leſer oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgiſche Anzeiger ſagt, es ſey ihm dieſes mein Urtheil eben ſo vorgekommen, „als ob jemand von Leſſings „ſchönen Fabeln urtheilen wollte, ſie wären ſo witzig, daß ſie oft ganz „abenwitzig darüber würden. Der Herr verſuche nunmehr, ob er in ſeine Inſtanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Deſto ſchlimmer aber für Leſſingen, wenn ſeine Fabeln nichts als witzig ſind!

Hundert und zwölfter Brief.

Herr Baſedow — und nun werde ich ſeiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Liebloſigkeiten, mit Verleumdungen um ſich; und der Hamburgiſche Anzeiger ſagt, daß ein ſehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufſeher als ein höchſt ſchlechtes Werk herunter zu ſetzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geſchwür jucken, das ſie mit aller Gewalt aufgeſtochen wiſſen wollen. Ihr Wille geſchehe alſo. Ich wünſche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie ſich wohl des erdichteten Briefes, den der nordiſche Aufſeher in ſeinem ſieben und dreißigſten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überſchlagen. Ich meine folgenden.

Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie ſich doch, bey dem Schluſſe des erſten Theils „ihrer Blätter, in Kupfer ſtechen laſſen. Ich habe Sie zwar noch nicht „geſehen, ſo oft ich ſie auch auf unſern Spatziergängen aufgeſucht habe, „und ich habe ein ſcharfes Geſicht. Gewiß Sie entziehen ſich dem Publico „allzuſehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen zu treffen. Das „verſpreche ich: Ihr Portrait ſoll keinem in der Bibliothek der ſchönen „Wiſſenſchaften etwas nachgeben. Ein altes ſaures Geſicht mit Runzeln, „wie Gellert und ein andever Dichter; tiefſinnig; ſchief; auch ein wenig „mürriſch, denn im Schatten bin ich ſtark. Nicht wahr? Ich warte nur „auf Ihre Erlaubnis, mein Herr, um den Grabſtichel in die Hand zu „nehmen; die Platte iſt ſchon fertig. Ich mache auch Inſcriptionen in „Proſa und Verſen, wenn Sie ſie haben wollen. Ihr Verleger iſt, wie „ich höre, ſo eigen, daß er Ihr Bild dem Werke, ohne Ihr Wiſſen „nicht vorſetzen will. Aber der wunderliche Mann! Er ſoll nicht dabey „zu kurz kommen; das Buch wird gewiß deſto beſſern Abgang haben. „Nur muß er meine Mühe nicht umſonſt verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen ſtecken: Ich kenne eine „etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit iſt, ſich in „Sie zu verlieben, wenn Sie ſo ausſehen, wie ich Sie zeichnen will. „Die Frau ſieht nicht übel aus. Sie ſind doch noch Wittwer? Ich bin

Mein Herr

Ihr unterthänigſter Diener
Philipp Kauk.
Kupferſtecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt iſt, daß der Kupferſtecher, der ein Paar Portraits vor der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gemacht hat, wirklich Kauke heißt, ob dieſem Briefe das geringſte zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte, als ich ſahe, daß ſich ein Mann, wie der Nordiſche Aufſeher, der von nichts als Religion und Redlichkeit ſchwatzt, der es ſeiner Würde für unanſtändig erklärt hätte, ſich mit der Satyre abzugeben, daß ſich ſo ein Mann ſo ſchändlich vergangen hatte. Geſetzt der Künſtler ſpräche zu ihm: „Mein Herr, der ſie ſo eigenmächtig „nicht Tadel, ſondern Schande austheilen, darf ich wohl wiſſen, wie ich „zu dieſem Brandmahle komme? Es iſt wahr, ich habe eines von den

„bewußten Portraits geſtochen; aber nicht aus freyem Willen, ſondern „weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, und „ich von dieſer Beſchäftigung lebe. Ich habe mein Beſtes gethan. Allein „man hat mir ein ſo ſchlechtes Gemählde geliefert, daß ich nichts beſſeres „daraus habe machen können. Ich ſage Ihnen, daß alle die Fehler, die „ſie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemählde geweſen ſind; und daß „ein Kupferſtecher keinen Fehler des Gemähldes nach Gutdünken verbeſſern „kann, ohne in Gefahr zu ſeyn, die Aehnlichkeit auf einmal zu vernichten. „Was weis ich, ob Herr Gellert ein Adonis iſt, oder ein ſaures „Geſicht mit Runzeln hat? Was weis ich, ob der andere Dichter (den „ich nicht einmal geſtochen habe) ſchief und mürriſch ausſieht? Wir Kupfer„ſtecher ſtechen die Leute, wie wir ſie gemahlt finden. Und als Kupfer„ſtecher, ſollte ich meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, „der feſter und kühner iſt, und mehr verſpricht, als daß er eine ſo öffent„liche Beſchimpfung verdient hätte. Doch dem ſey wie ihm wolle. Wenn „ich auch ſchon der allerelendeſte Kupferſtecher wäre, warum gehen Sie „aus den Schranken des kritiſchen Tadels? Warum muß ich noch etwas „ſchlimmeres als der elendeſte Kupferſtecher, warum muß ich ihr Kuppler „ſeyn? Muß ich ihr Kuppler ſeyn, weil ihre Freunde das Unglück „durch mich gehabt haben, nicht ſo ſchön und artig in der Welt zu erſchei„nen, als ſie ſich in ihren Spiegeln erblicken? Dieſes einzige frage ich „Sie: muß ich darum ihr Kuppler ſeyn? — Wenn, ſage ich, der Künſtler zu dem Aufſeher ſo ſpräche; was könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Baſedow möchte gar zu gern meinen Namen wiſſen. Gut; er ſoll ihn erfahren, ſobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopſtock, oder Er ſelbſt, das Herz hat, ſich zu dieſem Pasquille zu bekennen. G.

Siebenter Theil.

XII. Den 18. September. 1760.

Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreyer, Hermann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreyern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüßig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Critischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweyten, dritten, und der Himmel gebe, letzten male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen seyn müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt,

bis er ſich wirklich für einen zweyten Patäcus (ὡς ἐφασκε τὴν Αἰσωπου ψυχὴν ἔχειν [1]) gehalten. Nun fiel Leßingen vor kurzem ein, an dieſer Seelenwanderung zu zweifeln, und verſchiedenes wider die Axeliſche Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer beſſer kennen ſollen. Er hätte wiſſen ſollen, daß ſie den geringſten Widerſpruch mit der plumpſten Schmähſchrift zu rächen gewohnt ſind. Hermann Axel ſpricht zwar wenig; aber er kann deſto mehr ſchreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausſchütten. Er wird mit Stoppeln und Kräuterbündeln um ſich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. Leßingiſche unäſopiſche Fabeln: enthaltend die ſinnreichen Einfälle und weiſen Sprüche der Thiere. Nebſt damit einſchlagender Unterſuchung der Abhandlung Herrn Leßings von der Kunſt Fabeln zu verfertigen.[2]

Dieſes Buch, welches um die Helfte ſtärker iſt als die Leßingiſchen Fabeln ſelbſt, hat ſo viel ſonderbare Seiten, daß ich kaum weis, von welcher ich es Ihnen am erſten bekannt machen ſoll. So viel läßt ſich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen beſtehet. Jene ſollen ſpöttiſche Parodieen auf Leßings Fabeln ſeyn; und in dieſen ſoll die Leßingiſche Theorie von der Fabel mit Gründen beſtritten werden. Hermann Axel dünkt ſich in Schimpf und Ernſt maitre passé; er will nicht bloß die Lacher auf ſeiner Seite haben, ſondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengeſichtern an, und höret mit Runzeln auf. Aber woher weis ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfaſſer von dieſen Leßingiſchen unäſopiſchen Fabeln iſt? Woher? Er hat ſich ſelbſt dazu bekannt, indem er verſchiedene von den Fabeln, die ihm in den Critiſchen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht dieſe ſowohl als jene ſeine wären; wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wiſſen wollte?

Leſen Sie nur gleich die erſte Fabel, um alle die Beſchuldigungen auf einmal zu überſehen, die er ſeinem witzigen Antagoniſten macht. Witzig iſt hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen ſagen. Denn mit

[1] Plutarch im Leben des Solons.

[2] Zürich, bey Orell und Compagnie. 8. Bogen.

allem würde Leßing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit ſeinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich ſaß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine, „und rief die Muſe an, die den Aeſopus ſeine Fabeln gelehrt hatte. „Indem kam mit ſeltſamen Bocksſprüngen eine Geſtalt wie eines Faunus „aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu, und ſagte: „Die Muſe hört dich nicht, ſie iſt itzo beſchäftiget einem Poeten beyzu„ſtehen, der den Tod Sauls und Jonathans ſingt: Ich will ſtatt ihrer „dir bey deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Muſen, „und diene den Poeten und Mahlern nicht ſelten bey ihrer Arbeit; ſie „nennen mich Capriccio, ich bin jener Geiſt

— Ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutſchen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige „von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung, und ſagte, „daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Dieſe Mühe, „ſagte er, können wir uns ſparen; dafür wollen wir im Aelian und „Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geſchichten bald „eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umſtände heraus„nehmen, und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in „eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret niemals Mangel „haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenſchaften ſoll „uns eine Handlung ſeyn. Warum nicht? Wer denkt und fühlt ſo „mechaniſch, daß er ſich dabey keiner Thätigkeit bewußt ſey? Zu der„ſelben brauchen wir auch die innere Abſicht der aufgeführten Perſonen „nicht, es iſt genung an unſerer Abſicht. Nur laßt uns nicht vergeſſen, „unſerer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem Es war einmal — „Ich erlaſſe dir auch die kleinen ſonderbaren Züge in den Sitten der „Thiere. Du haſt genung an den allgemein bekannten, und dieſe magſt „du erhöhen, ſo weit du willſt, und ſie ſo nahe zur menſchlichen Natur „bringen, als du willſt. Der müßte ein Dummkopf ſeyn, der deine „Fabeln leſen wollte, um die Naturgeſchichte darinn zu ſtudieren.

„Gewiß, ſagte ich, werden wir ſo Fabeln bekommen, aber es werden „wohl Stoppiſche ſeyn? Um Vergebung, verſetzte er, nicht Stoppiſche,

„ſondern Leßingiſche: In dieſen letzten Tagen iſt Leßing den Men„ſchen geſchenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, „zu verbeſſern, und unter die ſcientifiſche Demonſtration zu bringen. „Wir können ihm die Verantwortung überlaſſen. Er kann ſich mit Witz „aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unverſchämtheit „übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu erſetzen.

„Laſſet uns, ſagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf mir, „muntrer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemählden, zu „Zeichnungen der Oerter, der Perſonen, der Stellungen, zu Gedanken, „die hervorſtechen, zu Anſpielungen. Fort mit dem Plunder, verſetzte „er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel An„muth? Willſt du das Gewürze kürzen? Kurz und trucken; mehr ver„langt unſer Lehrer nicht; gute Proſe —

„Entſchuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen „für Orakel, du wirſt weder der Erſte noch der Letzte ſeyn, der das „thut —

„Alles, was er mir ſagte, dünkte mich ſeiner ſathriſchen Geſtalt „und ſeinem bocksmäßigen Namen zu entſprechen. Indeſſen folgte ich „ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln.

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke iſt ſchnurrig genug; aber laſſen Sie uns doch ſehen, auf wie viel Wahrheit ſie ſich gründet. Erſt eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweitzern verdorben? Noch im Jahr 1749, als ſie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, ſtand Capriccio bey ihnen in ſehr groſſem Anſehen. Da war er der poetiſche Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer ſchallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in die abgelegenſten dunkelnſten Winkel der menſchlichen Kenntniſſe ertönen läßt, das ſeltſamſte Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater ſein Gedicht auf den Knaben Jeſus machen helfen; da hatte er auch deutſchen Dichtern die treffichſten Dienſte gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie ſeine Liebe derjenigen erklären laſſen, „die ihm das Schickſal zu „lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht „kannte, noch niemals geſehen hatte;“ der andere war durch ihn in einer choriambiſchen Ode „bis in die Tiefen jener Philoſophie gelangt, in welchen „er ſich mit ſeinen Freunden noch als Atomos, die allerkleinſten der Hand

„der Natur kamen, erblickte, bevor sie noch gebohren waren, doch sich „nicht ganz unbewußt.

Klein wie Theilchen des Lichts ungesehn schwärmeten,
— wie sie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den Schweitzern 1749. Und was lassen sie ihm 1760 thun? Schlechte Leßingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto grössere mit den Schweitzern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

Laetitia in terras stellato ex aethere venit,
Cui comes ille celens animos et pectora velsans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweitzer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio: du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug gewesen: er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweitzer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt itzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bey ihm? Nein. Die Muse nur ist bey ihm; und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus, ante alios Musis gratissimus hospes.

Ich [illegible] ich ſorge, die Muſe folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine [illegible] Geduld, und wir werden es ſehen. Wenn ſie ſich doch ja mit ihm wieder ausſöhnten! Da war es mit den Schweitzern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungeſcheut vor ihnen ſingen:

Vorrei esser ne l'Inferno
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno,
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebſter Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seit dem kam der Einfall

Es donnert! Trink und ſieh auf mich!

Zevs iſt gerecht; er ſtraft das Meer:
Sollt er in ſeinen Nektar ſchlagen?

allem Anſehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio ſteht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Leßing iſt ein profaner Böſewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capriccio ſagen, im Aelian „und Suidas und Antonius Liberalis ſagen.“ Was will Hermann Axel damit zu verſtehen geben? Offenbar, daß Leßing ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern aus dieſen alten Schriftſtellern zuſammen geſtoppelt habe. Es iſt wahr, er führet ſie in ſeinem Verzeichniſſe an: allein wer dieſe Anführungen unterſuchen will, wird finden, daß nichts weniger als ſeine Fabeln darinn enthalten ſind. Kaum daß ſie einen kleinen Umſtand enthalten, auf welchen ſich dieſer oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweiſen will. Die Wahrheit zu ſagen, hätte ich es ſelbſt lieber geſehen, wenn uns Leßing dieſe kleine gelehrte Brocken erſpart hätte. Wem iſt daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd ſich vor dem Kameele ſcheuet? Wir wollen nicht die Genealogie ſeiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umſtänden, ſondern ſeine Geſchicklichkeit ſie zu brauchen, ſehen. Zudem ſollte er gewußt haben, daß der, welcher von ſeinen Erfindungen, ſie mögen ſo groß oder ſo klein ſeyn als ſie wollen, einige Ehre haben will, die Wege ſorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt

ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil verstehet: denn sehr oft ist die Bereitschaft diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders; und es würden tausend andere, wenn sie den nehmlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nehmlichen Disposition ihn zu bemerken, gewesen wären, das nehmliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freylich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel.

Die Furien. (s. Band I, S. 184.)

Diese Fabel ist die einzige, bey welcher L. den Suidas anführet. Und was stehet im Suidas davon? Dieses: daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beyname der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Lessingen diese Fabel gehören? So jagte er im Suidas um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszustöbern, und es in diesem gelegenen Augenblicke bey ihm vorbey zu jagen.

Die Fortsetzung folgt.

XIII. Den 25. September. 1760.

Beschluß des hundert und siebenten und zwanzigsten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classicis zu jagen, ohne ein gelehrter Wildbret zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle

Hochachtung gegen dieſe Männer, und ſie ſind unſtreitig gröſſer, als jene ſtaubigte Compilatores: allein demohngeachtet iſt es weniger erlaubt ſich aus ſolchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieſes nennt das Publicum, welches ſich nicht gern ein Vergnügen zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben, und jenes mit fremden Federn ſtolzieren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde, eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter leſen ſoll. Ich ſage zu danken hat; denn ſagen hat er ſie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, ſich mit der Hand greiffen zu laſſen. Es heißt bey dem Plutarch: ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιστα ἐστι, και των ἰχθυων, οἱ μη ἰχθυες; ἐκεινους ἀποφαινεσθαι παρωμεν, οἱς ὁ Κατων ἐφη, της καρδιας ἐγγυτερω την ὑπερωαν ἐναισθητεραν ὑπαρχειν. Οτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων, οἱ σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐστιν ἡμιν. „Ob „es wahr iſt, was der Dichter Philoxen ſagt, daß das angenehmſte „Fleiſch das iſt, was nicht Fleiſch iſt, und die angenehmſten Fiſche die, „die nicht Fiſche ſind: das wollen wir denen zu entſcheiden überlaſſen, die „mit dem Cato zu reden, allen ihren Verſtand im Gaumen haben. Das „aber iſt unſtreitig, daß junge Leute diejenigen philoſophiſchen Lehren am „liebſten anhören, am willigſten befolgen, die in keinem ernſthaften, philo„ſophiſchen Tone vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß „hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reitz der Zubereitung.

„Cinna der Poet hat Cleander den leckerhaften Eſſer auf ein „wirthſchaftliches Mittagsmahl. Eine Schüſſel mit Speiſen ward aufge„tragen, Cleander aß mit bedachtſamer Mine und ſagte: das angenehmſte „Fleiſch iſt, was nicht Fleiſch iſt. Hernach kam eine Schüſſel mit Fi„ſchen; dann ſagte er: der angenehmſte Fiſch iſt, der kein Fiſch iſt. Cinna „gab ihm zu erkennen, daß er dieſe räthſelhafte Sprache nicht verſtünde. „Cleander verſetzte: Soll ein Mann, der den Geſchmack nur in der „Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem Verſtande hat? Der

„Gedanke kann dir nicht fremd seyn, daß die Menschen diejenige philoso„phische Schrift am liebsten haben, und mit dem meisten Vergnügen lesen, „die nicht philosophisch noch im Ernst geschrieben scheinet. Sie wollen in „dem Vortrage und den Vorstellungen eine schmackhafte und niedliche Zu„bereitung haben: Ich dächte, daß wir dieser Betrachtung deinen Phae„ton, deine Verwandlungen, und deine Katze in Elysium schuldig wären."

Und das nennt Axel eine Messingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweitzer, wenigstens nun noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen, der angenehmste Käse ist der, der kein Käse ist: so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er scheinet mir ganz des Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr albarne Person zu spielen.

Nicht L. sondern Axel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, den seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der neuen critischen Briefe sein Probestück machen ließ, und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen der sich rühmte, er „kenne das Gedicht, der Messias, sehr wohl, es wäre in Hexametern „verfasset, und er hätte den Vers aus demselben behalten:"

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und zeigte folgendes:

Der Pallast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Pallaste des Prinzen „Eugens, der in dem Preussischen Ueberfall sollte niedergerissen werden. „Man war sehr bemüht sein Ebenmaaß, seine Abtheilungen und ganze „Form zu untersuchen. Ein Mensch, der grosse Reisen gethan hatte, „schwieg lange stille, endlich fieng er an: Dieser Pallast ist mir so gut „bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebauet ward, „und ich habe das Glück ein Stückchen von dem Marmor zu besitzen, „woraus er gebauet ist. Zugleich zog er das Stückchen aus der Tasche,

„und betheuerte, daß ers von dem Marmor herunter geſchlagen hätte, „von welchem der Pallaſt erbauet worden."

Was iſt das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholaſtiker, welcher ſein Haus verkaufen wollen? Σχολαστικος οικιαν πωλων, λιθον απ' αυτης εις δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Leſſingiſche Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abſchreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieſer zu zeigen, wie glücklich Axel parodiret, wann er ſeinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erſt frage ich Sie, was hat L. wohl mit ſeinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muſter der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieſes iſt, ſo wenig will es ihm doch Axel zugeſtehen, ſondern glaubt, dieſe Moral erſt durch nachſtehende Fortſetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit iſt nicht ſtrenge Zucht.

„Haſt du die drey ſtrengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, „Iris, die ich dir befahl zu ſuchen, damit ich der Venus Hohn ſprechen „könnte? Alſo fragte Juno die Bothſchafterin des Himmels. Ich fand „ſie, antwortete Iris, aber ſie waren ſchon vergeben; Merkurius hatte „ſie zum Pluto geführt, der ſie für Furien brauchen will. Für Furien, „dieſe Tugendhaften? ſprach Juno. O, verſetzte Iris, vollkommen „ſtrenge; alle drey hatten den geringſten Funken in ihren Herzen erſtickt, „alle drey haben niemals einer Mannsperſon gelächelt. Die Göttin „machte groſſe Augen und verſetzte: du haſt mir diesmal einen ſchlechten „Begrif von deinem Verſtande gemacht, und deine Moral iſt mir „verdächtig, indem du Tugend, Keuſchheit und Zucht mit Menſchenhaß „und Unempfindlichkeit vermiſcheſt. Gellert ſoll mir die ſuchen, die ich verlange.

Der ſeltſame Axel! Alſo muß man dem Leſer nichts zu denken laſſen? und das Compliment, das Gellert hier bekömmt! Er, den die Schweitzer ehedem, wie Leſſingen, mit Stoppen in eine Claſſe ſetzten!

So ſehr unterdeſſen Herr L. von Axeln gemißhandelt worden, ſo weiß ich doch nicht, ob es ihn eben ſehr verdrieſſen darf, ſeine Fabeln ſo gefliſſentlich parodiret zu ſehen. Er mag ſich erinnern, was der Abt Sallier zu dem erſten Requiſito einer Parodie macht. Le sujet qu'on

entreprend de parodier, doit toûjours estre un ouvrage connu, célébre et estimé. La critique d'une piéce mediocre, ne peut jamais devenir interessante, ni picquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des defauts, qu'on n'apperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public previent celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils sçavent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il merite d'etre enseveli. Une pareille parodie ne sçauroit ni plaire ni instruire; et l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon sonsacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Herrmann Axel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen kritiſchen Bejanius;

Spectatum satis et donatum jam rude, —

noch eins bewegen zu haben

— antiquo se includere ludo.

Ende des ſiebenten Theils.

Vierzehnter Theil.

VI. Den 13. Mai. 1762.

Zweyhundert und drey und dreyßigster Brief.[1]

Wie kömmt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln sagt, die ein Ungenannter, ohne Vorwissen des Verf.[2] herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern so verschiedentlich geurtheilt wird? — — — Man kann also, wie mich deucht, nicht in Abrede seyn, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sey, und daß Hr. L. sich mit Recht über ihn beschwehre.

„Nein! sagt unser Freund Hr. G. Man kann die Sache zur Entschuldigung des Ungenannten aus einem ganz andern Augenpunkte betrachten. Es ist noch nicht ausgemacht, daß sich das Eigenthumsrecht über die Werke des Geistes so weit erstrecket. Wer seine Schriften öffentlich herausgiebt, macht sie durch diese Handlung publici juris, und so denn stehet es einem jeden frey, dieselbe nach seiner Einsicht zum Gebrauch des Publicums bequemer einzurichten. Zumal da dem Autor durch diese Handlung nichts von seinem Rechte benommen wird, indem das erste Geschenk, das er dem Publico gemacht hat, deswegen nicht vernichtet wird, und er selbst noch immer die Freyheit hat, die ihm angebotene Veränderungen nach Belieben anzunehmen, oder zu verwerfen.

[1] Dieser Brief ist von Mendelssohn (s. Nicolais Vorrede zum 26. Th. der Lessingischen Schriften, S. XXIII.): mit dem Herrn G. muß aber Lessing gemeint seyn.

[2] Unter dem Titel: M. J. Lichtwers u. s. w. auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zwey en Büchern. Greifswalde und Leipzig, 1761.

„Mit dem Eigenthum der Güter dieſer Welt hat es eine ganz andre „Beſchaffenheit. Dieſe nehmen nicht mehr als eine einzige Form an, und „niemand als der Beſitzer hat das Recht diejenige Form zu wählen, die „er für die bequemſte hält. Hingegen bleibet die erſte Ausgabe einer „Schrift unverändert, und eine von einem andern veranſtaltete verbeſſerte „Auflage, iſt blos als ein Vorſchlag anzuſehen, wie nach der Einſicht „dieſes Herausgebers das Werk vollkommener gemacht werden könnte. „Geſetzt der Vorſchlag werde angenommen; ſo kömmt, wie der Heraus„geber in dem Vorberichte bemerkt, dennoch die größte Ehre, dem erſten „Verfaſſer zu, der ſeine meiſten Gemälde ſo weit gebracht hat, daß nur „wenige Pinſelzüge für eine fremde Hand übrig gelaſſen waren. Wird „der Vorſchlag gemisbilliget, ſo kann ihn der noch lebende Verfaſſer öffent„lich verwerfen, und das Publicum hat das Vergnügen, den Ausſpruch „zu thun. Wenn ja in dergleichen Verfahren eine Ungerechtigkeit Statt „findet; ſo müßte es vielmehr gegen einen todten Verfaſſer ſeyn, der nicht „mehr vermögend iſt, ſich über die vorgeſchlagene Verbeſſerungen zu er„klären. Hat man es aber einem Rammler und einem Leßing nicht „übel genommen, vielmehr Dank gewußt, daß ſie einen Logau nach ihrer „Weiſe verbeſſert heraus gegeben; warum will man es denn dem Unge„nannten zu einem ſolchen Verbrechen anrechnen, daß er einem lebenden „Verfaſſer ſeine Verbeſſerungen zur Beurtheilung vorlegt, und ſich gefallen „läßt, ob er dieſelben annehmen, oder ausſchlagen will." — So weit Herr G.!

Drey und zwanzigſter Theil.

V. Den 27. Junii. 1765.

Drey hundert und zwey und dreyßigſter Brief.

Der Verfaſſer der Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten italieniſchen Dichter,[1] iſt ein Mann, der eine wahre Hochachtung für ſich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit ſo vielem Geſchmacke ausgeführet zu ſehen, konnten wir wünſchen, aber kaum hoffen. Er iſt der erſte Ueberſetzer, wenn man den, der eine ſo genaue Bekanntſchaft mit allen den beſten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein ſo feines Gefühl mit einem ſo richtigen Urtheile verbindet, unter deſſen Bearbeitung ſo verſchiedne Schönheiten in einer Sprache, für die ſie gar nicht beſtimmt zu ſeyn ſchienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher ſie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, ſage ich, ſo einen Schriftſteller anders einen Ueberſetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr ſelbſt ein Original iſt, dem auch die Erfindſamkeit nicht mangeln würde, hätte es ſich ihrer, uns zum beſten, nicht itzt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit ſagen, daß die italieniſche Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unſere Dichter ſich faſt nichts als welſche Muſter wählten. Aber was für welche? Den Marino mit ſeiner Schule. Der Adonis war unſern Poſteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Critik über das Verdienſt dieſer Muſter und dieſer Nachahmer

[1] Braunſchweig, im Verlage des Waiſenhauſes, erſter Band 1763. zweyter Band 1764. in 8.

die Augen öfnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußte die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einigermaassen in Ansehen erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küsten darinn entdecken, wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondre unterscheidet, setzet der Verfasser in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalet sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweydeutig schimmert. Ich sage zweydeutig; denn auch wir haben malerische Dichter die Menge; aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländische Schule zu der Römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemählde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komische Epopeen haben manche gute Bambocciade: aber wo sind unsere poetische Raphaels, unsere Maler der Seele?

Das Vortreffliche der italienischen Dichter, hat indeß unsern Verfasser nicht geblendet; er siehet ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, sagt er, daß sie bey weiten mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginiren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häufigen Ungleichheiten, und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zu weilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben.

Die poetische Landcharte, die er bey dieser Gelegenheit entwirft, scheinet dem ersten Ansehen nach ein Spiel des Witzes zu seyn, und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesunden Critik aufgenommen. „Man kann bemerken, sagt er, daß jemehr sich die Völker dem Süden

„nähern, mit deſto leichterer Nahrung ſich ihre Seelen ſo wohl als ihre „Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne Zweifel die ſchwereſte „und die ſolideſte. Seinem Geſchmacke iſt vielleicht der unſrige am ähn„lichſten. Dem Franzoſen iſt dieſe Nahrung zu ſtark, er muß ſie mit „Esprit verdünnen, oder er iſt im Nothfall auch mit Esprit allein zu„frieden. Die Italiener entſagen gern beyden, wenn man nur ihre Ein„bildungskraft durch Gemählde beſchäftiget, und ihr Gehör durch einen „muſicaliſchen Klang vergnügt. Die Spanier ſind endlich ſo mäßig, daß „ſie ſich mit einem bloſſen prächtigen und harmoniſchen Schalle, mit einer „Reihe tönender Worte begnügen können. Man hat in der That Poeſien „von ihren berühmteſten Dichtern, die niemals ein Menſch, auch ihre „Verfaſſer ſelbſt nicht verſtanden haben, die aber ſehr gut klingen und „voll von prächtigen Metaphern ſind. So verſchieden iſt der Geſchmack „der Völker, ſo verſchieden ihre Vorzüge.“

Der Verfaſſer bedienet ſich bey den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und dieſe Ordnung hat den Vortheil einer Geſchichte, die den Urſprung und das Wachsthum der italieniſchen Dichtkunſt zeiget, und uns die verſchiedenen Veränderungen in dem Geſchmacke der Nation vor Augen ſtellet. Den erſten Band nehmen alſo Dante und Petrarca ein, und wir lernen dieſe Väter der welſchen Poeſie in ihrer wahren Geſtalt kennen. Der zweyte Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, und aus dem ſechzehnten die vornehmſten Nachahmer des Petrarca; nebſt demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Arioſt.

Der Beſchluß folgt künftig.

VI. Den 4. Julii. 1765.

Beſchluß des dreyhundert und zwey und dreyßigſten Briefes.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieſer großmüthigen Beſchützer und Aufmunterer aller Künſte und Wiſſenſchaften, veranlaßt den Verfaſſer zu einer Anmerkung, die eben ſo ſcharfſinnig als wahr iſt. Da ſie auf den äußerlichen Zuſtand der deutſchen Litteratur gewiſſermaaſſen angewendet werden kann, ſo wünſchte ich ſehr, daß ſie diejenigen endlich einmal zum

Stillschweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützige Absichten nur allzudeutlich merkt. „Man irret sehr, sagt er, „wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel „der Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie „arbeitet, gleich einem reissenden Strome, sich selbst seinen Weg durch „die größte Hindernisse. Shakespear, der zu einem Handwerk erzogen „worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmünterung zu „haben, ja so gar, ohne selbst es zu wissen. Einer der größten heutigen „italienischen Dichter macht, als ein armer Bäckerjunge, Verse, die einen „großen Kunstrichter in Erstaunen setzen, und ihn bewegen, sich seiner „anzunehmen. Ueberhaupt können Aufmunterungen niemals Genies er„zeugen; und sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind, wenn „der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste „besitzet. Einen Beweis davon findet man vielleicht selbst in den so ge„rühmten Freygebigkeiten Ludwigs des vierzehnten, die ihm so viel Ehre „gemacht haben. Alle die großen Genies, die seiner Regierung den größ„ten Glanz gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden, und „Racine, der so sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Genie mit „dem Geiste der Alten genährt war, hätte vermuthlich seine Tragödien „nicht durch so viel Galanterie entnervet, wir würden mehr Athalien „von ihm haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen genöthiget hätten, „dem Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmeicheln. Der wichtigste „Nachtheil aber, welchen der große Schutz vielleicht nach sich ziehet, den „die schönen Wissenschaften bey Regenten finden, ist dieser, daß dadurch „die Begierde zu schreiben, zu sehr ausgebreitet wird, daß sie viele, bloß „witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. „Diese, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können, (denn „die trifft allein das Genie) suchen sich durch neue Manieren, durch „Affectationen zu unterscheiden, oder führen das Publicum von der Natur „zum Gekünstelten. Dieses ist vermuthlich die Ursache, daß allemal auf „die Zeiten der grossen Beschützer der Künste, Zeiten des übeln Geschmacks „und des falschen Witzes gefolgt sind."

Eine andere kleine Ausschweiffung unsers Verfassers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrift den Machiavel.

„Machiavel, sagt er, ein sehr großer Kopf, den wir aus seinem Fürsten „zu wenig kennen, und zu unrichtig beurtheilen, brachte nach der Ca„landra des Cardinals Bibiena, ein paar Comödien auf den Schau„platz, in denen das Salz des Moliere, mit dem Humor und der „komischen Stärke der Engländer vereiniget ist. Dieser Machiavel „ist es ausserdem, der die Prose der Italiener zu ihrer wahren Voll„kommenheit gebracht hat. Er vermied die aufgedrungenen, weitschweifigen „Perioden des Boccaz. Sein Styl ist rein, kurz, gedrängt, und voll „Sachen, und beständig klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste „unter den wenigen neuern Geschichten, die man den schönen historischen „Werken der Alten an die Seite setzen kann. Sie vereiniget die Klarheit „und Reinigkeit des Nepos in der Erzehlung mit dem Tiefsinn und der „Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von seinen „Werken macht ihm so viel Ehre, als die Discurse über den Livius, „ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der Staatskunst „ist, deren verschiedene man in den Werken des Präsidenten Montes„quieu, als die seinigen, bewundert, weil man den Italiener nicht genug „kennt, den Montesquieu sehr studiret hatte."

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiste längst im Originale gelesen, und wenn ich ihnen nochmals wiederhohle, daß sich in der Uebersetzung eine Meisterhand zeiget, welche die Schönheiten der Versification, die nothwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzählig kleinen Verbesserungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affectirt ist, compensiret hat: so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhard, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten; ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken kann. Vor kurzen, wie ich höre, hat er eine zweyte Reise dahin unternommen; es wäre sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werks darunter leiden sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilection für die Italiener habe? Sie irren sich; er muß mit der englischen Litteratur eben so bekannt seyn, als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Uebersetzung von

Heinrich Homes Grundsätzen der Critik[1] zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Uebersetzer vereinigen. Es war ein Räthsel für mich, in welchem von unsern Uebersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieses Räthsel lösen. Sie freuen sich; aber Sie wundern sich zugleich. Erinnern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt; andere sollten es seyn.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte[2] ans Licht getreten, bereits eine Frucht der näheren Bekanntschaft seyn sollen, in die Hr. Meinhardt unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weis ich aber, daß diesen Gedichten, welche für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beywort Petrarchischer ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein blosser Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden seyn werde. Er kann unmöglich: denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreons, als der feyerlich seufzende des Petrarca. Der platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des Busens Lilgen, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit; an statt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen klaren abstechenden Verschiedenheit neben einander stehn, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht. G.

1 Leipzig in der Dyckischen Handlung. Erster und zweyter Theil, 1769. in 8.
2 Berlin 1764. in 8.

Gotthold Ephraim Leſſings

Leben des Sophokles.

1760.

Herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg. Berlin, bei Christian Friedrich Voß und Sohn. 1790. kl. 8. Vorbericht des Herausgebers: Es sind jetzt gerade dreißig Jahr, als die sieben ersten Bogen der gegenwärtigen Schrift abgedruckt wurden. Was für ein Hinderniß es eigentlich gewesen sey, welches die Fortsetzung dieses Abdrucks, oder vielmehr die weitere Ausarbeitung des Werks selbst, unterbrach, weiß ich nicht mit Gewißheit anzugeben. Vermuthlich war es Lessing's Entfernung von Berlin, der um diese Zeit nach Breslau zu dem preussischen General Tauenzien gieng, in den nächsten Jahren darauf als Schriftsteller nur seine Uebersetzung des Diderot'schen Theaters vollendete, und an den Litteraturbriefen Antheil nahm. Erst sechs Jahre später betrat er mit seinem Laokoon die schriftstellerische Laufbahn aufs neue. Sein Sophokles sollte aus vier Büchern bestehen, die wahrscheinlich auch eben so viel Bände gefüllt haben würden. Aber auch hier ist es ungewiß, welch einen Umfang er seinem Stoffe zu geben gedachte, und wie er denselben eigentlich zu vertheilen Willens war. Das erste Buch hatte er, wie die Aufschrift des ältern Titelblattes angiebt, dem Leben des Dichters bestimmt; und diesem sollte vermuthlich eine kritische Zergliederung seiner Schauspiele, und eine deutsche Uebersetzung derselben in Prosa nachfolgen. Dieß letztere läßt sich wenigstens aus dem Anfangsfragmente des Ajax schließen, welches ich dem Leser am Schluß dieses Bändchens mittheilen werde. Lessing war, wie ich schon anderswo (s. den fünften Beitrag zur Geschichte und Litteratur aus der Wolfenb. Bibl. S. 58.) bemerkt habe, von jeher gewohnt, seine Arbeiten erst während ihres Abdrucks zu vollenden, und diesen schon bei einigem, oft nur geringem, Vorrathe von Handschrift anfangen lassen. Ich hatte daher wenig Hoffnung, unter seinen für die gegenwärtige Arbeit nachgelassenen Papieren, deren Mittheilung ich der Freundschaft seines Bruders, des Herrn Münzdirektors Lessing, verdanke, viel Vollendetes anzutreffen. Und so war es auch wirklich. Nur den Schluß der Anmerkung (K.) die mit der 112ten und letzten Seite des ehemaligen Drucks abgebrochen war, fand ich völlig ausgearbeitet und ins Reine geschrieben. Das Uebrige bestand aus lauter einzelnen Zetteln, die nur kurze Entwürfe und gesammelte Materialien zu den meisten, aber nicht einmal zu allen folgenden Anmerkungen enthielten, welche in den S. 8. bis 11. befindlichen Leben des Sophokles nachgewiesen waren, und in einem, vermuthlich ältern, Hefte, worin noch weniger ausgearbeitete Angaben und Winke zu eben diesen Anmerkungen, zerstreut und einzeln, nebst dem schon gedachten Anfang einer Uebersetzung des Ajax Mastigophoros, niedergeschrieben waren. Verschiedene seiner Freunde, denen er die abgedruckten Bogen mitgetheilt hatte, die ich auch selbst seit mehreren Jahren aus seiner Hand besaß, versuchten es oft, ihn zur Fortsetzung und Vollendung dieser so verdienstvollen Arbeit zu bewegen. Seine gewöhnliche Antwort aber war, er müsse erst wieder Griechisch lernen, und sich in eine Menge von Dingen hinein studiren, die ihm seitdem völlig fremd geworden wären. Sein Verleger und vieljähriger vertrauter Freund war zu gefällig, um von diesen abgedruckten Bogen irgend einen willkührlichen Gebrauch zu machen. Aber seit Lessing's Tode wurde der Wunsch ihrer Bekanntmachung bei denen, die von diesem Bruchstück wußten, und das Daseyn desselben aus einigen öffentlichen Erwähnungen erfahren hatten, immer dringender. Mir geschah also der Antrag, es herauszugeben; und ich hatte mehr als Einen Grund mich nicht an die Fortsetzung, oder auch nur an die Ausarbeitung des noch vorhandenen Materialien zu wagen; sondern ich beschloß, diese so unvollendet, einzeln und mangelhaft, wie sie da waren, hinzu zu fügen, und so dem Fragmente wenigstens mehr Anschein eines Ganzen zu geben. Dieß zu thun, kostete freilich mehr Zeit, Sorgfalt und Mühe, als der erste Anblick dieser Ergänzung verrathen wird; aber freundschaftlicher Eifer für des Verfassers Andenken, und Hinsicht auf dadurch zu bewirkende Befriedigung der Litteratoren, erleichterten mir alle Mühe gar sehr, ꝛc. ꝛc.

SOPHOKLES.

Erstes Buch.

Bayle, der in seinem kritischen Wörterbuche sowohl dem Aeschylus, als dem Euripides einen besondern Artikel gewidmet hat, übergeht den Sophokles mit Stillschweigen. Verdiente Sophokles weniger gekannt zu werden? Wär weniger Merkwürdiges von ihm zu sagen, als von jenen seinen Mitbewerbern um den tragischen Thron?

Gewiß nicht. Aber bey dem Aeschylus hatte Baylen, Stanley; bey dem Euripides hatte ihm Barnes vorgearbeitet. Diese Männer hatten für ihn gesammelt, für ihn berichtiget, für ihn verglichen. Voll Zuversicht auf seinen angenehmern Vortrag, setzte er sich eigenmächtig in die Rechte ihres Fleißes. Und diesem Fleiße den Staub abzukehren, den Schweis abzutrocknen, ihn mit Blumen zu krönen: war seine ganze Arbeit. Eine leichte und angenehme Arbeit!

Hingegen, als ihn die Folge der Büchstaben auf den Sophokles brachte, vergebens sah er sich da nach einem Stanley oder Barnes um. Hier hatte ihm niemand vorgearbeitet. Hier mußte er selbst sammeln, berichtigen, vergleichen. Wäre es schon sein Werk gewesen, so erlaubte es ihm itzt seine Zeit nicht: und Sophokles blieb weg.

Die nehmliche Entschuldigung muß man auch seinem Fortsetzer, dem Herrn Thaufepié, leihen. Auch dieser fand noch keinen Vorarbeiter: und Sophokles blieb abermals weg. —

Man gewinne aber einen alten Schriftsteller nur erst lieb, und die

geringſte Kleinigkeit, die ihn betrift, die einzige Beziehung auf ihn haben kann, höret auf, uns gleichgültig zu ſeyn. Seit dem ich es betauere, die Dichtkunſt des Ariſtoteles eher ſtudieret zu haben, als die Muſter, aus welchen er ſie abſtrahierte: werde ich bey dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerkſamer, als bey meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorſatz geſucht! Wie viel Unnützes habe ich ſeinetwegen geleſen!

Nun denke ich: keine Müh ist vergebens, die einem andern Mühe erſparen kann. Ich habe das Unnütze nicht unnützlich geleſen, wenn es, von nun an, dieſer oder jener nicht weiter leſen darf. Ich kann nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorſtellung, Dank zu verdienen, muß eben ſo angenehm ſeyn, als die Vorſtellung bewundert zu werden: oder wir hätten keine Grammatiker, keine Litteratores.

Mit mehrerm Wortgepränge will ich dieſes Leben meines Dichters nicht einführen. Wenn ein Kenner davon urtheilet, „Barnes würde es „gelehrter, Bayle würde es angenehmer geſchrieben haben:“ ſo hat mich der Kenner gelobt.

Leben des Sophokles.

Vor allen Dingen muß ich von meinen Quellen Rechenſchaft geben (A). „Dieſen zufolge war Sophokles von Geburt ein Athenienſer, und „zwar ein Koloniate (B). Sein Vater hieß Sophilus (C). Nach „der gemeinſten und wahrſcheinlichſten Meinung, ward er in dem zweyten „Jahre der ein und ſiebzigſten Olympias gebohren (D).

„Er genoß eine ſehr gute Erziehung. Die Tanzkunſt und die Muſik „lernte er bey dem Lamprus, und brachte es in dieſer letztern, wie auch „im Ringen, ſo weit, daß er in beiden den Preis erhielt (E). Er war „kaum ſechzehn Jahr alt, als er mit der Leyer um die Tropäen, welche „die Athenienſer nach dem Salaminiſchen Siege errichteten, tanzte, und „den Lobgeſang anſtimmte. Und das zwar, nach einigen, nackt und ge„ſalbt; nach andern aber, bekleidet (F). In der tragiſchen Dichtkunſt „ſoll Aeſchylus ſein Lehrer geweſen ſeyn; ein Umſtand, an welchem ich „aus verſchiedenen Gründen zweifle (G). Iſt er unterdeſſen wahr, ſo hat „ſchwerlich ein Schüler das Uebertriebene ſeines Meiſters, worauf die „Nachahmung immer am erſten fällt, beſſer eingeſehen und glücklicher ver„mieden, als Sophokles. Ich ſage dieſes mehr nach der Vergleichung „ihrer Stücke, als nach einer Stelle des Plutarchs (H).

„Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte Olym„pias. Das ſagt Euſebius, das ſagt auch Plutarch: nur muß man „das Zeugniß dieſes letztern recht verſtehen; wie ich denn beweiſen will, „daß man gar nicht nöthig hat, die vermeinte Verbeſſerung anzunehmen, „welche Samuel Petit darinn angegeben hat (I).

„Damals war der dramatiſche Dichter auch zugleich der Schauſpieler. „Weil aber Sophokles eine ſchwache Stimme hatte, ſo brachte er dieſe „Gewohnheit ab. Doch blieb er darum nicht ganz von dem Theater (K).

„Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, wodurch er ſie „allerdings zu einer höhern Staffel der Vollkommenheit erhob. Es ge„denken derſelben zum Theil Ariſtoteles (L); zum Theil Suidas (M); „zum Theil der ungenannte Biograph (N).

„Mit der Aufnahme ſeiner Antigone hatte Sophokles ohne Zweifel „die meiſte Urſache, vergnügt zu ſeyn. Denn die Athenienſer wurden ſo „entzückt davon, daß ſie ihm kurz darauf die Würde eines Feldherrn er„theilten. Ich habe alles geſammelt, was man von dieſem Punkte bey „den Alten findet, die ſich in mehr als einem Umſtande widerſprechen (O). „Viel Ehre ſcheinet er als Feldherr nicht eingelegt zu haben (P).

„Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben (Q). Nur „ſieben ſind davon bis auf uns gekommen; und von den andern iſt wenig „mehr übrig, als die Titel. Doch auch dieſe Titel werden diejenigen „nicht ohne Nutzen ſtudieren, welche Stoffe zu Trauerſpielen ſuchen (R).

„Den Preis hat er öfters davon getragen (S). Ich führe die vor„nehmſten an, mit welchen er darum geſtritten hat (T).

„Mit dem Euripides ſtand er nicht immer in dem beſten Ver„nehmen (U). Ich kann mich nicht enthalten eine Anmerkung über den „Vorzug zu machen, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte. Er „iſt der tragiſchen Ehre des Sophokles weniger nachtheilig, als er es „bey dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinet (X).

„Verſchiedene Könige ließen ihn zu ſich einladen; allein er liebte ſeine „Athenienſer zu ſehr, als daß er ſich freywillig von ihnen hätte verbannen „ſollen (Y).

„Er ward ſehr alt, und ſtarb in dem dritten Jahre der drey und „neunzigſten Olympias (Z). Die Art ſeines Todes wird verſchieden„lich angegeben. Die eine, welche ein altes Sinngedichte zum Grunde „hat, wollte ich am liebſten allegoriſch verſtanden wiſſen (AA). Ich muß „die übrigen alten Sinngedichte, die man auf ihn gemacht hat, nicht ver„geſſen (BB). Sein Begräbniß war höchſt merkwürdig (CC).

„Er hinterließ den Ruhm eines weiſen, rechtſchaffnen Mannes (DD); „eines geſelligen, muntern und ſcherzhaften Mannes (EE); eines Mannes, „den die Götter vorzüglich liebten (FF).

„Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die Schönheit „ein wenig zu empfindlich war (GG). Es kann leicht seyn, daß es mit „den verliebten Ausschweiffungen, die man ihm Schuld giebt, seine Rich„tigkeit hat. Allein ich möchte mit einem neuen Scribenten nicht sagen, „daß sein moralischer Charakter dadurch zweifelhaft würde (HH).

„Er hinterließ verschiedene Söhne, wovon zwey die Bahn ihres „Vaters betraten (II). Die gerichtliche Klage, die sie wider ihn erhoben, „mag vielleicht triftigere Ursachen gehabt haben, als ihr Cicero „giebt (KK).

„Außer seinen Trägödien führet man auch noch andere Schriften „und Gedichte von ihm an (LL).

„Die völlige Entwerfung seines Charakters als tragischer Dichters, „muß ich bis in die umständliche Untersuchung seiner Stücke versparen. „Ich kann itzt bloß einige allgemeine Anmerkungen vorausſenden, zu „welchen mich die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben (MM), „und verschiedene Beynamen, die man ihm gegeben hat (NN), veranlassen „werden.

„Ich rede noch von dem gelehrten Diebstahle, den man ihm Schuld „giebt (OO). Endlich werffe ich alle kleinere Materialien, die ich noch „nicht anbringen können, in eine Anmerkung zusammen (PP); desgleichen „auch die Fehler, welche die neuern Litteratores in Erzehlung seines „Lebens gemacht haben (QQ)."

Ausführung.

Es wird Mühe kosten, dieses Gerippe mit Fleisch und Nerven zu bekleiden. Es wird fast unmöglich seyn, es zu einer schönen Gestalt zu machen. Die Hand ist angelegt.

(A)

Von den Quellen.) Diese sind Suidas und ein Unbekannter, der seinen Scholien über die Trauerspiele des Sophokles ein Leben des Dichters vorgesetzt hat. Suidas und ein Scholiast: Quellen! So gefällt es der verheerenden Zeit! Sie macht aus Nachahmern Originale, und giebt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke selbst hatten.

Der Artikel Sophokles ist bey dem ersten sehr kurz. Es ist auch nicht dabey angemerkt, woher er entlehnet worden. Niemand hat sich

verdienter um ihn gemacht, als J. Meurſius (a), der ihn mit Anmerkungen erläutert hat, die ich mehr als einmal anführen werde.

Das Leben des Scholiaſten iſt etwas umſtändlicher, und es ziehet ältere Währmänner an, für die man alle Hochachtung haben muß; den Ariſtophanes, den Iſter, den Satyrus. Unter dem erſten verſtehet er ohne Zweifel den Ariſtoxenus von Tarent, den bekannten Schüler des Ariſtoteles, von deſſen vielen Schriften uns nichts, als ein kleiner muſikaliſcher Tractat, übrig geblieben iſt. Ammonius (b) führet von ihm ein Werk von den tragiſchen Dichtern an; und in dieſem ohne Zweifel wird das geſtanden haben, was der Scholiaſt, den Sophokles betreffend, aus ihm anführet. Iſter iſt der Schüler des Kallimachus, deſſen Diogenes Laertius, Athenäus, Suidas und andere gedenken ꝛc). Was für einen Satyrus er hingegen meine, will ich nicht beſtimmen. Vielleicht den Peripatetiker dieſes Namens (d), unter deſſen Leben berühmter Männer auch ein Leben des Sophokles ſeyn mochte.

Aber hätte ich nicht lieber die zerſtreuten Stellen bey dem Plato, Ariſtoteles, Diodorus Siculus, Pauſanias, Athenäus, Philoſtrat, Strabo, Ariſtides, Cicero, Plinius ꝛc. die den Sophokles betreffen, die Quellen nennen ſollen? Doch ſie gedenken ſeiner nur im Vorbeygehen.

Und auch der Bäche, die mich zum Theil zu den Quellen gewieſen haben, kann ich ohne Undankbarkeit nicht vergeſſen. Wenn ich aber den Gyraldus (e), den Meurſius (f), und den Fabricius (g), nenne, ſo habe ich ſie alle genannt. Das ſind die einzigen, bey welchen ich mehr zu lernen, als zu verbeſſern gefunden habe. Bey allen andern war es umgekehrt.

(B)

Ein Athenienſer und zwar ein Koloniate.) Suidas:

(a) In ſeiner Schrift: Aeschylus, Sophocles, Euripides, sive de Tragoediis eorum libri III. Lugduni Batav. 1619. Von Seite 87 bis 94. Sie iſt dem zehnten Theile des Grävianiſchen Theſaurus einverleibet worden.

(b) *Περι ομοιων και διαφορων λεξεων*; unter *ρνεσθαι και ερνεσθαι*: *Αριστοξενος εν τῳ πρωτῳ Τραγῳδοποιων περι νεωτερων ουτω φησι κατα λεξιν* ꝛc.

(c) Vossius de Hist. Gr. lib. IV. c. 12.

(d) Jonsius lib. II. de script. Hist. Philos. c. 11.

(e) *Gyraldus* Hist. Poetarum tam graecorum quam latinorum, Dialog. VII.

(f) In der unter (a) angezogenen Schrift.

(g) Fabricius Bibl. Graec. Lib. II. cap. 17.

Σοφοκλ.ς, Σοφίλου, Κολωνηθεν, Αθηναιος. Und der ungenannte Biograph: Ἐγενετο ὁυν ὁ Σοφοκλης το γενος Αθηναιος, δημου Κολωνηθεν. Desgleichen der Grammatiker, von welchem der eine Inhalt des Oedipus auf Kolonos iſt: ἡν γαρ Κολωνοθεν (h). Auch Cicero (i) beſtätiget es: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriae ducta sit disciplina. Tum Quintus, est plane, Piso, ut dicis, inquit, nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Coloneus ille locus (k), cujus incola Sophocles ob oculos versabatur: quem scis quam admirer, quamque eo delecter: me quidem ad altiorem memoriam Oedipodis huc venientis, et illo mollissimo carmine, quaenam essent ipsa haec loca, requirentis, species quaedam commovit, inanis scilicet, sed commovit tamen.

Das athenienſiſche Volk ward, wie bekannt, in Φυλας (Stämme) eingetheilt, und dieſe Φυλαι theilten ſich wiederum in verſchiedene Δημους, das iſt Landsmannſchaften, wie es Schulze (l) überſetzt hat, und ich es nicht beſſer auszudrücken wüßte. Nicht ſelten bemerken die Geſchichtſchreiber beides; ſowohl den Stamm, als die Landsmannſchaft. So ſagt z. E. Plutarch vom Perikles: Περικλης των μεν φυλων Ακαμαντιδης, των δημων Χολαργευς. Von unſerm Sophokles aber findet ſich nur der Δημος genannt; und ich wüßte nicht, daß irgend ein Philolog die δημους nach ihrem φυλαις geordnet hätte; wenigſtens hat es Meurſius in ſeinem Werke de populis Atticae nicht gethan. Unterdeſſen vermuthe ich nicht ohne Grund, daß Sophokles aus dem Hippothoontiſchen Stamme geweſen iſt, wie ich in der Anmerkung (CC) zeigen will.

Es hieß aber der Demos, des Sophokles Κολωνος. Κολωνος bedeutet überhaupt einen Hügel, eine Anhöhe; γης ἀνασχημα, τοπος ὑψηλος (m). Zu Athen aber wurden beſonders zwey Hügel genannt, wovon der eine innerhalb, der andere auſſerhalb der Stadt lag. Der innerhalb der Stadt, war auf dem Marktplatze, neben dem Tempel des

(h) Sowohl die Ausgabe des Heinrich Stephanus, als des Paul Stephanus von 1568. (Seite 483) haben hier Κολωνοθεν anſtatt Κολωνηθεν.

(i) Lib. V. de finibus.

(k) Meurſius (Reliqua Attica cap. 6. p. 26) lieſet: convertebat ad sese Colonus: ille locus etc. und ich ziehe dieſe Lesart vor.

(l) In ſeinen Anmerkungen über die Leben des Plutarchs, welche Kind ſeiner Ueberſetzung beygefügt hat.

(m) Suidas unter Κολωνος.

Eurysaces, und hies von dem Markte *Κολώνος ἀγοραιος*. Von diesem ist die Rede nicht, sondern von dem ausser der Stadt, welcher zum Unterschiede *Κολωνος ἱππιος* d. i. der Ritterhügel, so wie jenes der Markthügel genennet ward (n). Und zwar hatte er das Beywort *ἱππιος* von den darauf befindlichen Altären oder Tempeln des Neptunus *ἱππιου* und der Minerva *ἱππιας* (o). Aus der obigen Stelle des Cicero, und zwar aus den Worten: nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Colonus etc. ist nicht undeutlich zu schliessen, daß er zwischen der Akademie und der Stadt gelegen; denn das huc gehet hier auf die Akademie. Nun lag diese sechs Stadia von dem Thore, und der Kolonos mußte folglich noch näher liegen. Meursius braucht diesen Ort des Cicero auch sehr glücklich zur Verbesserung einer Stelle des Thucydides, wo gesagt wird, daß der Kolonos ohngefehr zehn Stadia von der Stadt liege: *σταδιους μαλιστα δεκα*; und er vermuthet, daß man anstatt *δεκα* lesen müsse *δ'*.

Diejenigen nun, die in der Nähe dieses *Κολωνος* wohnten, machten den Demos aus, der davon den Namen führte, und hießen *Κολωνιαται*. Niemand kann uns dieses besser sagen, als Sophokles selbst:

— — — Αἱ δε πλησιον γυαι
Τονδ' ἱπποτην Κολωνον ἐυχονται σφισιν
Αρχηγον ειναι, και φερουσι τουνομα
Το τουδε κοινον παντες ὠνομασμενον.

(n) Man sehe den Harpocration und Pollux, deren Stellen Meursius (Reliq. Att. cap. 6) anführt. Wie auch den Grammatiker, welcher den zweyten Inhalt des Oedipus auf Kolonos gemacht hat. *Ουτω κληθεντι*, sagt dieser von dem Kolonos, *επει και Ποσειδωνος ἐστιν ἱερον ἱππειον και Προμηθεως, και αὐτου οἱ ὑποσκοποι ἱσανται*. Der lateinische Uebersetzer macht in dieser Stelle einen sehr albernen Fehler. Er giebt sie nehmlich so: quoniam Neptuni Equestris ibi est sacellum et Promethei, quique *ejus mulorum* curam gerunt, ibi considunt. — *Ejus mulorum?* Was mögen das für geheiligte Maulesel gewesen seyn? Er hat das Adverbium *αὐτου* für den Genitivum des Pronominis angesehen. (S. die Ausgabe des Paul Stephanus. S. 484.)

(o) Warum aber jener eben hier als *ἱππιος* verehret wurde, war ohne Zweifel diese die Ursache; weil er

Ἱπποισιν τον ἀποζηρα χαλινον
Ἠρωταισιν ταις δ' ἐκτισε ἁρμαις.

(Sophokles in seinem Oedipus auf Kolonos, Zeile 745. 46.) Diese Stelle des Sophokles hat mit der bekannten streitigen Stelle des Virgils:

Tuque adeo, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti.

(Georg. lib. I. v. 12. 13.) sehr viel ähnliches. Virgil scheinet sie vor Augen gehabt zu haben; und ich muß mich wundern, daß sie keinem von seinen Auslegern beygefallen ist. Denn man kann *ποσταισιν* eben sowohl mit *ἁρμαις*, als mit *ἱππους* verbinden.

heißt es zu Anfange ſeines Oedipus auf Kolonos (p). Und der Scholiaſt ſetzet hinzu: *Το του Κολωνου ὀνομα κοινον φερουσι παντες, ὀνομαζομενοι Κολωνιαται δηλονοτι.* Mit der Ueberſetzung, welche Vitus Winſemius von dieſer Stelle macht, bin ich nichts weniger, als zufrieden:

— Et qui in vicinis compitis habitant agricolae
Hunc equestrem Colonum precantur sibi,
Praesidem esse, atque inde nomen
Commune habent, ac Coloniatae vocantur.

Equestrem Colonum precantur sibi praesidem esse, würde ohngefehr heiſſen: ſie verehren dieſen Kolonos als ihren Schutzgott. Welch ein Sinn! Ich würde *ευχομαι* durch das bloße profiteri, aufs höchſte durch gloriari geben; und *ἀρχηγον* wenigſtens durch generis auctorem ausdrücken. Denn weiter will Sophokles auch nichts ſagen, als daß die Landleute da herum ſich des Kolonos als ihres Stammorts rühmen, und den Namen der Koloniaten von ihm führen.

Wodurch aber dieſer Kolonos beſonders merkwürdig geworden, das waren die letzten Schickſale des Oedipus. Hier ließ ſich dieſer unglückliche Mann nieder, als ihn ſeine grauſamen Söhne aus ſeinem Reiche trieben; hier ſtarb er. Sophokles hat dieſen wunderbaren Tod zu dem Inhalte eines Trauerſpiels gemacht, *χαριζομενος οὐ μονον τῃ πατριδι αλλα καὶ τῳ ἑαυτου δημῳ*, ſagt der Scholiaſt. Und in der That hat ſchwerlich ein Dichter ſeinen Geburtsort glücklicher verewiget, als Er. Was ich ſonſt noch davon zu ſagen hätte, verſpare ich, bis ich auf das Stück ſelbſt komme, das zum Glücke eines von den übrig gebliebenen iſt.

So auſſer allen Zweifel es nun ſchon, durch dieſe Zeugniſſe und Umſtände, geſetzt zu ſeyn ſcheinet, daß Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate geweſen: ſo findet man doch eines Alten erwähnet, welcher anderer Meinung ſeyn wollen. Iſter nehmlich, wie der ungenannte Biograph anführet, hat vorgegeben, Sophokles ſey kein Athenienſer, ſondern ein Phliaſier. Aber da Iſter der einzige iſt, der dieſes geſagt hat, warum ſoll man ſich von ihm irre machen laſſen? Und ſo urtheilet der ungenannte Biograph ſelbſt: *Ἀπιστητεον δε καὶ τῳ Ἰστρῳ φασκοντι αὐτον οὐκ Ἀθηναιον,*

(p) Zeile 59 u. f.

ἀλλα Φλιασιον εἰναι· πλην γαρ Ἱστρου παρ' οὐδενι ἑτερῳ τουτ' ἐστιν ἑυρειν.

Meurſius hat, bey Gelegenheit dieſer Stelle des Biographs, einen Fehler begangen. In ſeinen Anmerkungen nehmlich über das Leben des Sophokles aus dem Suidas, gedenkt er unter dem Worte *Κολωνηθεν* dieſer Meinung des Iſter, und ſagt: Ister e populo Phliensi fuisse cum tradiderat. Nun iſt populus hier dem Meurſius ſoviel als *δημος*. Iſter aber hat dem Sophokles nicht bloß den Kolonisten, nicht bloß den populum, *δημον*, ſondern überhaupt den Athenienſer abſprechen wollen. Dieſes iſt aus dem Gegenſatze klar: *οὐκ Ἀθηναιον ἀλλα Φλιασιον*. Wäre unter *Φλιασιος* bloß der *δημος* zu verſtehen, ſo könnte er ja eben ſowohl ein Phliaſier und Athenienſer, als ein Kolonist und ein Athenienſer ſeyn. Eine dunkele Erinnerung, die dem Meurſius vielleicht beywohnte, daß es wirklich einen *δημον*, Namens *Φλυα*, gegeben, hat ihn ohne Zweifel zu dieſem Fehler verleitet. Allein des Unterſchieds in den Buchſtaben nicht zu gedenken, ſo heißt das Adjectivum von *Φλυα* nicht *Φλυασιος*, ſondern einer aus dieſem *δημῳ* heißt *Φλυευς*. Ich beruffe mich deswegen auf folgende Inſcription bey dem Spon(q):

ΣΕΛΕΥΚΟΣ
ΞΕΝΩΝΟΣ
ΦΛΥΕΥΣ

Φλιασιος hingegen iſt das Gentile von *Φλιους*. Phlius aber war eine Stadt in dem Peloponneſus, und zwar in Achaia, nicht weit von Sicyon (r). Aus dieſem Phlius alſo, und nicht aus Phlya, muß Iſter den Sophokles gebürtig geglaubt haben.

Strabo ſagt, das alte Phlius habe an dem Berge Köloſſa gelegen. Dieſes bringt mich auf eine Vermuthung. Sollte wohl Iſter anſtatt *Κολωνηθεν*, geleſen haben *Κοιλωσσηθεν*?

(C)

Sein Vater hieß Sophilus.) Man ſehe das Zeugniß des

(q) In den Excerptis ex Jacobi Sponii Itinerario, de Populis Atticis, welche des Meurſius Reliq. Atticis beygefügt ſind S. 39.

(r) Strabo, im achten Buche S. 586 nach der Ausgabe des Almeloveen. Stephanus Byzantinus: *ΦΛΙΟΥΣ, πολις Πελοποννησου — το ἐθνικον Φλιουντος, ἡ Φλιουσις — Πλεονασμῳ δε του α, Φλιασιος.* Für *πλεονασμῳ* lieſet Gronovius *μεταπλασμῳ*. (Variæ Lectiones in *Stephano* p. 26.)

Suidas unter (A). Dieſes beſtätiget der ungenannte Biograph: *υἱος δε Σοφίλου.* Und ein Ungenannter in der Anthologie (s):

Τον σε χοροις μελψαντα Σοφοκλεα παιδα Σοφιλου,
Τον τραγικης μουσης ἀξερα Κεκροπιον.

u. ſ. w. Clemens Alexandrinus (t) ſchreibt ihn Σοφιλλος. So auch Tzetzes (u). Diodorus Siculus hingegen ſchreibt ihn Θεοφιλος (x). Ich wollte darum aber nicht mit dem Meurſius ſagen: Ergo emendandus Diodorus Siculus. Denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Σοφιλος und Θεοφιλος im Grunde einerley Namen ſind, indem der doriſche Dialekt Σιος anſtatt Θεος ſagt. Daher es denn auch die lakoniſche Ausſprache war. Wenn die Athenienſerin *νη τω θεω* ſchwur, ſchwur die Spartanerin *ναι σιω.* Es war Ein Schwur; obgleich beide verſchiedne Gottheiten damit meinten (y).

Das war ſein Name; nun von ſeinem Stande. War Sophilus, der Vater unſers Dichters, einer von den vornehmern oder geringern Bürgern? Ariſtoxenus und Iſter haben das letztere behauptet; denn beyde haben ihn zu einem Handwerker, jener zu einem Zimmermanne oder Schmiede, und dieſer zu einem Schwerdfeger gemacht. Allein dem ungenannten Biograph kömmt dieſes unglaublich vor; und zwar aus zwey Gründen, davon einer von der Feldherrnſtelle, welche Sophokles nachher, zugleich mit den vornehmſten Männern des Staats bekleidet, und der andere von dem Stillſchweigen der Komödienſchreiber hergenommen iſt. Er wählet alſo den Mittelweg und ſagt, daß Sophilus vielleicht nur Knechte gehalten habe, die jene Handwerker treiben müſſen: *Υιος του Σοφιλου, ὁς ουτε (ὡς Αριστοξενος φησι) τεκτων, ἡ χαλκευς ἡν ουτε (ὡς Ισρος) μαχαιροποιος την ἐργασιαν. Τυχον δε ἐκεκτητο δουλους χαλκεας ἡ τεκτονας· ου γαρ ἐικος τον ἐκ τοιουτων γενομενον στρατηγιας ἀξιωθηναι συν Περικλει και Θουκυδιδῃ, τοις πρωτοις της πολεως· ἀλλ' ουδ' ἀν ὑπο των κωμῳδων ἀδηκτος ἀφειθῃ, των ουδε Θεμιστοκλεους ἀποσχομενων.*

(s) Libro III. cap. 25. ep. 42.
(t) In ſeiner Ermahnungsrede an die Griechen. S. 36 nach der Ausgabe des D. Heinſius.
(u) Chil. VI. 69.
(x) Bibl. Hist. lib. XIII. p. 222. edit. Rodom.
(y) S. die Lyſiſtrata des Ariſtophanes, Zeile 81 und 146, und was Biſetus über die erſtere anmerkt.

Den ersten Grund halte ich für den stärksten nicht. Ich werde in der Anmerkung (O) mehr davon sagen. Der zweyte aber dünkt mich desto wichtiger. Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Komödie eine unerschöpfliche Quelle von Spöttereyen. Wehe dem berühmten Manne, dem sie von dieser Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verschonen; wenn er sich um den Staat auch noch so verdient gemacht hätte. Themistokles, sagt der Biograph, erfuhr es. Und der gute Euripides! setze ich hinzu. Wie viel mußte er, wegen seiner Mutter Kleito, die eine Krauthöckerin (λαχανοπωλις) gewesen war, von dem Aristophanes leiden! Nun war zwar Aristophanes ein besonderer Feind des Euripides, dem er den Sophokles sehr weit vorzog. Aber würde er, dieser poetischen Gerechtigkeit wegen, einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Aristophanes nicht! Da kennt man die alte Komödie nicht! Als Sophokles in seinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Aristophanes vor! Ich rede in der Anmerkung (P) hiervon mehr. Und er sollte ihm seine geringe Herkunft geschenkt haben? Auch Kratinus, auch Eupolis, und wie sie alle heissen, sollten sie ihm geschenkt haben? Denn man muß annehmen, daß der Biograph, oder die Währmänner des Biographs, von der alten Komödie mehr gelesen hätten, als uns davon übrig geblieben ist.

Aber was soll ich zu dem Mittelwege sagen, den der Biograph hier nehmen will, „daß der Vater des Sophokles vielleicht nur Knechte gehalten, die jene Handwerker treiben müssen?“ Daß heißt viel zu viel einräumen. Denn derjenige Bürger zu Athen, welcher mit den Handthierungen seiner Knechte wucherte, war noch lange kein vornehmer Bürger; er gehörte aufs Höchste in die Klasse der Mittelbürger, των μετριων πολιτων. Ja der Sohn eines solchen Bürgers war noch immer den Spöttereyen der Komödienschreiber, über das mittelbare Gewerbe seines Vaters, ausgesetzt. Ich berufe mich dieserwegen auf das, was Plutarch (z) von dem Redner Isocrates sagt: Ἰσοκρατης Θεοδωρου μεν ην παις του Ἐρεχθιεως (aa) των μετριων πολιτων, ὑφαποντας αὐλοποιους κεκτημενου. — ὁθεν εις τους αὐλους

(z) In den Lebensbeschreibungen der zehn Redner, unter welchen das Leben des Isokrates das vierte ist.

(aa) Wie Reiske anstatt του ἀρχιτεκτονος mit vollkommenem Grunde liest.

κεκωμῳδηται ὑπο Ἀριστοφανους και Στρατιδος. Hier iſt ein Mann, welcher Flötenmacher in ſeinem Brode hält; aber eben darum gehörte dieſer Mann unter die Mittelbürger, und der Sohn bekam von dem Ariſtophanes und Stratis des Vaters Flöten fein zu hören.

Widerſpricht alſo die unterlaſſene Spötterey der Komödienſchreiber dem Ariſtoxenus und Iſter, ſo widerſpricht ſie auch der Vermuthung des Biographs, und Sophilus muß nothwendig einer von den Edeln der Stadt geweſen ſeyn, die reines Vermögen genug beſaſſen, entweder in die Klaſſe der Pentakoſiomedimnen, oder wenigſtens in die Klaſſe der Ritter zu gehören. Dieſer Behauptung kömmt das Zeugniß eines Alten, eines ſpätern Römers zwar, aber doch eines Mannes zu ſtatten, der mit der griechiſchen Litteratur genau bekannt war. Der ältere Plinius (bb) nehmlich nennet unſern Dichter ausdrücklich, principe loco genitum Athenis. Wird Plinius das aus ſeinem Kopfe geſagt haben? Wird er ſich nicht auf Zeugniſſe geſtützt haben, die wenigſtens den Zeugniſſen des Iſters und Ariſtoxenus die Wage gehalten?

Ich habe über dieſes eine Vermuthung, woraus das nachtheilige Vorgeben des Ariſtoxenus und Iſter entſtanden ſeyn kann, die hoffentlich keine von den unglücklichſten ſeyn wird. Auf dem zweyten Κολωνος, welcher zum Unterſchiede ἀγοραιος hieß, ließen ſich alle diejenigen treffen, welche für Lohn arbeiteten, und hießen von dieſem ihren Verſammlungsorte Κολωνιται (cc). Was iſt nun leichter zu vermengen als Κολωνιται und Κολωνιαται? Sophokles aber, und folglich auch ſein Vater, war ein Κολωνιατης. So fanden ihn Ariſtoxenus und Iſter genennet, und laſen es für Κολωνιτης, und machten ihn zu einem Manne, der für Lohn arbeitet. Meine Vermuthung wird dadurch beſtärkt, daß ſie weder untereinander, noch mit ſich ſelbſt einig ſind, welches Handwerk Sophilus eigentlich getrieben habe. Denn ein Κολωνατης konnte ein Zimmermann, ein Schmid, und ein Schwerdfeger ſeyn.

Will man mir über dieſes Κολωνιτης noch eine grammatikaliſche Grille erlauben? Ich halte die Sylbe ατης hier für etwas mehr, als für

(bb) Histor. Nat. lib. XXXVII. Sect. XI. §. 1. Edit Hard. Ich gedenke dieſer Stelle des Plinius unter (x) mit mehreren.

(cc) Suidas unter dieſem Worte: Οὑτως ὠνομαζον τους μισθωτους· ἐπειδη περι τον Κολωνον ἐιζηκεσαν, ὁς ἐστι πλησιον της ἀγορας. Suidas hat hier den Harpocration ausgeſchrieben, welcher die nehmlichen Worte aus einer Rede des Hyperides anführt.

die bloße Endung, welche verschiedene Gentilia bekommen. Ich halte sie für das Nennwort θης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Ὅτι ὁ παρ' ἄλλοις, merkt Photius aus den Chrestomathien des Helladius an (dd), μισθου δουλευων, θης καλειται, ἡ παρα το θειναι, ὁ δηλοι τὸ χερσιν ἐργαζεσθαι και ποιειν — ἡ κατα μεταθεσιν του τ ἐι ςτο θ· το χαρ πενεσθαι και τητασθαι του βιου, οἱον ςερεσθαι, ἀναγκαζει πολλους τα δουλων πραττειν. Nun weis ich zwar wohl, daß θης in der mehrern Zahl θητες hat, und daß es also, nach Verwandlung des θ in das vielleicht ursprüngliche τ, Κολωνιτητες heißen müßte, und nicht Κολωνιται; ich weis aber auch daß der gemeine Gebrauch, welcher die Abänderung der Wörter in seiner Gewalt hat, sich wenig um die Herleitung bekümmert. Das θειναι in der angeführten Stelle, ist unser thun.

(D)

In dem zweyten Jahre der ein und siebzigsten Olympias gebohren.) Der ungenannte Biograph: Γεννηθηναι δε αυτον φασιν ἑβδομηκοςῃ πρωτῃ ὀλυμπιαδι κατα το δευτερον ἐτος, ἐπι Αρχοντος Αθηνησι Φιλιππου. Mit ihm stimmet der Ungenannte, von welchem wir ein kurzes historisches Verzeichniß der Olympiaden (Ολυμπιαδων ἀναγραφην) haben (ee), auf das genaueste überein. Er schreibt unter dem zweyten Jahre. ΟΛ. ΟΑ. Φιλιππος. Σοφοκλης ὁ τραγωδοποιος ἐγεννηθη. Doch merkt eben dieser Ungenannte auch unter dem dritten Jahre der drey und siebzigsten Olympias an: Σοφοκλης ἐγεννηθη κατα τινας. Und unter diese einige gehöret Suidas, in dem Artikel von unserm Dichter: τεχθεις κατα την ογ' Ολυμπιαδα. Es wird aber aus andern Datis erhellen, daß man sich an diese einige nicht kehren dürfe, und daß die erstere Meinung allerdings den Vorzug verdiene.

Der ungenannte Biograph fährt fort: ἠν δε Αιρχυλου μεν νεωτερος ἐτη δεκαεπτα, Ευριπιδου δε παλαιοτερος ἐικοσιτεσσαρα. „Er war siebzehn Jahr jünger als Aeschylus und vier und

(dd) Diesen Auszug des Photius aus dem Helladius, hat Meursius übersetzt und mit Anmerkungen erläutert; und so ist er dem zehnten Bande des Gronovschen Thesaurus als ein besonderes Werk einverleibet worden.

(ee) Man findet dieses Ungenannten Ολυμπιαδων ἀναγραφην unter andern in der Janssonischen Ausgabe der Chronik des Eusebius von 1658. Seite 313 u. f. Die Critici pflegen sie unter dem Titel Anonymi Descript. Olympiad. anzuführen.

„zwanzig Jahr älter als Euripides.“ Dem zu Folge müßte Aeſchylus in dem erſten Jahre der ſieben und ſechzigſten, und Euripides in dem zweyten der ſieben und ſiebzigſten Olympias gebohren ſeyn. Doch beydes ſtreitet wider alle Zeugniſſe, die man von der Geburtszeit dieſer beiden Dichter hat, ſo verſchieden, ſie auch unter ſich ſelbſt ſeyn. Fabricius (ff) hat dieſes bereits angemerkt: Auctor vitae Sophoclis ait, Sophoclem Aeschylo juniorem annis XVIII. (man leſe XVII) seniorem Euripide annis XXIV. Pro quibus rationibus Aeschylus natus fuerit Olymp. LXVII. 1. Euripides Olymp. LXXVIII. (man leſe LXXVII.) quod utrumque aliorum scriptorum testimoniis refellitur. Nun iſt die wahrſcheinlichſte Meinung, daß Aeſchylus in der drey und ſechzigſten Olympias, und Euripides in dem erſten Jahre der fünf und ſiebzigſten gebohren worden. Wie alſo, wenn mein ungenannter Biograph geſchrieben hätte: ἦν δὲ Αισχύλου μεν νεωτερος ἐτη εἰκοσιτεσσάρα, Εὐριπιδου δε παλαιοτερος δεκαεπτα; „Er war vier und zwanzig Jahr jünger als Aeſchylus, und „ſiebzehn Jahr älter als Euripides?“ Würde er der Wahrheit nicht um ein großes näher kommen? Mich wundert, daß Fabricius auf dieſe Vermuthung nicht gefallen iſt.

Der Scholiaſt des Ariſtophanes, merkt bey der 75ten Zeile der Fröſche an: ἡν γαρ Σοφοκλης Αισχύλου μεν ἐτεσιν ἑπτα πρεσβυτερος, Εὐριπιδου δε κδ'. „Sophokles ſey ſieben Jahr jünger „als Aeſchylus und vier und zwanzig Jahr jünger als Euripides „geweſen.“ Nichts kann deutlicher in die Augen fallen, als daß der Scholiaſt von den Abſchreibern hier jämmerlich verſtümmelt worden. Was aber L. Küſter in ſeinen Noten darüber anmerkt, iſt nur zum Theil richtig: Loco huic pessimum vulnus negligentia librariorum inflictum est, qui proinde ut in integrum restituatur, pro ἐτεσιν ἑπτα scribendum est ἐτεσιν δεκαεπτα: et deinde post Εὐριπιδου δε, inserenda est vox πρεσβυτερος vel παλαιοτερος, quae non sine manifesto sensus detrimento hic omissa est. Absurdum enim est dicere, Sophoclem Aeschylo juniorem tantum fuisse septem annis, Euripide vero, viginti quatuor annis: cum Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse nemo ignoret. Contra Sophoclem Aeschylo juniorem fuisse septendecim annis, Euripide vero seniorem

(ff) Biblioth. Gr. lib. II. cap. 17. p. 619.

viginti quatuor annis, non solum evincunt rationes chronologicae, sed etiam expresse testatur Anonymus in vita Sophoclis etc. Und hierauf folgen die angeführten Worte des ungenannten Biographs. Allein was will Küster, wenn er sagt, es wisse jedermann, daß Euripides erst viele Jahre nach dem Aeschylus gelebt habe? Aeschylus ist, den Arundelschen Marmorn zu Folge, in dem ersten Jahre der achtzigsten Olympias gestorben. Und in der neun und siebzigsten, hatte sich Euripides bereits als einen tragischen Dichter bekannt gemacht. Man lasse aber den Aeschylus auch in der acht und siebzigsten gestorben seyn, so war Euripides doch damals schon geraume Zeit gebohren, und man kann auf keine Weise sagen: Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse. Sollen aber diese Worte nur bedeuten, Euripides überlebte den Aeschylus viele Jahre: so weis ich gar nicht, was wider den Scholiasten daraus folgt. Denn könnte, dem ohngeachtet, Aeschylus nicht später gebohren seyn als Euripides? Und bleibt er es nicht auch alsdenn noch, wenn man schon die sieben Jahre in siebzehn verwandelt hat? Kurz, das ist der rechte Weg gar nicht, die Verstümmelung des Scholiasten ins Licht zu setzen; sondern Küster hätte, gerade zu, sagen sollen: Es sey ausgemacht, daß Sophokles älter als Euripides gewesen. Er hätte sich, ohne Umschweif, auf das Zeugniß des A. Gellius (gg), oder wer ihm sonst beygefallen wäre, berufen müssen: und man würde es ihm ohne Umstände eingeräumet haben, daß πάλαιοτερος, oder ein ähnliches Wort fehle. Wenn er aber sagt, es erhelle aus chronologischen Berechnungen wirklich, daß Sophokles siebzehen Jahr jünger als Aeschylus, und vier und zwanzig Jahr älter als Euripides gewesen sey: so ist es gerade das Gegentheil von dem was Fabricius sagt. Er trauet dem ungenannten Biograph, ohne ihm nachzurechnen; der der Wahrheit doch sehr weit verfehlet, wenn man ihm durch meine vorgeschlagene Versetzung nicht einigermaßen zu Hülfe kommen will.

Meursius, in seinen Anmerkungen über den Artikel des Suidas, sagt: Alii Olympiade XCI anno 2. Sophoclem natum tradunt. Von diesen andern, welche vorgeben sollen, Sophokles wäre in dem zweyten Jahre der ein und neunzigsten Olympias gebohren, habe

(gg) *Noct. Att. libr. XVII. cap.* 21. Qui eo hoc tempore nobiles celebresque erant Sophocles ac *deinde* Euripides etc.

ich nie etwas gehört; auch wohl sonst niemand in der Welt. Es hat sich offenbar ein Druckfehler hier eingeschlichen; denn in der gleich darauf folgenden Stelle des Biographs lieset Meursius selbst: Ὀλυμπιαδι ἑβδομηκοστῃ πρωτῃ, und nicht ἐννενηκοστῃ πρώτῃ. Ich will hoffen, daß man in der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke des Meursius diesen Fehler bemerkt und verbessert hat. In dem Gronovschen Thesaurus, welchem die Schrift des Meursius doch nach einer vermehrten Handschrift des Verfassers einverleibet worden, ist er glücklich stehen geblieben.

(E)

Eine gute Erziehung — Die Tanzkunst und die Musik bey dem Lamprus — In dieser und im Ringen den Preis.) Der ungenannte Biograph: Καλως τε ἐπαιδευθη και ἐτραφη ἐν ἐυπορια — Διεπονηθη δε και ἐν πασι και περι παλαισραν και μουσικην, ἐξ ὧν ἀμφοτερων ἐξεφανωθη, ὡς φησιν Ιερος· ἐδιδαχθη δε την μουσικην παρα Λαμπιου. Und Athenäus (hh) sagt von ihm: ἡν και ὀρχησικην δεδιδαγμενος, και μουσικὴν ἔτι παις ὢν παρα Λαμπρῳ.

Die Erziehung der Griechen ist bekannt. Grammatik, Musik, Gymnastik: hierinn, und nach dieser Ordnung, wurden ihre Kinder unterrichtet. Die Theile der Gymnastik waren ὀρχησις und παλη, das Tanzen und das Ringen. Ich will aber das Wort Ringen hier in eben dem weitläuftigen Sinne genommen wissen, als das griechische παλη, unter welchem noch viel andere gymnastische Uebungen, als das eigentliche Ringen, verstanden wurden.

Den nun, bey welchem Sophokles die Musik lernte, nennet der ungenannte Biograph Lampias. Athenäus hingegen nennt seinen Lehrer in der Musik und Orchestik, das ist, demjenigen Theile der Gymnastik, welcher das Tanzen begreift, Lamprus. Sie meinen beide Einen Mann, dessen Name bey dem ersten nur verschrieben ist. — Und dieser Lamprus war der berühmteste Lehrer seiner Zeit. Cantare ad chordarum sonum, sagt Nepos von dem Epaminondas, doctus est a Dionysio, qui non minore fuit in musicis fama, quam Damon aut Lamprus.

Ich habe verschiedenes über diesen Mann anzumerken. Ich fange

(hh) Lib. I. p. 20. Edit. Casaub.

bey einem offenbaren Irrthume an, in welchem Fabricius seinetwegen gewesen ist. Nach ihm nehmlich soll eben dieser Lamprus nach den Sokrates in der Musik unterichtet haben. Musicam et saltandi artem a *Lampro edoctas* (ii), sagt er vom unserm Dichter, und setzt in der Note hinzu: eodem qui Socratem docuit. Und an einer andern Stelle (kk): Idem ni fallor Lamprus a quo Musicam edoctum se profitetur Socrates apud Platonem Menexeno. Und das soll Sokrates bey dem Plato selbst sagen? Fabricius kann diese Anführung unmöglich selbst nachgesehen haben. Denn Sokrates sagt es daselbst nicht nur nicht, sondern sagt sogar gerade das Gegentheil. Er unterhält sich mit dem Menexenus von der Lobrede, welche den im Treffen gebliebenen Athenienſern gehalten werden soll. Er sagt es sey dieses ein Stoff, der eben nicht viel Geschicklichkeit erfordere. Denn was für Schwierigkeiten könne es haben, Athenienſer in Athen zu loben? Ganz anders wäre es, wenn der Redner Athenienſer in Sparta, oder Spartaner in Athen loben müßte. Und also, fragt Menexenus den Sokrates, getraueſt du dich wohl, diese Rede selbst zu halten? Warum nicht? erwiedert Sokrates. *Καὶ ἐμοὶ μεν γε, ὦ Μενεξενε, οὐδεν θαυμαξων ὁιῳτ' ἐιναι ἐιπειν, ᾧ τυγχανει διδασκαλος οὐσα οὐ παυ φαυλὴ περι ῥητορικης, ἀλλ' ἠπερ καὶ ἀλλους πολλους καὶ ἀγαθους ἐποιησε ῥητορας, ἑνα δε καὶ διαφεροντα των Ἑλληνων, Περικλεα τον Ξανθιππου. ΜΕ. Τις ἀυτη; ἡ δηλονοτι Ασπασιαν λεγεις; ΣΩ. Λεγω γαρ· καὶ Κονυον γε τον Μητροβιου, οὐτοι γαρ μοι δυο ἐισι διδασκαλοι ὁ μεν μουσικῆς, ἡ δε ῥητορικης· οὐτω μεν οὐν τρεφομενον ἀνδρα οὐδεν θαυμαζον δεινον ἐιναι λεγειν, ἀλλα καὶ ὁσις ἐμου κακιον ἐπαιδευθη, μουσικην μεν ὑπο Λαμπρου παιδευθεις, ῥητορικην δε ὑπο Αντιφωντος του Ραμνουσιου, ὁμως κἀν οὐτος ὁιος τ' ἐιη Αθηναιους γε ἐν Αθηναιοις ἐπαινων ἐυδοκιμειν.* Ich, sagt er, der ich in der Beredsamkeit die Aſpaſia, und in der Musik den Konnus zum Lehrmeister habe, sollte nicht im Stande seyn, eine dergleichen Lobrede zu halten? Die könnte ja wohl einer halten, der einen schlechtern Unterricht genossen hätte, als ich; der die Musik von dem Lamprus, und die Beredsamkeit von dem Antiphon gelernet hätte. — Weit gefehlet also, daß Sokrates

(ii) Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. I.
(kk) Bibl. Gr. Lib. II. cap. 45. §. 86.

hier vorgeben sollte, die Musik von dem Lamprus gelernet zu haben; er ist vielmehr stolz darauf, daß er sie nicht von ihm gelernt hat, daß er sie von einem bessern Meister erst itzt lernet.

Was mag aber wohl den Fabricius zu diesem Irrthume verleitet haben? Ohne Zweifel eine Stelle des Sextus Empiricus, oder vielmehr eine vermeinte Verbesserung die Menage darinn machen will. Σοκρατης, erzehlet Sextus Empiricus (ll), καιπερ βαθυγηρως ἠδη γεγονως, οὐκ ᾐδειτο προς Λαμπωνα τον κιθαριςην φοιτων· και προς τον ἐπι τουτῳ ὀνειδισαντα λεγειν, ὁτι κρειττον ἐςιν ὀψιμαθη μαλλον, ἠ ἀμαθη διαβαλλεσθαι. Hier heißt der Citharist, von welchem sich Sokrates noch in seinem hohen Alter unterweisen lassen, Lampon, und Menage (mm) sagt: obiter moneo pro Λαμπωνα legendum omnino Λαμπρον. Aber warum denn? Um den Sextus Empiricus, statt eines kleinen Fehlers einen weit gröbern begehen zu lassen? Es ist wahr, des Sokrates Lehrer in der Musik hieß nicht Lampon, er hieß Konnus; Sextus irret sich in dem Namen. Aber er würde sich in mehr als in dem Namen geirret haben, wenn er Lamprus geschrieben hätte. Denn Lamprus konnte damals schwerlich mehr leben. Man überschlage es nur. Lamprus unterrichtete den Sophokles vor seinem sechzehnten Jahre, und der Lehrer konnte leicht zwanzig Jahr älter seyn, als der Schüler; Sokrates war beynahe dreyßig Jahr jünger als Sophokles, und lernte die Musik βαθυγηρως ἠδη γεγονως, als er schon sehr alt war. Nun lasse man ihn nur funfzig Jahr gewesen seyn, und rechne zusammen. Müßte nicht Lamprus beynahe ein Greis von hundert Jahren gewesen seyn, wenn er den Sokrates in diesem Alter noch hätte unterrichten können? Aus den Worten des Sokrates bey dem Plato, ist auch nichts weniger zu schließen, als daß Lamprus damals noch gelebt habe. Er spricht nicht von jungen Leuten, die noch itzt schlechter unterrichtet würden, als er; er redet von schon gebildeten Rednern, die schlechter unterrichtet worden.

Und hätte doch auch Muretus diese Umstände der Zeit ein wenig überlegt! Er würde unsern Lamprus schwerlich in einer Stelle des Aristoteles gefunden haben, in welcher nichts als die Buchstaben seines Namens, in der etymologischen Bedeutung desselben vorkommen. Man

(ll) Lib. VI. adversus Mathematicos.

(mm) In seinen Anmerkungen über den Diogenes Laertius Lib. II. Segm. 32.

höre ihn nur (nn). Aristoteles septimo Politicon, quorundam errorem notans, qui felicitatis causam non in virtute, sed in opibus ac copiis esse censent, ait perinde eos ridicule facere, ac si, quod musicus aliquis bene caneret, ejus rei causam non in artem, sed in lyram referrent. Id autem his verbis exprimit: *Διο και νομιζουσιν ἀνθρωποι της ευδαιμονιας αἰτια τα ἐκτος ειναι των ἀγαθων ὡσπερ ἐι του λιθαριζειν καμπρον και καλως ἀιτιωτο την λυραν μαλλον της τεχνης.* Quibus in verbis, ut illud praeteream, quod legi malim aut *ἀιτιωντο*, aut *ἐιτις του καθαριζειν*, aliud mihi multo gravius subesse mendum videtur. Neque enim *τον καθαριζειν λαμπρον και καλως*, sed *τον καθαριζειν Λαμπρον καλως* legendum puto. *Λαμπρος* enim veteris musicis proprium nomen fuit: quam boni nihil ad rem. Hoc enim tantum significat Aristoteles, *si Lamprus bene canat*, id non lyra sed artificio ipsius effici, et ridiculum fore, si quis id non artificio ipsius, sed lyrae tribuendum esse contendat. So sinnreich dieſe Veränderung iſt, ſo überflüßig iſt ſie auch. Denn warum ſoll hier *λαμπρον* der Name eines Muſikers ſeyn? Weil er es ſeyn kann? Weil auch alsdenn noch die Worte einen Sinn behalten? Iſt das Grundes genug? Hätte Muretus nicht vorher zeigen müſſen, daß *καθαριζειν λαμπρον και καλως*, keinen Sinn, oder wenigſtens keinen guten Sinn mache? Und konnte er das? Konnte ihm unbekannt ſeyn, daß *λαμπρος* auch von der Stimme, und folglich von den Tönen überhaupt geſagt werde? Freylich, wenn man *λαμπρον* hier bloß durch clare überſetzt, wie es ſo wohl P. Victorius, als Lambinus thut (oo), ſo ſcheinet *λαμπρον καθαριζειν* mehr ein Werk der Cither, als der Kunſt zu ſeyn. Allein es heißt hier das, was wir im Deutſchen durch rein ausdrücken; und *λαμπρον καθαριζειν* in dieſem Sinne, rein ſpielen, iſt nicht dem Inſtrumente, ſondern der kunſtmäßigen Stimmung und der Geſchicklichkeit des Griffs beyzumeſſen. Doch das alles iſt mein Hauptein wurf noch nicht. Sondern dieſer, wie geſagt, iſt aus der Zeitrechnung hergenommen. Wenn es wirklich bey dem Ariſtoteles *τον καθαριζειν Λαμπρον καλως* hieße: würde man nicht annehmen müſſen, daß Lamprus

(nn) Var. Lect. lib. IX. cap. 5.

(oo) Und wie es Muretus ſelbſt in der ſeinen Lect. var. angehängten interpretatione græcor. locorum thut.

damals noch gelebt habe? Denn nur einem noch lebenden und in der Blüthe ſeines Ruffes ſtehenden Künſtler, pfleget man ein dergleichen Compliment im Vorbeygehen zu machen. Iſt es aber möglich, daß Lamprus zu der Zeit noch leben konnte, als Ariſtoteles ſchrieb? Er müßte weit über hundert Jahr geworden ſeyn, wenn er nur da noch gelebt hätte, als Ariſtoteles geböhren ward. Wie wäre dieſer auf einen Mann gefallen, den er nie gekannt, nie gehöret hatte?

Das waren alſo zwey Stellen, in die man den Lamprus mehr hineingelegt, als ihn darinn gefunden hat. Hier ſind zwey andre in welchen er wirklich iſt. Sie ſind beyde aus dem Athenäus. Die eine ſtehet gegen das Ende des eilften Buchs, wo von den Anzüglichkeiten und Verleumdungen, deren ſich Plato ſchuldig gemacht habe, die Rede iſt. Und da wird denn auch der obigen Stelle des Weltweiſen gedacht, wo er des Lamprus auf eine nicht vortheilhafte Art erwehnet: *Ἐν δὲ τῷ Μενεξένῳ οὐ μόνον Ἱππίας ὁ Ἠλειος χλευαζεται, ἀλλα καὶ ὁ Ῥαμνουσιος Αντιφων, καὶ ὁ μουσικος Λαμπρος.* Allein *Λαμβρος χλευαζεται;* das heißt die Sache ein wenig übertreiben. Plato ſpottet des Lamprus ja eben nicht. Denn ſpottet man denn gleich eines Künſtlers, wenn man ſagt, daß ein anderer über ihn iſt?

Aus der zweyten Stelle des Athenäus (pp) erſiehet man, daß Lamprus ſich des Weins enthalten hat, und ein Waſſertrinker geweſen iſt. Desgleichen, daß der Komödienſchreiber Phrynichus ihn in einem ſeiner Stücke angeſtochen habe, wo er die Kibitze ſeinen Tod beklagen laſſen: *Υδροποτης δε ἦν καὶ Λαμβρος ὁ μουσικος, περι οὗ Φρυνιχος φησι λαρους θρηνειν, ἐν οἱσι Λαμπρος ἐναπεθνησκεν ἀνθρωπος ὑδατοποτας, μινυρος ὑπερσοφιης, μουσων σκελετος, ἀηδονων ἠπιαλος, ὑμνος ᾄδου.* Wenn ich dieſe Stelle recht verſtehe, ſo hat das Stück ſelbſt, in welchem Phrynichus den Lamprus durchgezogen, *λαροι*, die Kibitze geheiſſen. Ich ziehe nehmlich *ἐν οἱσι* auf *λαρους*, und die folgenden Worte ſind mir der Threnus (oder ein Stück wenigſtens davon), den der Dichter die Kibitze über den Tod des Muſikus ſingen laſſen. Und das ohne Zweifel in einem Theile des Chorus, welchen die Kibitze gemacht. Denn die Worte ſelbſt ſcheinen mir zerriſſene anapäſtiſche Zeilen zu ſeyn, die ich einem andern in Ordnung zu bringen überlaſſen will. Ich weis zwar wohl daß weder

(pp) Lib. II. p. m.

Dalechampius in seiner Uebersetzung, noch Casaubonus in seinen vortrefflichen Anmerkungen über den Athenäus, hier den Titel einer Komödie des Phrynichus wahrgenommen zu haben scheinen. Ich weis auch, daß unter den Stücken welche Suidas (qq) diesem Dichter zueignet, sich keines dieses Namens befindet; daß auch Meursius (rr), welcher doch alle von dem Suidas benannte Stücke da oder dort angeführet gefunden, keine λαπρους aufgetrieben hat. Aber dem ohngeachtet kann ich Recht haben; denn, wie gesagt, ich wüßte nicht, auf was ἐν ὁισι anders gehen könnte, als auf λαπρους. Die Zunamen übrigens, die Phrynichus hier unserm Lamprus giebt, scheinen, ausser von seinem Wassertrinken, von seinem Alter und seinen allzutraurigen Melodieen hergenommen zu seyn. Er heißt, der klägliche Virtuose, das Gerippe der Musen, das Fieber der Nachtigallen, das Klageliet der Hölle; denn auch diese Bedeutung, wie bekannt, hat ὑμνος. Wenn aber Muretus, an dem angezogenen Orte, sagt: Hunc Lamprum Athenaeus, *non sane ex consuetudine musicorum*, abstemium fuisse ait, etc. so hat Muretus die Zeiten schändlich verwechselt. Ein alter Citharist war mehr ein Lehrer der Mäßigkeit und Tugend, als der Tonkunst. Οι τ' ἀν κιθαριζαι, ἑτερα τοιαυτα, σωφροσυνης τε ἐπιμελουντα, καὶ ὁπως, ἀν οἱ νεοι μηδεν κακουργωσι, sagt Plato (ss).

Diesen zwey Stellen aus dem Athenäus könnte ich eine dritte aus dem Plutarch (tt) beyfügen, wo eines lyrischen Dichters, Namens Lamprus gedacht wird; und wer die genaue Verbindung erwägt, in welcher zu den damaligen Zeiten die Poesie mit der Dichtkunst stand, wird sich nicht lange bedenken, ihn für unsern Lamprus zu halten. Seine Lieder stehen da mit den Liedern des Pindars, des Pratinas, καὶ των λοιπων ὁσοι των λυρικων ἀνδρες ἐγενοντο ποιηται κρουματων ἀγαθοι, in einer Reihe.

(qq) Φρυνιχος, Ἀθηναιος, Κωμικος των ἐπιδευτερων της ἀρχαιας κωμῳδιας. — Δραματα δε ἀυτου ἐξι ταυτα· Ἐφιαλτης, Κυκνος, Κρονος, Κωμαζαι, Σατυροι, Τραγῳδοι, ἡ Ἀπελευθεροι, Μονοτροπος, Μουσαι, Μυζης, Ποαζριαι. Die Worte des Suidas, δραματα δε ἀυτου ἐξι ταυτα, folgende Stücke sind von ihm, wollen aber eben nicht sagen, daß er sonst keine gemacht habe. Und wenn sie es auch sagten, so hat Suidas in ähnlichen Fällen schon mehr als einmal geirret. Von dem Eupolis z. E. sagt er: ἐδιδαξε δραματα ιζ'. Und Meursius hat deren doch mehr als zwanzig angeführt gefunden.

(rr) Bibl. Attica Lib. V.

(ss) Im Protagoras.

(tt) In seiner Abhandlung von der Musik.

(F)

Um die Tropäen, nach dem Salaminiſchen Siege. — Nach einigen, nacket und geſalbt; nach andern, bekleidet.) Der ungenannte Biograph: *Μετα την εν Σαλαμινι ναυμαχιαν Αθηναιων περι τροπαιον οντων, μετα λυρας γυμνος ἀληλιμμενος τοις παιζουσιν των επινικιων ἐξηρχε.* Und Athenäus (uu): *Σοφοκλης δε προς τῳ καλος γεγενησθαι την ὡραν, ἡν και ὀρχησιμην δεδιδαγμενος και μουσικην ἐτι παις ὡν παρα Λαμπρῳ, μετα γουν την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν περι τροπαιον γυμνος ἀληλιμμενος ἐχορευσε μετα λυρας· οι δε ἐν ἱματιῳ φασι.*

Und damals, ſage ich, war Sophokles noch nicht ſechzehn Jahr. Denn es war das erſte Jahr der fünf und ſiebzigſten Olympias, als Xerxes der griechiſchen Freyheit den Untergang drohte. Die Athenienſer wollten dem Rathe des Themiſtokles, die Stadt zu verlaſſen, und ihr Glück zur See zu wagen, lange nicht folgen. Endlich, als Leonidas und ſeine Spartaner bey Thermopylä ihr Leben vergebens aufgeopfert hatten, als Phocis von den Feinden überſchwemmet und verheeret war, als ſie ihm ihr Attica von ihren Bundesgenoſſen, die ſich nach Peloponneſus zogen, Preiß gegeben ſahen, zwang ſie die äuſſerſte Noth zu dem Entſchluſſe: *την μεν πολιν παρακαταθεσθαι τῃ Αθηνᾳ τῃ Αθηναιων μεδεουσῃ, τους δ' ἐν ἡλικιᾳ παντας ἐμβαινειν ἐις τας τριηρεις, παιδας δε και γυναικας και ἀνδραποδα σωζειν ἑκαστον ὡς δυνατον.* Xylander und Kind überſetzen in dieſer Stelle des Plutarchs (xx), *τους ἐν ἡλικιᾳ* nicht zum beſten durch juventus, junge Mannſchaft. Denn es iſt hier *στρατευσιμος, μαχιμος ἡλικια*, nicht die Jugend, ſondern das zu Kriegesdienſten fähige Alter zu verſtehen, welches über das ſechzigſte Jahr reichte. Seinen Anfang aber nahm es von dem achtzehnten, oder eigentlich von dem zwanzigſten Jahre. Denn ob ſie ſchon von dem achtzehnten Jahre an dienen mußten, ſo wurden ſie doch nicht gegen den Feind, ſondern nur zur Bewachung der Stadt gebraucht, und hießen *περιπολοι* (yy).

(uu) Lib. I. p. m. 20.
(xx) Im Leben des Themiſtokles.
(yy) Pollux lib. VIII. cap. 9. §. 105.

In dem zwanzigſten legten ſie erſt den Eid ab, *ὑπερμαχειν ἀχρι θανατου. της θρεψαμενης.*

Unter dieſer ſtreitbaren Mannſchaft konnte unſer Sophokles alſo noch nicht ſeyn, ſondern er gehörte unter die Kinder, die die Väter, ſo gut wie ſie konnten, in Sicherheit mußten bringen laſſen. Aber gleichwohl iſt er auf Salamis; und tanzet da um die Tropäen. Sollte man ihn itzt nicht eher in Troezene ſuchen, wohin die meiſten Athenienſer ihre wehrloſe Familie ſchickten? *Οἱ πλειστοι των Ἀθηναιων*, fährt Plutarch fort, *ὑπεξεθεντο γονεας και γυναικας εἰς Τροιζηνα, φιλοτιμως πανυ των Τροιζηνιων ὑποδεχομενων· και γαρ τρεφειν ἐψηφισαντο δημοσιᾳ, δυο ὀβολους ἑκαστῳ διδοντες, και της ὀπωρας λαμβανειν τους παιδας ἐξεναι πανταχοθεν, ἐτι δ' ὑπερ αὐτων διδασκαλοις τελειν μισθους.* Doch Herodotus ſagt es ausdrücklicher, daß Troezene nicht der einzige ſolche Zufluchtsort geweſen ſey, ſondern daß einige ihre Kinder auf Aegina, einige auch auf Salamis geſchickt hätten (zz): *Ἐνθαυτα οἱ μεν πλειστοι εἰς Τροιζηνα ἀπεστειλαν (τα τεκνα και τους οἰκετας), οἱ δε εἰς Αἰγιναν, οἱ δε ἐς Σαλαμινα.* Der junge Sophokles war folglich nach dieſem letztern Orte in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragiſchen Muſe, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation zu verſammeln beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſiegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Inſel gebohren.

Ich hätte vor allen Dingen anmerken ſollen, daß die vorzügliche Schönheit des Sophokles, ihn der Ehre würdig machte, der Anführer bey einer ſo glorreichen Feyerlichkeit zu ſeyn: *προς το καλος γενεσθαι την ὡραν*, ſagt Athenäus. — Und dieſes iſt das erſte Datum, aus welchem es wahrſcheinlicher wird, daß unſer Dichter in dem zweyten Jahre der ein und ſiebzigſten, als in dem dritten der drey und ſiebzigſten Olympias gebohren worden. Als ein Kind von ſechs Jahren würde er vielleicht zu Troezene Obſt genaſcht, nicht aber auf Salamis um die Tropäen getanzt haben.

(G)

Aeſchylus des Sophokles Lehrer in der tragiſchen Dichtkunſt — Zweifel dawider.) Der ungenannte Biograph iſt der

(zz) Herod. libr. VIII. p. 541. Edit. Henr. Stephani.

einzige, der dieſes ſagt: *Παρ' Αισχυλῳ την Τραγῳδιαν ἐμαθεν.* Ich werde alſo um ſo viel eher daran zweifeln dürfen. Und das aus folgenden Gründen. Ich will nicht unterſuchen, wie viel man überhaupt von der dramatiſchen Dichtkunſt einen lehren kann; ob es ſich viel weiter als auf gewiſſe mechaniſche Kleinigkeiten erſtreckt, die man durch die Intuition eines Muſters weit geſchwinder und beſſer, als durch die allgemeinen Regeln eines Lehrers begreift. Ich will nicht fragen, wie viel es dergleichen allgemeine Regeln zu den Zeiten des Aeſchylus geben konnte, da noch ſo wenig gute Stücke vorhanden waren, aus welchen man ſie hätte abziehen können? Ich will auch nicht fragen: konnte Aeſchylus etwas lehren, was er ſelbſt nicht gelernt hatte? Nach dem eigenen Bekenntniſſe dieſes Dichters war ſein Talent zur Trägödie, mehr ein ihm von dem Bacchus übernatürlicher Weiſe geſchenktes, als erworbenes Talent. *Ἐφη δὲ Αισχυλος μειρακιον ὀν καθευδειν ἐν ἀγρῳ φυλασσων ταφυλας, και ὁι Διονυσον ἐπιστάντα κελευσαι τραγῳδιαν ποιειν· ὡς δε ἠν ἡμερα, πειρᾶσθαι γαρ ἐθελειν, ῥᾳστα ἠδη πειρωμενος ποιειν*, erzehlet (aaa) Pauſanias. Man laſſe das Wunderbare von dieſer Erzehlung weg, und es bleibt doch immer noch ſo viel übrig, daß Aeſchylus die tragiſche Dichtkunſt nicht ſtudiret, ſondern ſich durch einen gewaltigen, und gleichſam unwillkührlichen Trieb ſeines Genies damit abgegeben hat. Und dem ohngeachtet würde er ſie allerdings auch andere haben lehren können, wenn er wenigſtens nachher darüber nachgedacht, und ſeine natürliche Fähigkeit in Wiſſenſchaft verwandelt hätte. Allein dieſes unterblieb; wovon uns unter andern ein Vorwurf überzeugt, den Sophokles ſelbſt dem Aeſchylus gemacht hat. *Σοφοκλης*, heißt es bey dem Atheneäus (bbb), *ὠνειδιζεν αὐτῳ ὁτι ἐι και τα δεοντα ποιει, ἀλλ' οὐκ εἰδως γε.* „Was Aeſchylus „mache, gerathe ihm zwar, ſey zwar gut; allein er wiſſe ſelbſt nicht warum „es ihm gerathe, warum es gut ſey.“ Wußte er es nicht, wie konnte er es einem andern beybringen? Wußte Sophokles, daß er es nicht wußte, wie konnte er es von ihm zu lernen hoffen?

Zwar wird man ſagen: Sophokles machte dieſe Erfahrung zu ſpät, und es iſt einmal eingeführt, daß auch derjenige unſer Lehrmeiſter heiſſen muß, von dem wir nichts gelernet haben, wenn wir nur etwas von ihm

(aaa) Lib. I. Ed. Kuhn. p. 48
(bbb) Lib. I. p. [illegible].

haben lernen wollen. — Nun gut, ſo mögen alle die Zweifel die ich von der Unfähigkeit des Aeſchylus, ein Lehrer in ſeiner Kunſt zu ſeyn, hergenommen habe, nichts gelten; und ich verſpreche in der Anmerkung (I) einen andern, hiſtoriſchen Beweis zu führen.

(H)

Nach einer Stelle des Plutarchs.) Dieſe Stelle findet ſich in der Unterſuchung des Plutarchs, *πως ἂν τις αἰσθοιτο· ἑαυτου προκοπτοντος ἐπ' ἀρετη;* woraus man ſeinen Wachsthum in der Tugend ſchließen könne? Und da iſt ihm keines von den geringſten Merkmalen *ἡ περι τους λογους μεταβολη*, die Veränderung des Geſchmacks an den verſchiednen Theilen der Weltweisheit. Angehende Philoſophen, ſagt er, beſchäftigen ſich meiſtentheils mit denjenigen Theilen, die ſie in Ruf und Anſehen bringen können. Einige verſteigen ſich in die glänzenden Höhen der Phyſik; andere verlieren ſich in dunkele Zänkereyen; die meiſten ſtürzen ſich in die Spitzfindigkeiten der Dialektik. Nur die beſten von ihnen kommen endlich, bey reifferm und geſundern Urtheile, auf das, was die Seele wirklich gut und groß macht, und weihen ſich denjenigen Theilen der Weltweisheit, deren Fußſtapfen, mit dem Aeſopus zu reden, mehr hineinwerts als hinauswerts gehen. Nun fährt Plutarch fort: *Ωσπερ γαρ ὁ Σοφοκλης ἐλεγε, τον Αἰσχυλου διαπεπαιχως ὀγκον, ειτα το πικρον και κατατεχνον της αὐτου κατασκευης, τριτον ἠδη το της λεξεως μεταβαλλειν ειδος, ὁπερ ἐξιν ἠθικωτατον και βελτιζον· οὑτως οι φιλοσοφουντες, ὁταν ἐκ των παιγνιωδων και κατατεχνων, εις τον ἁπτομενον ἠθους και καθους λογον μεταβωσιν, ἀρχονται την ἀληθη προκοπην και ἀτυφων προκοπτειν* (ccc). Der wahre Sinn dieſer Stelle iſt ſo leicht nicht. Xylander hatte ſie anfangs ſo überſetzt: Sophocles aiebat se primo fastum Aeschyli accidisse (ddd), deinde apparatum nimis densum atque artificiosum, postremo etiam dictionis formam mutasse, quae pars maxime ad mores pertinet et

(ccc) Dieſe Stelle war dazu verſehen, falſch citiret zu werden. Fabricius (Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.) citiret ſie: Plutarchus de defectu in virtute. Ein ſolches Buch des Plutarchs giebt es gar nicht. Und Heinrich Stephanus in ſeinem Thesauro linguae graecae, führet unter *κατατεχνος* verſchiedene Worte und Zeilen daraus an, als ob ſie in dem Buche de discern. adul. ab amico ſtünden.

(ddd) Was accidisse hier heißen könne, begreiffe ich gar nicht. Es hat ohne Zweifel irrisisse, oder dergleichen, heißen ſollen. Ich bediene mich der Frankfurtſchen Ausgabe von 1620.

est potissima: ita philosophantes, cum a compositis ad ostentationem et artificio nimio elaboratis orationibus, ad orationem animi motus placidos gravesque attingentem transiverint, vere incipiunt fastu repudiato proficere. Ich will dieſe Ueberſetzung nicht kritiſiren. Xylander hat es in ſeinen Anmerkungen ſelbſt gethan, und die Worte, welche den Sophokles angehen, folgendergeſtalt verbeſſert: Sophocles ajebat, se primum animi ludique gratia grandiloquentiam Aeschyli imitatum: deinde ejus in apparatu condensationem atque artificii industriam: tertio demum nunc loco ad id dictionis genus se transtulisse, quod ad formandos mores aptissimum, eaque de causa esset optimum. Doch auch mit dieſer Verbeſſerung kann ich nicht zufrieden ſeyn. Der Sinn des Plutarchs iſt weder genau, noch deutlich genug ausgedrückt. Die Worte Σοφοκλης τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον ſagen bloß, daß Sophokles den Schwulſt des Aeſchylus verlacht habe, und es iſt ein eigenmächtiger Zuſatz des Xylanders, daß dieſes durch eine burleske Nachahmung, durch eine Parodie, geſchehen ſey. Wenn Sophokles ein Komödienſchreiber geweſen wäre, ſo würde mir dieſer Zuſatz weniger mißfallen. Denn von den komiſchen Dichtern iſt es bekannt, daß ſie auch damals ſchon die hochtrabenden Stellen ihrer tragiſchen Brüder, gern parodirten und dadurch lächerlich machten. Allein wo hätte das Sophokles thun können? In ſeinen eigenen Tragödien? So hätte er ſich ſelbſt den größten Schaden gethan. Und das Wort κατασκευη. Mit dieſem hat ſich Xylander ſehr geirret. Er giebt es durch apparatus. Gut; aber was für ein apparatus? Aus einer Verbeſſerung, die er in dem Texte macht, erhellet deutlich, daß er die κατασκευην der Rhetorick, die Ausſchmückung der Rede durch Figuren und Tropen, verſtanden hat. Anſtatt το πικρον της ἀυτου κατασκευης, lieſet er nehmlich το πυκνον; und überſetzt es durch apparatum nimis densum, anſtatt es durch nimis amarum zu überſetzen. Denn freylich konnte ihm eine herbe, bittere Ausſchmückung in dieſem Verſtande, nicht den beſten Sinn zu machen ſcheinen, wohl aber eine allzugedrungene, überhäufte Ausſchmückung. Allein wenn dieſes die richtige Bedeutung des Wortes κατασκευη wäre, würde nicht alsdenn dieſe zu überhäufte, zu gekünſtelte Ausſchmückung (το πυκνον και κατατεχνον της κατασκευης,) mit dem, was Plutarch die Schwulſt des Aeſchylus (του Αισχυλου ὀγκου) nennet, ziemlich auf eines

hinauslauffen? Denn was macht einen Dichter anders ſchwülſtig, als die allzuhäuffige, allzugeſuchte Anwendung der kühnſten Tropen? Und doch will Plutarch ausdrücklich beides unterſchieden wiſſen: διαπεπαιχως ὑγκον — ἑιτα — τριτον.

Warum halte ich mich auf? Kurz; es iſt hier nicht die κατασκευη der Rhetorik, ſondern die κατασκευη der Schauſpielkunſt, die theatraliſche Auszierung zu verſtehen. Σκευη, κατασκευη, σκευοποιϊα, σκευοποιηματα, dieſe Wörter begreiffen alles, was zur Vorſtellung eines dramatiſchen Stücks erfordert wird; Auszierungen der Bühne, Kleider, Larven, Maſchinen. Nun iſt es von dem Aeſchylus bekannt (eee), σκευοποιϊας ἡψατο, ἐκασμενης προις των ἡρώων ἐιδεσιν. Er war: wie Horaz ſagt:

— — personae pallaeque repertor honestae,
— — et modicis instravit pulpita tignis
Et docuit — — niti — cothurno.

Es iſt aber auch nicht weniger von ihm bekannt, daß er in der Auszierung ſeiner Bühne und ſeiner Perſonen, ſehr weit ging, und das Schreckliche darinn nicht ſelten übertrieb. Man erinnere ſich ſeiner Eumeniden; welche grauſame Wirkung der ungewohnte Anblick dieſer rächeriſchen Gottheiten, die Aeſchylus zu allererſt im Schlangenhaare aufführte, auf die Zuſchauer hatte! Und was ſahe man nicht ſonſt alles auf ſeiner Bühne.

Aigles, Vautours, Serpens, Grifons,
Hippocentaures et Typhons,
Des Taureaux furieux, dont la gueule béante
Eut transi de frayeurs le grand cheval d'Atlante;
Un char, que des Dragons etincelans d'eclairs
Promenoient en sifflant par le vuide des airs;
Demorgogon encore à la triste figure,
Et l'Horreur et la Mort s'y voyoient en peinture (fff).

Dieſes übertriebene Schreckliche alſo, welches Aeſchylus nicht blos in ſeinen Verſen ſchilderte, ſondern wirklich durch alle Künſte der Skevopöie ſichtbar machte, dieſes iſt es, was Plutarch τὸ πικρον και κατατεχνον

(eee) Philostratus de vita Apollonii Tyanei lib. VI. Cap. 6.
(fff) Tanaquill Faber in ſeinen franzöſiſchen Lebensbeſchreibungen der griechiſchen Dichter.

της αὐτου κατασκευης nennet. Denn der höchſte Grad des Schrecklichen wird wirklich in der Nachahmung widerwärtig, πικρος. Iſt es noch nöthig, dieſes Wort in πυκνος zu verwandeln?

Nach dieſer Erklärung betrachte man nunmehr die Stelle des Plutarchs, und ſie iſt ungleich heller. Indem Aeſchylus den Ausdruck der Tragödie ſo viel als möglich erhaben zu machen ſuchte, verfiel er ſich oft in das Schwülſtige; und dieſes war die erſte Uebertreibung, die Sophokles vermied. Indem Aeſchylus gern ſo ſchrecklich als möglich ſeyn wollte, ließ er ſich oft verleiten, ſeine Zuflucht zu wunderbaren Maſchinen und ungeheuren Verkleidungen zu nehmen, die aber mehr Abſcheu als Schrecken erregten; und dieſes war der zweyte Fehler, in welchen ſich Sophokles nicht reiſſen ließ. Er iſt erhaben, ohne ſchwülſtig zu ſeyn; er iſt ſchrecklich, ohne das Schreckliche einer widrigen Skevopöie zu danken zu haben. Das alles paßt vollkommen. Und doch ſage ich, daß ich dieſes Verhältniß des Sophokles zum Aeſchylus nicht ſo wohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarchs, als aus der Vergleichung ihrer Stücke gezogen habe? Warum das?

Einer Beſorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wiſſen, daß Ihm ſein Gedächtniß mehr als einen übeln Streich geſpielet hat. Wie wenn es ihm auch hier nicht treu genug geweſen wäre? Wie wenn er das, was er von dem Sophokles ſagt, von dem Euripides hätte ſagen ſollen? Ich will die Gründe dieſer meiner Beſorgniß vorlegen. — Σοφοκλης ελεγε, ſchreibt Plutarch; „Sophokles hat geſagt.“ Wo hat er es geſagt? Hat er es in einem von ſeinen Werken geſagt? Und welches iſt das Werk, wo er dieſes nicht eben allzubeſcheidene Bekenntniß hätte thun können? Es müßte nothwendig das Buch geweſen ſeyn, welches er über den Chorus geſchrieben hat, und deſſen ich in der Anmerkung (LL) gedenken werde. War es hier, wo es ſo mancherley an dem Aeſchylus auszuſetzen hatte, wie iſt ſein obiger Ausſpruch von dieſem ſeinem Vorgänger, ὁτι τα δεοντα ποιει (ggg), damit zu vergleichen? Wie iſt die Hochachtung überhaupt damit zu vergleichen, die er beſtändig gegen dieſen Vater der Tragödie gehabt hat? Hätte er ſich ſelbſt geſchmeichelt, ſo vieles nach dem Aeſchylus in der tragiſchen Dichtkunſt verbeſſert zu haben, würde er nicht geneigt geweſen ſeyn, ſich weit über ihn zu ſetzen? Als er aber, nach der Erdichtung des

(ggg) Bey dem Athenäus. Man ſehe die vorhergehende Anmerkung (LL) Seite 297.

Aristophanes, in das Reich der Schatten kam, wo Aeschylus den tragischen Thron besaß, wie bezeigte er sich gegen ihn?

— — — *Εκυσε μεν Αισχυλον,*
Οτε δη κατηλθε, κἀνεβαλε την δεξιαν·
Κἀκεινος ὑπεχωρησεν αυτῳ του θρονου (hhh).

Er küßte ihn; er ließ ihm die rechte Hand; er begab sich des Thrones völlig. Man sage nicht: das ist die Erdichtung eines Komödienschreibers. Dieser Komödienschreiber konnte von den wahren Gesinnungen des Sophokles gar wohl unterrichtet seyn, und durfte itzt seine Erdichtungen nicht anders, als ihnen gemäß einrichten. — Aber dieß alles sind die geringste Gründe meines Verdachts. Die wichtigsten sind diese; Anfangs, daß die zwey ersten Punkte, in welchen Sophokles, dem Plutarch zufolge, von dem Aeschylus abgegangen ist, sich nicht bloß eben so wohl, sondern ungleich richtiger von dem Euripides als von dem Sophokles sagen lassen; und hernach, daß der dritte Punkt, den sich noch gar nicht berührt habe, sich fast nur von dem Euripides, und von dem Sophokles gar nicht sagen läßt.

Es ist wahr, Sophokles hat sich der Schwulst des Aeschylus nicht schuldig gemacht; aber Euripides noch weniger. Der Ausdruck des Sophokles blieb noch immer stark und erhaben; da sich Euripides hingegen so weit von dem Aeschylus entfernte, daß er nicht selten gemein und schwatzhaft ward. So lautete das allgemeine Urtheil der Alten, wovon Aristides für mich die Gewähr leisten mag. *Ορω δε τοι και περι την τραγῳδιαν,* sagt er in seiner zweyten antiplatonischen Rede (iii), *Αισχυλον μεν αἰτιαν οὐ σχουτα ὡς εισαγαγοι λαλιαν· οὐδε τον ἡδιστον ειπειν Σοφοκλεα, οὐδαμου ταυτ᾽ ακουσαντα, ὡς επηρεν Αθηναιους λαλειν, ὁτε ὄιμαι της σεμνοτητος, ὡς οἱον τε μαλιστα, ἀντειχοντο, και κρειττονᾳ. ἡ κατα τους πολλους τα ἠθη παρειχοντο. Ευριπιδην δε λαλειν· αὐτους ἐθισαι καταιτιαθεντα, ἀφελειν τι δοξαντα του βαρους και των καιρων.* Es ist ferner wahr, Sophokles hat sich der fürchterlichen Verkleidungen, der wunderbaren Maschinen, weniger und bescheidner bedienet, als Aeschylus. Er hat sich aber doch sonst der Skevopöie sehr beflissen, und wie man in der Anmerkung (N) sehen wird, verschiedenes

(hhh) Aristophanes in den Fröschen Zeile 800 u. f.
(iii) *Υπερ των τεσσαρων.* p. 183. Tom. II. Op. Aristides, edit. Samuelis Jebb.

darinn erfunden. Von dem Euripides hingegen kann man dieses nicht sagen; es ist vielmehr ein sehr gemeiner Vorwurf, den ihm die Alten machen, daß er den theatralischen Putz zu sehr vernachläßiget hat.

Κάλλως ἐικος τους Ημιθεους τοις ῥημασι μειζοσι χρησθαι,
Και γαρ τοις ἱματιοις ἡμων χρωνται πολυ σεμνοτεροισιν·
Ἁ ἐμου χρηςως καταδειξαντος διελυμηνω συ· . . .

sagt Aeschylus bey dem Aristophanes (kkk) zu ihm. Denn er scheute sich nicht, Könige und andere vornehme Personen in elenden und zerrissenen Kleidern aufzuführen. Wie wohl oder wie übel er daran gethan, will ich itzt nicht untersuchen. Genug daß dieses offenbar einer von den Fällen ist, wo er *το κατατεχνον της κατασκευης* ganz bey Seite gesetzt hat. Das *πικρον* derselben, wodurch Aeschylus das Schrecken zu befördern suchte, war ohnedem seine Sache nicht.

Und nun der dritte Punkt: *τριτον ἠδη το της λεξεως μεταβαλλειν ἐιδος, ὁπερ ἐςιν ἠθικωτατον και βελτιςον.* Sophokles soll den ganzen Charakter der Rede umgeschaffen, und ihn, so viel möglich, sittlich und moralisch gut gemacht haben? Das sieht dem Sophokles nicht ähnlich. Dazu war er zu viel Poet, und verstand seine Kunst viel zu gut! Der wahre Tragicus läßt seine Personen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß sprechen, und bekümmert sich nicht im geringsten darum, ob sie lehrreich und erbaulich sprechen. Aber darum bekümmerte sich Euripides wohl. Er, von dem Cicero (lll) sagt: ego certe singulos ejus versus singule ejus testimonia puto; Er, der dem Quintilian (mmm) sententiis densus, et in iis quae a sapientibus tradita sunt, pene ipsis par heißt; Er, von dem Theon (nnn) sagt: *ὁτι παρα καιρον αὐτῳ Εκαβη φιλοσοφει.* Und welche Person ist bey ihm nicht so eine Hekuba?

Ich fürchte nicht, daß man hierwider etwas einwenden werde. Allem Ansehen nach muß Euripides, anstatt des Sophokles bey dem Plutarch gelesen werden. Aber das fürchte ich, daß man mir meine obige

(kkk) In den Fröschen Zeile 1092 u. f.

(lll) Ep. 8. Lib. XVI. ad Famil. Es ist aber hier nicht M. T. Cicero, sondern der Bruder Quintus Cicero zu verstehen: denn in dieses Briefe an den Tiro stehen die angeführten Worte. Gyraldus irret sich also, wenn er (Dial. VII. de Poetarum historia) schreibt: Verum et noster *Marcus Cicero* tanti Euripidem fecisse videtur, ut ad Tironem scribens dicat etc.

(mmm) Inst. Orat. Lib. X. cap. 1.

(nnn) In s. Vorübungen S. 1. der Ausgabe des Camerarius.

Frage zurück geben wird. „Wenn Euripides das gesagt hat, wo hat er es gesagt?“ Immerhin; ich bin wegen der Antwort eben nicht verlegen.

Euripides sagt es bey dem Aristophanes, und zwar, wie man leicht vermuthen kann, in den Fröschen. — Man kennet den komischen Streit, den Aeschylus und Euripides daselbst vor dem Bacchus halten. Und hier ist die Stelle daraus, die Plutarch, wie ich glaube, vornehmlich in Gedanken gehabt hat. Euripides sagt zu seinem Gegner (ooo):

Αλλ' ὡς παρελαβον την τεχνην παρα σου, τοπρωτον μεν ευθυς
Οιδαυσαν ὑπο κομπασματων, και ῥηματων επαχθων,
Ισχνανα μεν πρωτιζον αυτην, και το βαρος αφειλον
Επυλλιοις, και περιπατσις, και τευτλιοισι μικροις,
Χυλον διδους σωμυλματων, απο βιβλιων, απ' ηθων.

Was ist hier die erste Verbesserung, die sich Euripides in der tragischen Dichtkunst, so wie er sie von dem Aeschylus übernommen, gemacht zu haben rühmet? Ist es nicht eben die, deren sich Sophokles bey dem Plutarch rühmet? Die Abschaffung des Schwulsts. Und man kann auf das eigentlichste sagen, daß Euripides hier über diesen Schwulst spotte; *τον Αισχυλου διαπεπαιχως ογκον.* Aristophanes läßt ihn ferner sehr lustig vorgeben, daß er diesen Schwulst durch schöne Sprüchelchen, durch philosophische Disputationes, durch Mangold und Beete vertrieben habe; und was ist dieses, besonders wenn man den Saft aus den Sittenbüchern, *χυλον απο βιβλιων, απ' ηθων*, dazu nimmt, was ist dieses anders, als des Plutarchs *ειδος ηθικωτατον και βελτιζον της λεξεως*? Er scheinet sogar des Aristophanes Worte geborgt zu haben; denn so wie hier das *ηθικωτατον* von *απ' ηθων* entlehnt zu seyn scheinet (ppp), so ist das *βελτιζον* aus einer andern Zeile, die nicht weit davon stehet, genommen. Aeschylus fragt nehmlich den Euripides (qqq):

— *Τινος ὁωκα χρη θαυμαζειν, ανδρα ποιητην;*

(ooo) Zeile 970 u. f.

(ppp) Wegen dieser Aehnlichkeit möchte ich auch nicht die Lesart annehmen, die in dieser Stelle des Aristophanes aus *απ' ηθων* ein einziges Wort *απηθων* (percolans) macht, ob sie gleich den Eustathius zum Währmanne hat. Man sehe den Bisetus über den 974ten Vers.

(qqq) Zeile 1049. u. f.

und dieſer antwortet ihm:

Δεξιοτητος και νουθεσιας, ὁτι βελτιους τε ποιουμεν
Τους ἀνθρωπους ἐν ταις πολεσιν.

Die Stelle übrigens, wo Euripides von dem Aeſchylus beſchuldiget wird, daß er das Anſtändige in der Auszierung mit Fleiß verabſäumet habe, iſt aus eben dieſem Auftritte der Fröſche. Ich habe ſie bereits angeführet, und kann die nähere Vergleichung dem Leſer überlaſſen.

(I)

Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte Olympias.) Und hierinn, ſage ich, kommen Euſebius und Plutarch überein. *Σοφοκλης τραγῳδοποιος πρωτον ἐπεδειξατο* merkt jener unter dem zweyten Jahre dieſer Olympias ausdrücklich an (rrr). Die lateiniſche Ueberſetzung des Hieronymus bringt den nämlichen Umſtand unter dem erſten Jahre bey: Sophocles Tragoediarum scriptor primum ingenii sui opera publicavit. Sophokles wäre alſo vier oder fünf und zwanzig Jahr alt geweſen, da er ſich als einen tragiſchen Dichter zuerſt bekannt machte. Und in dieſem Vorgeben iſt nichts, was der Natur der Sache widerſpräche. — Aber nun das Zeugniß des Plutarchs. — Das Orakel hatte den Athenienſern befohlen, die Gebeine des Theſeus in ihre Stadt zu bringen, um ihn als einen Halbgott zu verehren. Theſeus lag auf Seyros begraben. Als nun Cimon dieſe Inſel erobert hatte, ließ er ſein erſtes ſeyn, das Begräbniß dieſes alten athenienſiſchen Königs aufzuſuchen, und dem Orakel gemäß damit zu verfahren. Dieſes erzählt Plutarch in dem Leben des Cimon und fährt fort: *Εφ' ᾧ και μαλιστα προς αὐτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δ' εις μνημην αὐτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομασην γενομενην. Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, Ἀφεψιων ὁ ἀρχων, φιλονεικιας οὐσης και παραταξεως των θεατων, κριτας ουκ ἐκληρωσε του ἀγωνος· ὡς δε Κιμων μετα των συστρατηγων προελθων εις το θεατρον εποιησατο τῳ θεῳ τας νενομισμενας σπονδας, οὐκ ἀφηκεν αὐτους ἀπελθειν, ἀλλ' ὁρκωσας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαστον.* Ich füge hiervon die Ueberſetzung des Herrn Kind bey, weil ich in der Folge verſchiedenes dawider zu erinnern haben möchte: „Das Volk gewann

(rrr) Seite 167 des griechiſchen Textes, beſtimmter Ausgabe.

„ihn deswegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den „bekannten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an, unter denen ſich „auch Sophokles befand, der damals noch jung war, und dabey ſein „erſtes Trauerſpiel aufführte. Aphepſion der Archon getrauete ſich „nicht, die Richter zu ernennen, die dem geſchickteſten Dichter den Preis „zuerkennen ſollten, weil er ſahe, daß die Zuſchauer bald für dieſen, bald „für jenen eingenommen waren, und einige dieſem, andere jenem den „Preis zuerkannt wiſſen wollten. Er lies deswegen den Cimon, der „auf den Schauplatz kam, und dem Gott und Vorſteher dieſer Spiele „das gewöhnliche Trankopfer brachte, mit ſeinen Unterfeldherren nicht eher „weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn „Richter werden, und den Ausſpruch thun mußten, zumal da jeder dieſer „Feldherren aus einer der zehn Zünfte war.“ — In dieſer Stelle ſind zwey Data, aus welchen die Epoche des erſten Trauerſpiels unſers Dichters beſtimmt werden muß. Das eine: Aphepſion war Archon. Das andere: Cimon war von ſeinem Kriegszuge wider Scyros zurückgekommen. Aber dieſe beyden Data ſollen ſich widerſprechen. So urtheilet, wenigſtens Samuel Petit, deſſen Critik ich anführen muß (sss): Corruptum est Praetoris Atheniensis nomen. Aphepsion Archon signavit Fastos anni tertii Olympiadis septuagesimae quartae. At vero, sive natales Sophoclis adscribamus secundo anno Olympiadis septuagesimae primae, ut pleraque veterum auctorum pars e vero, ut nobis quidem videtur, scriptum reliquit, qui annus Praetorem habuit Philippum, sive anno tertio Olympiadis septuagesimae tertiae, ut alii volunt, per aetatem fabulas docere non potuit Sophocles. Anno primo Olympiadis septuagesimae septimae primum drama a Sophocle commissum fuisse narrat Eusebius. Quod si Plutarchum verbis laudatis audimus, ut certe audiendus est, et assensum meretur, dicemus Sophoclem primum suum drama in scenam protulisse anno tertio Olympiadis septuagesimae septimae, Demotione Athenie Praetore. Eo enim anno a Cimone statuta sunt de victis Persis tropaea, ut scribit Diodorus Siculus: a Cimone vero ex hoc bello reduci, ut narrat Plutarchus, caeterisque strategis, judicium redditum est de Tragicorum Poetarum victoria, fabulam tunc primum docente Sophocle. Itaque apud Plutarchum ἀντι

(sss) Miscellaneorum lib. III. cap. 18.

του Αφεψιων scribendum est Αιμοτιων, aut quod verius puto, legendum est ἀνεψιος ὁ Αρχων. Nomen Archontis non adscribit Plutarchus, sed dicit eum fuisse Sophoclis consobrinum, qui ne videretur aliquid in Sophoclis gratiam comminisci, noluit judices sortito capere, sed forte oblatos decem strategos dedit: et eruditus aliquis librarius, qui putabat desiderari Archontis nomen, et meminerat Aphepsionem circa illa tempora fuisse Athenis praetorem, mutavit ἀνεψιος in Αφεψιων. Diese Critik ist so seichte, so nüchtern, und ich habe so viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weis, wo ich anfangen soll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wissen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepsion Archon gewesen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerspiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieses Jahr falle. — Ich will diese Gründe vors erste gelten lassen. Gut, was also? — Folglich müsse entweder anstatt Aphepsion, Demotion gelesen werden, oder, welches am wahrscheinlichsten sey, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, sondern blos geschrieben ἀνεψιος ὁ ἀρχων, „der Archon, welcher mit dem Sophokles Geschwisterkind war." (ttt) — Ich betrachte also dieses wahrscheinlichste zuerst. Deswegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt ist, deswegen, will er die Richter nicht durch das Looß ernennen lassen? So war das Looß nicht die unpartheyischste Art der Wahl? So hätte es der Archon, zum Besten seines Vetters lenken können, wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherren, den Ausspruch zu thun. Mit diesen also konnte er nichts abgeredet, diese konnte er nicht bestochen haben? Aber er lies sie schwören. Was thut das? Auch die welche durch das Looß wären ernennet worden, hätten vorher schwören müssen, nach ihrem besten Wissen und Gewissen zu urtheilen. Denn diesen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme thun. Ganz gewiß hätte sich also der Archon, wenn er des Sophokles Anverwandter gewesen wäre, eben durch dieses ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als wenn er es bey dem Alten gelassen hätte. Endlich lese man doch nur einen Augenblick so, wie Petit will gelesen haben:

(ttt) Ich gebe dem Worte ἀνεψιος hier noch die leidlichste Bedeutung. Denn eigentlich ist es so viel als Neffe, des Bruders oder der Schwester Kind. Und einen Archon in diesem Verstande zum ἀνεψιος eines jungen Menschen von vier und zwanzig Jahren zu machen, würde eine große Ungereimtheit seyn.

Πρώτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, ἀνεψιος ὁ ἀρχων — κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε του ἀγωνος und sage, ob ein Schriftsteller, der sich der Genauigkeit nur im geringsten befleißiget, so schreiben würde? „Denn da der junge Sophokles „sein erstes Stück dabey aufführte, so wollte der Vetter Archon ꝛc." Wessen Vetter? Wenigstens würde das Pronomen relativum fehlen; wenn es der Schriftsteller nicht gar für nöthig erachtet hätte, sich lieber so auszudrücken: „so wollte der Archon, der, oder weil er sein Vetter „war ꝛc." — Nichts kann deutlicher seyn; und so wende ich mich zu der andern vorgeschlagnen Veränderung. Wir sollen anstatt Aphepsion, Demotion lesen, weil jener glückliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieses Archon fällt. Aber auch hier vermisse ich die Ueberlegung des Criticus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er sich beruft, erzehlet von den Thaten des Cimons, die er in dem dritten Jahre der sieben und siebzigsten Olympias, als Demotion Archon gewesen, verrichtet, folgendes: Cimon sey gegen die Küsten von Asien ausgeschickt worden; um den bundesverwandten Städten, so viel deren die Perser noch inne hatten, beyzuspringen: Er habe seinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch diesen glücklichen Anfang zu größern Dingen ermuntert, sey er wieder zurück gesegelt, und habe mehr Schiffe zu sich genommen, mit welchen er nach der Küste von Karien ausgelaufen. Nachdem er hier und in Lycien den Persern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bey Cyprus vor Anker liege. Er habe sie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf sey er auf ihre Landmacht losgegangen, die sich an dem Eurymedon in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe seine Truppen mit List ans Land gesetzet, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein erschreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. *Τῃ δ' ὑστεραιᾳ* fügt der Geschichtschreiber hinzu (uuu), *τροπαιον στησαντες, ἀνεπλευσαν εἰς την Κυπρον.* Und das sind die Tropäen, deren Petit gedenket. Allein diese Tropäen ließ Cimon auf der Küste von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kann schwerlich in dem nehmlichen Jahre wieder nach Athen zurückgekommen seyn; denn die Wege sind zu weit, und der Thaten sind zu viel. Folglich kann auch der tragische

(uuu) Bibl. Hist lib. XI. p. 47. Edit. Rhodom.

Wettſtreit in dieſem Jahre nicht vorgefallen ſeyn; man müßte denn annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen ſey, da Cimon von Scyros, um ſich zu verſtärken, auf kurze Zeit wieder nach Hauſe kam. Doch auch dieſes iſt nicht wahrſcheinlich; denn da Diodorus von dieſer kurzen Rückreiſe nur ſagt: *κατεπλευσεν εις τον Πειραιεα*, ſo ſcheinet es nicht, daß er ſich in der Stadt viel zu thun gemacht habe, die dieſem Hafen ſo gar nahe ohnedem nicht war; wenigſtens würde er ſchwerlich mit allen ſeinen Nebenbefehlshabern (*μετα των συστρατηγων*) in die Stadt gekommen ſeyn, welcher Umſtand nur auf einen völlig geendigten Kriegszug zu paſſen ſcheinet. Und was folgt aus alle dem? Dieſes, daß Petit nicht dieſes Jahr des Dompton zu der Epoche des erſten Sophokleiſchen Trauerſpiels hätte machen ſollen; daß er ohne Zweifel beſſer gethan hätte, wenn er das gleich darauf folgende vierte Jahr der ſieben und ſiebzigſten Olympias dafür angenommen hätte. Denn der Archon dieſes gleich darauf folgenden Jahres heißt bey dem Diodorus, Phädon; und wäre es nicht ungleich wahrſcheinlicher, daß die Abſchreiber in der Stelle des Plutarchs, *Αφεψιων* aus *Φαιδων*, als aus *Δημοτιων* gemacht hätten? Der Augenſchein giebt es. Doch ich habe noch einen ſtärkern Grund als dieſen Augenſchein. Plutarch ſelbſt macht an einem andern Orte, wo er der Zurückbringung der Gebeine des Theſeus wieder gedenket, den Phädon zum damaligen Archon. Nehmlich in dem Leben dieſes Helden ſelbſt: *Μετα δε τα Μηδικα*; ſchreibt er gegen das Ende deſſelben, *Φαιδωνος αρχοντος μαντευομενοις τοις Αθηναιοις ανειλεν η Πυθια τα Θησεως ανακαθειν οσα, και θεμενους εντιμως παρ' αυτοις φυλαττειν κ. τ. λ.* Nun weis ich zwar wohl, daß die Ueberſetzer und Ausleger hier einen ganz andern Phädon wollen verſtanden wiſſen; nicht den Phädon, der in dem vierten Jahre der ſieben und ſiebzigſten Olympias Archon war; ſondern den Phädon, der dieſe Würde in dem erſten Jahre der ſechs und ſiebzigſten bekleidete. Allein ich kann mit ihnen aus folgenden Gründen nicht einig ſeyn. Erſtlich ſagt Plutarch ausdrücklich *μετα τα Μηδικα* „nach den Perſiſchen Kriegen.“ Waren denn aber die perſiſchen Kriege unter dem Phädon der ſechs und ſiebzigſten Olympias zu Ende? Ja, ſagen die Ausleger, und unter dieſen beſonders Herr Kind, „denn drey „Jahr vorher hatten die Griechen unter Anführung des Pauſanias bey „Platea einen völligen Sieg über die Perſer erhalten, und dieſem Kriege

„ein Ende gemacht.“ Ein Ende gemacht? Eine offenbare Unwahrheit. Durch dieſen herrlichen Sieg ward zwar Griechenland von den Perſern befreyet; aber der Krieg war darum noch nicht aus. Die größte Gefahr war nur vorüber; ſie hatten ſich den feindlichen Dolch nur von dem Herze entwehret. Noch hatten die Perſer in Thracien, an der Küſte Aſiens von Ionien bis Pamphylien, auf vielen Inſeln des Aegeiſchen Meeres, feſſen Fuß; noch waren ſie da immer ſtark genug, ſo bald ſich das Kriegsglück im geringſten für ſie erklärte, Griechenland aufs neue zu überſchwemmen; noch hatte Xerxes ſeinen erſtlichen Vorſatz, ſich dieſen Sitz der Freyheit zu unterwerffen, nicht aufgegeben. Kurz, nur der Friede macht dem Kriege ein Ende; und zu dem Frieden ward Xerxes nur erſt gegen das Ende der ſieben und ſiebzigſten Olympias durch den Cimon gezwungen. Plutarch ſelbſt kennet dieſen Frieden zu wohl (xxx),

(xxx) In dem Leben Cimons. Ich will die Stelle anführen, um bey dieſer Gelegenheit einen Fehler des deutſchen Ueberſetzers zu verbeſſern. Τουτο το ἐργον, nehmlich der dreyfache Sieg des Cimon, οὑτως ἐπαινωσε την γνωμην του βασιλεως, ὡστε συνθεσθαι την περιβοητον ἐιρηνην ἐκεινην, ἱππον μεν δρομον ἀει της Ἑλληνικης ἀπεχειν θαλασσης, ἀνδον δε Κυανεων και Χελιδονιων μακρα νηι και χαλκεμβολῳ μη πλεειν. Dieſes überſetzt Herr Kind: „Dieſe That demüthigte den Stolz des „perſiſchen Königs ſo ſehr, daß er den bekannten Frieden eingieng, vermöge deſſen er ſich alle„zeit ein Stadium, oder einen Roßlauf, weit vom griechiſchen Meere entfernt halten „mußte, und ſich niemals mit einem Kriegesſchiffe dieſſeit der kyaneiſchen und chelidoniſchen „Inſeln ſehen laſſen durfte.“ Ἱππον δρομον hat Herr Kind hier für ἱπποδρομον angeſehen, welches letztere den Ort, wo die Wettläuffe der Pferde gehalten wurden, und die Weite des Raums, den die Pferde dabey durchlauffen mußten, bedeutet. Er giebt dieſe Weite für ein Stadium. Iſt es aber im geringſten wahrſcheinlich, daß Cimon nur eine ſo geringe Entfernung von dem Meere ſollte verlangt haben? Was iſt denn ein Stadium? Mit einem Worte, es iſt hier nicht die Weite zu verſtehen, die ein Pferd in einem Striche zu durchrennen fähig iſt, ſondern die Weite, die es in einem Tage zurücklegen kann. Und das iſt kein geringer Unterſchied. Außer daß die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt meine Auslegung erfordert, kann ich ſie auch noch aus einer Stelle bey dem Suidas rechtfertigen, wo der Compilator des beſagten Friedensſchluſſes mit dieſen Worten gedenkt: Ουτος, Cimon nehmlich στας και τους ὁρους τοις βαρβαροις· ἐκτος τε γαρ Κυανεων και Χελιδονεων, και Φασηλιδος (πολις δε ἀντη της Παμφυλιας) ναυν Μηδικην μη πλειν νομῳ πολεμου· μηδε ἱππου δρομου ἡμερας ἐντος· ἐπι θαλαττης καταβαινειν βαδιλεα. Innerhalb einem Tage: ἡμερας ἐντος. Ich kann nicht ſagen, welchen alten Schriftſteller der Sammler hier ausgeſchrieben hat; Küſter muß es auch nicht gewußt haben. Daß er aber eine vollſtändigere Nachricht vor ſich gehabt hat, als Plutarchs, ſieht man aus den Zuſätzen, des einen Tages, der Stadt Phaſelis, und endlich noch einer beſondern Bedingung, ἀντονομους ἐναι τους Ἑλληνας τους ἐν τῃ Ἀσιᾳ, der Plutarch gar nicht gedenkt, ob ſie gleich ohne Zweifel die allerwichtigſte war. Plutarch beruft ſich auf die Ψηφισματα ἁ συνηγαγε Κρατερος, wo dieſer ganze Friedenstractat mit vorkomme: vielleicht alſo, daß dieſe Sammlung des Kraterus zu des Suidas Zeiten noch vorhanden war. Wenigſtens iſt Diodorus Siculus, der dieſes Friedensſchluſſes gleichfalls gedenket, ihm aber verſchiedene Jahre ſpäter ſetzt, (Bibliotheca Hist. Lib. XII. p. 74. Edit. Rhodom.) eben ſo wenig ſeine Quelle geweſen, als Plutarch.

als daß man ihn im Verdacht haben könne, mit ſeinem μετα τα Μηδικα nicht darauf gezielet zu haben. Zwar begeht er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nehmlich dieſe, daß er vorgiebt, das Orakel habe es den Athenienſern unter dem Phädon, welcher nach den Perſiſchen Kriegen Archon war, erſt befohlen, die Gebeine des Theſeus in die Stadt zu bringen: da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein iſt es nicht beſſer, daß man ihn lieber dieſe kleine Unrichtigkeit, dieſe Verwechſelung der Zeit des Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begehen läßt; als daß man glauben müßte, er habe eben ſo ſchlecht gedacht, als der Griechiſche Pöbel, zu den Zeiten dieſes Krieges ſelbſt, dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wiſſen wollte, ſo bald die Barbaren Griechenland geräumt hatten: ἀπαγορευοντες προς τας στρατειας, και πολεμου μεν οὐδεν δεομενοι, γεωργειν δε και την καθ' ἡσυχιαν ἐπιθυμουντες, ἀπηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλουντων (yyy). Und zweytens. Wenn Apollo, ſchon zum Anfange der ſechs und ſiebzigſten Olympias, den Athenienſern jenen Befehl gegeben hätte, iſt es im geringſten wahrſcheinlich, daß ſie denſelben nicht eher als gegen das Ende der folgenden Olympias, ſollten vollzogen haben? Schwerlich konnte dieſe Verzögerung mit ihrer Religion beſtehen; unmöglich konnte ſie mit ihrer damaligen Noth beſtehen. Denn die Peſt wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrücklich hinzugefügt: οὐκ ἐιναι των παθηματων λυσιν, πριν ἀν τοις Ἀθηναιοις κατατεθνηκως ὁ Θησευς συνοικισθειη (zzz).

Aber wie nun? So iſt das meine ganze Critik wider den Petit? Ich gebe es alſo zu, daß Aphepſion in der Stelle des Plutarchs ein Schreibfehler iſt, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wiſſen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er ſieht Fehler, wo keine ſind; er will verbeſſern, wo nichts zu verbeſſern iſt. Und das aus einer Unwiſſenheit, die einem Gelehrten von ſeiner Gattung kaum zu vergeben iſt. Dieſes iſt meine Haupterinnerung wider ihn; und die Sache verhält ſich ſo. Es iſt falſch, wenn er

(yyy) Plutarch im Leben Cimons.

(zzz) Nach dem Zeugniſſe des Aeneas Gazäus. Meurſius führt die Stelle in ſeinem Theſeus an (Cap. XXXVI); doch ohne einen weitern Gebrauch davon zu machen, als daß er den Scholiaſten des Ariſtophanes daraus verbeſſert, welcher nicht Peſt, ſondern Hungersnoth damals zu Athen ſeyn läßt.

glaubt, daß man ſonſt keinen Archon, Namens Aphepſion, finde, als den, welcher in dem dritten Jahre der vier und ſiebzigſten Olympias regiert habe. Dieſer Name kömmt in dem Verzeichniſſe der Archonten allerdings noch einmal vor, und zwar kömmt er zu eben der Zeit wieder vor, in welche des Cimons Eroberung der Inſel Scyros fällt. Mit einem Worte: der Archon des ſo oft gedachten vierten Jahres der ſieben und ſiebzigſten Olympias, wird von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Aphepſion, als Phädon genennet. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus, und der Ungenannte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Aphepſion hingegen nennen ihn die Arundelſchen Marmor (a); Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Der letztere kömmt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und ſagt (b): ἐγεννηθη δε (καθα φησιν Απολλοδωρος ἐν τοις χρονικοις) ἐπι Αφεψιωνος, ἐν τῳ τεταρτῳ ἐτει της ἑβδομηκοστης ἑβδομης Ολυμπιαδος. Dieſes Zeugniß iſt ſo ausdrücklich, und wird, da es von einem ſo wichtigen Denkmale, als die Arundelſchen Marmor ſind, den Namen des Archons betreffend, bekräftiget wird, ſo wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, wenn er lieber den Diodorus, den Dionyſius und den Ungenannten nach dem Laertius, als dieſen nach jenen verbeſſern wollte. Zum guten Glücke aber hat man weder das eine noch das andere eben nöthig, indem der Fall möglich iſt, daß beide Theile Recht haben können. Man darf nehmlich mit dem Jacobus Palmerius (c) nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepſion, während ſeiner Regierung geſtorben iſt, und der andere bis zum Ablauffe des Jahres an des Verſtorbenen Stelle gewählet worden. Was kann natürlicher ſeyn, als dieſe Muthmaſſung? Was kann der angefochtenen Stelle des Plutarchs beſſer zu ſtatten kommen, als ſie? Kurz, Plutarch hat ohne Fehler den Archon des vierten Jahres der ſieben und ſiebzigſten Olympias, in dem Leben des Theſeus, Phädon; und in dem Leben des Cimon, Aphepſion nennen können. Das hätte Petit wiſſen

(a) Oder, welches einerley iſt, Apſephion; in der 12 Linie, ſo wie ſie Jacobus Palmerius in ſeinen Exercitationibus, abdrucken laſſen.

(b) Lib. II. seg. 44. Edit. Menag. p. 107.

(c) *Exercit. p.* 452. Sit alterutrum tantum verum est, praevaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed, inquam, ad credendum utrumque verum esse, et eodem illo anno Aphepsionem et Phaedonem Archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo suffectus fuit alter, et forte non me fallit conjectura.

ſollen, und er würde uns das achtzehnte Kapitel ſeines dritten Buchs erſpart haben. — Uebrigens bilde ich mir auf dieſe meine Critik ſo viel eben nicht ein. Petit iſt der Mann nicht, an dem man mit groſſen Ehren zum Ritter werden könnte; und je mehr ich von ihm leſe, je williger ſtimme ich dem Urtheile bey, das Küſter von ihm gefällt hat: Criticus, si quisquam alius, infelix (d).

Ich habe der Arundelſchen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich Anfangs erinnern ſollen; daß ſie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinſtimmen, ſondern auch in der Sache ſelbſt, und ausdrücklich anmerken, daß Sophokles unter dieſem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen ſogar hinzu, daß er damals acht und zwanzig Jahr geweſen ſey, welches mit dem oben feſtgeſetzten Geburtsjahre unſers Dichters, genau genug übereinſtimmt. Aber wie ſtimmt es mit des Plutarchs τον Σοφοκλεους ετι νεον, überein? Wenn man ſieben bis acht und zwanzig Jahre iſt, iſt man doch ſo jung nicht mehr. Palmerius (e), der dieſe Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meinet, man müſſe vorausſetzen, daß Plutarch der zweyten Meinung von dem Geburthsjahre des Sophokles geweſen ſey, welche das dritte der drey und ſiebzigſten Olympias dazu macht. Und nach dieſer wäre der Dichter damals ohngefehr achtzehn Jahr geweſen, welches freilich jung genug iſt.

Ich eile zu der Anmerkung, die ich über die Stelle des Plutarchs, auf Veranlaſſung der Kindſchen Ueberſetzung, zu machen verſprochen habe. Die Worte des Plutarchs: ἐφ' ᾧ καὶ μαλιστα προς ἑαυτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δε εις μνημην αὐτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαστην γενομενην, überſetzt Kind „das „Volk gewann ihn deswegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer „Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an." Wettſtreit? Κρισιν; der Fehler iſt arg. Ἀγων, ἀγωνισμος würde Wettſtreit heiſſen; aber κρισις heißt das Gericht, das Urtheil. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſer Fehler den Plutarch ganz etwas anders ſagen läßt, als er ſagen will. Nach der Ueberſetzung ſollte man glauben, der tragiſche Wettſtreit ſelbſt wäre damals zuerſt angeordnet worden; vorher hätten die tragiſchen Dichter nie um den Preis geſtritten; dieſer feyerliche

(d) In ſeinen Noten über die Frösche des Ariſtophanes, S. 64.
(e) Exercit. p. 202.

Kampf wäre itzt zum erstenmale, dem Cimon zu Ehren angestellet, und in den folgenden Zeiten zu seinem Gedächtnisse beybehalten worden. Das ist ganz falsch; die poetischen Wettstreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte (f) beweiset; und die gegenwärtige Begebenheit selbst zeigt, daß dergleichen schon vorhergegangen. Denn der Archon ging dasmal nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabey zu ernennen, ab. Und das eben, worinn er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimons beybehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich stelle mir es so vor. Der dramatische Wettstreit mußte nothwendig seine Richter haben; diese Richter wurden durch das Loos gewählet, und wie man mit ihrer Wahl bey der Komödie verfuhr, so verfuhr man auch bey der Tragödie damit. Nun ereignete sich itzt der Fall, daß die Zuschauer ausserordentlich uneinig waren, φιλονεικίας οὔσης καὶ παραταξεως των θεατων; ein junger Mensch streitet wider einen alten versuchten Mann; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht schlecht; dieser muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entscheidung einer so kitzlichen Sache, die mit so vieler Hitze getrieben ward, dem Glücke überlassen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter gewesen wären. Itzt kam es nicht blos darauf an, unpartheyische Richter zu haben; man wollte einsichtsvolle haben. Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb, κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε τοὺς ἀγῶνος. Er dachte weiter: „hier ist Gelegenheit, dem Cimon und seinen Unterfeldherren eine Schmeicheley zu machen. Und ist es nicht besser, daß Männer von ihrer Einsicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Personen in traurigen und verwickelten Umständen, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht, aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kann? Die Feldherren sind, jeder aus einem besondern Stamme; durch sie kann gleichsam das ganze Volk den Ausspruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will sie dabehalten; ich will sie nöthigen; ich will sie schwören lassen; ihr Ausspruch, wird eine gewisse Feyerlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabey beruhen lassen; desto besser für die Dichter; desto besser für die Zuschauer." Und wie der Archon dachte, so

(f) Symposiacon Lib. V. Quæst. 2.

geſchah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimon ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf dieſe Weiſe gefällt. — So verſtehe ich wenigſtens die Stelle des Plutarch; und es ſey mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Wenn der Archon vor dieſesmal zehn Richter wählte, und von nun an bey dem Wettſtreite der tragiſchen Dichter, deren allezeit ſo viel gewählt wurden: ſo iſt dieſes der erſte Unterſchied, der ſich zwiſchen den Richtern bey den tragiſchen, und den Richtern bey den komiſchen Wettſtreiten nunmehr ereignete. Denn der Richter bey den komiſchen Wettſtreiten waren zu jeder Zeit nur fünfe. Das Sprüchwort ἐν πεντὲ κριτῶν γοναῖσι κεῖται iſt bekannt, und Heſychius ſagt ausdrücklich: τόσουτοι τοῖς κωμικοῖς ἐκρινον. Warum nennte Heſychius hier bloß die komiſchen Dichter, warum nicht die dramatiſchen Dichter überhaupt, wenn bey den tragiſchen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich geweſen wäre? Der zweyte Unterſchied war dieſer: bey den komiſchen Wettſtreiten konnte jeder athenienſiſche Bürger durch das Loos zum Richter ernennt werden; bey den tragiſchen hingegen wurden nur ſolche Bürger zu dem Looſe zugelaſſen, die mit zu Felde geweſen waren, und anſehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hatten. Ἐκρινόνδε οἱ δοκιμώτατοι τῶν στρατηγῶν, ſagt Plutarch, wenn er von dem Wettſtreite des Theſſalus und Athenodorus, der zwey berühmteſten tragiſchen Schauſpieler zu den Zeiten Alexanders, redet (g). Was ich aber vornehmlich zum Beweiſe dieſes zweyten Unterſchiedes anführen kann, iſt eine Stelle in den Fröſchen des Ariſtophanes. Aeſchylus und Euripides ſollen da mit einander ſtreiten; der Chorus muntert ſie auf; indem aber fällt ihm ein, daß beide, als tragiſche Dichter, ſich vielleicht an die gegenwärtigen Zuſchauer ſtoſſen dürften. Es ſind Zuſchauer einer Komödie, und die unter ihnen befindlichen Richter ſind bloß Richter einer Komödie. Werden dieſe auch von tragiſchen Schönheiten urtheilen können? Aber ſey deswegen unbeſorgt: läßt Ariſtophanes den Chor zu ihnen ſagen: Sie ſind allerdings fähig, auch Euch zu beurtheilen! Ἐστρατευμένοι γαρ εἰσι, denn es ſind Leute die mit zu Felde geweſen ſind, die ihre Kriegesdienſte gethan haben. Hier iſt die ganze Stelle: (h)

(g) De Fort. Alex. Orat. II. p. m. 336.
(h) Zeile 1140 u. folg.

Ει δε τουτο καταφοβεισθον, μη τις ἀμαθια προσῃ
Τοις θεωμενοισιν, ὡς τα
Λεπτα μη γνωναι λεχοντοιν,
Μηδεν ὀρρωδειτε τουθ' ὡς οὐκ ἐθ' οὑτω ταυτ' ἐχει.
Εςρατευμενοι γαρ ἐισι
Βιβλιον τ' ἐχων ἑκαςος μανθανει τα δεξια.
Αι φυσεις δ' ἀλλως κρατιςαι,
Νυν δε και παρηκονηνται,
Μηδεν οὐν δεισητον, ἀλλα
Παντ' ἐπεξιτον, θεατων γ' οὑνεχ', ὡς ὀντων σοφων.

Der Scholiast merkt hier an: Δεξιους νομιζουσι τους ἐςρατευμενους και ἐπαινου ἀξιους· τους δε διαδιδρασκοντας τας ςρατειας, φιληδονους εἰναι συκοφαντας. Allein wer weiter nichts dabey denkt, als dieses, der versteht die Feinheit der Spötterey kaum zur Helfte. Um sie ganz zu fassen, erinnere man sich des Jahres, in welchem die Frösche aufgeführet wurden. Es war das dritte der drey und neunzigsten Olympias; das sechs und zwanzigste des Peloponnesischen Krieges. Die Athenienser hatten in den vorhergehenden Jahren Unglück über Unglück gehabt; es gebrach an Volk, und sie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegesdienste nehmen wollten, die Freyheit und das Bürgerrecht zu geben (i). Endlich waren sie wieder einmal glücklich, und schlugen die feindliche Flotte bey den Arginusischen Inseln (k). Nun stelle man sich vor, daß das Theater, als die Frösche kurz darauf gespielt wurden, voll von dergleichen neugemachten Bürgern war, die den arginusischen Sieg mit erfechten helffen, und itzt auf nichts mehr stolz waren, als daß sie da sitzen durften, wo sie sassen. Konnte sich ein Aristophanes wohl enthalten, über solche Zuschauer ein wenig zu spotten? Er nennet sie (l)

— πολυν — λαων ὀχλον
Ου σοφιαι μυριαι καθηνται

(i) Diodorus Siculus bey dem Anfange dieses Jahres: Αθηναιοι δε κατα το συνεχες ἐλαττωμασι περιπιπτοντες, ἐποιησαντο πολιτας τους μετοικους, και των ἀλλων ξενων τους βουλομενους συναγωνισασθαι. Lib. XIII. p. 216. Edit. Rhodom.

(k) Die allgemeine Weltbiſtorie (Th. V. S. 380) sagt: „bey Argenusae, einem „Platze Lesbos gegenüber" das heißt sich von Inseln sehr unrichtig ausdrücken.

(l) Zeile 687. 88.

„ein grosses Volk aus verschiednen Völkern, unter dem es Kenner zu Tau-
„senden giebt. Und diese Kenner sind noch dazu mit im Kriege gewesen!
Was braucht man mehr, um ein würdiger Richter tragischer Wettstreite
zu seyn? Es ist zwar nicht lange, daß diese Herren noch zu dem nichts-
würdigsten, dümmsten Pöbel gehörten; aber

— — οὐκ ἐθ' οὕτω ταυτ' ἔχει
Ἐςρατευμένοι γὰρ εἰσι.

Ein Kriegszug macht alles anders. Ein Kriegszug hat ihnen das Bürger-
recht; ein Kriegszug hat ihnen Verstand gegeben. Doch nein; sie hatten
von Natur schon Verstand genug; und im Kriege haben sie ihn nur mehr
ausgeschliffen.

Αἱ φυσεις δ' ἀλλὼς κρατισαι,
Νυν δε καὶ παρηκονηνται.

Die von Natur, nur eine Komödie hätten beurtheilen können; können
nun auch eine Tragödie beurtheilen, weil sie Soldaten gewesen sind. (m)

(m) Wer den Aristophanes ein wenig kennet, wird ihn hoffentlich in dieser Stelle, so wie ich sie auslege, finden. Wenn ich unterdessen meiner Sache nicht sehr gewiß wäre, so würde mich das Ansehen eines gelehrten Mannes, der hier einen ganz andern Weg nimmt, vielleicht wankend machen. Es kömmt mir nehmlich die neueste Ausgabe unsers komischen Dichters zu Händen, welche Herr Burmann der zweyte, besorgt hat; und ich finde, daß Bergler die Worte, ἐςρατευμενοι γαρ εἰσι, bloß durch nam exercitati sunt übersetzet. Er gehet also von der eigentlichen Bedeutung des Worts ςρατευομαι ab; ohne Zweifel weil er die feine Spötterey nicht einsah, und daher nicht begreiffen konnte, wie es im Ernste folge, daß die Zuschauer deswegen nicht mehr unwissend seyn sollten, weil sie mit im Kriege gewesen wären. Ich zweifle aber sehr, ob man ςρατευομαι in dieser figürlichen passiven Bedeutung finde, da es blos geübet werden heisse. Der Scholiast, dessen Worte ich angeführt habe, ist ausdrücklich für die eigentliche Bedeutung; ob es gleich leicht seyn kann, daß Berglern eben derselbe Scholiast verführt hat. Denn über die nächst vorhergehenden Worte οὐκ ἐθ' οὕτω ταυτ' ἔχει macht er folgende Glosse: ὡς των Αθηναιων προτερον οὐχ ὁμοιως γεγυμνασμενων ἐν τοις ποιητικοις ἀφισμοις. Bergler hat also geglaubt, daß das folgende ἐςρατευμενοι hier durch γεγυμνασμενοι erklärt werde; und hierinn hat er sich wohl geirret. Ich muß überhaupt anmerken, daß verschiedene Stellen in den Fröschen aus einer genauern Kenntniß der damaligen Umstände in Athen weit besser zu erklären sind, als es den alten und neuern Auslegern sie uns zu erklären gefallen hat. Keiner, zum Exempel, hat angemerkt, daß die ganze Parabasis des Chors zu Ende des zweyten Aufzuges, auf die unglücklichen Befehlshaber gehet, welchen die Athenienser den Proceß machten, weil sie die Leichname der in dem Arginusischen Treffen Gebliebenen, wegen eines einfallenden Sturms, nicht begraben lassen können. Die vornehmsten von ihnen waren bereits hingerichtet, und andere, denen man dabey weniger zur Last legen konnte, waren ohne Zweifel für ἀτιμοι, für unehrlich erkläret worden. Dieser Unehrlichen nun, nimmt sich Aristophanes hier besonders an. Wenn man das weis, so wird man sich nicht lange besinnen, wie eine zweifelhafte Stelle des Scholiasten daselbst eigentlich zu lesen sey. Aristophanes gedenkt nehmlich eines gewissen Phrynichus, dem er das Unglück der gedachten Befehlshaber zuzuschreiben scheinet. Die Scholiasten können sich nicht vergleichen was für ein Phrynichus hier gemeinet sey. Einer von ihnen aber sagt: ἐγενετο δε ςτρατηγος, ἐφ' ὁν πολλοι

Was die Philologen von den dramatiſchen Richtern der alten Griechen, geſammelt haben, iſt ein ſehr weniges; und ich finde nicht, daß ein einziger den Unterſchied zwiſchen den komiſchen und tragiſchen, auch nur vermuthet habe (n). Man wird alſo zufrieden ſeyn müſſen, wenn ich ihn nur einigermaſſen erhärtet und ins Licht geſetzt habe. Genug, daß ich gegen den Herrn Kind Recht behalte, und daß των τραγωδων κρισις nicht ein Wettſtreit unter Tragödienſpielern, ſondern der Ausſpruch, das Gericht bey einem ſolchen Wettſtreite heiſſet, und daß dieſes, nicht jener, zum Andenken des Cimons eingeführet und beybehalten worden. Herr Kind überſetzt ferner, κριτας μεν ουκ εκληρωσε durch, er getraute ſich nicht, die Richter zu ernennen. Getraute ſich nicht? Ja freylich, wenn er, ſie hätte ernennen müſſen. Aber ernennt man die, über die man das Loos wirft? Ουκ αφηκεν αυτους απελθειν, αλλ' ορκωσας, ηναγκασε καθισαι και κριναι, δεκα ὀντας, απο φυλης μιας εκαστον heißt ihm: er ließ ſie nicht wieder weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn Richter werden, und den Ausſpruch thun mußten, zumahl da jeder dieſer Feldherren aus einer der zehn Zünfte war. Daß ſie die zehn Richter werden mußten? So waren ſchon vorher der tragiſchen Dichter zehne? So wäre ja meine obige Erklärung unrichtig. Aber zum Glück, daß es Plutarch nicht ſagt; daß es Herr Kind auch ſonſt nicht erweiſen kann. Der Umſtand δεκα ὀντας, war nicht ein Umſtand, ohne welchen ſie nicht die Richter hätten werden können; ſondern ein neuer Umſtand, den man in der Folge zum Andenken dieſer Begebenheit, um ſo viel lieber beybehielt, je anſehnlicher das Gerichte dadurch ward. Καθισαι ſtehet hier auch nicht ſo

ἡμαρτοῦ των τραγικων, και ἀτιμοι ἐγενοντο. Nun hat Suidas an zwey verſchiednen Orten dieſe Stelle des Scholiaſten ausgeſchrieben; unter Φρυνιχος nehmlich und unter παλαισμα. Allein unter Φρυνιχος hat er anſtatt τραγικων τραγηγων geleſen. Welches von beiden iſt nun richtig? Ganz gewiß das letztere. Denn wer hat jemals von tragiſchen Dichtern gehöret, die unehrlich geworden wären? Was konnten tragiſche Dichter begehen, dieſe Strafe zu verdienen? Wenn es noch komiſche geweſen wären. Aber unglücklicher Feldherren gedenkt die Geſchichte wohl, die damals zum Theil in noch härtere Strafe fielen. Gleichwohl erkläret ſich Küſter in ſeiner Ausgabe des Suidas für τραγικων; und in ſeiner Ausgabe des Ariſtophanes iſt er wenigſtens unſchlüßig, für welches von beiden er ſich erklären ſoll. Und das, bloß wie ich gewiß glaube, weil ihm der obige hiſtoriſche Umſtand von den unglücklichen Feldherren nicht beygefallen iſt.

(n) *Joan. G. Vossius* de Polymathia cap. XVI. *Vossius* Institution. Poet. lib. II. cap. 12. *Idem* de Imitatione cap. 11. *F. Rappoltus* Comment. in Horatium cap. 29 et 43.

gar vergebens, daß es der Ueberſetzer hätte auslaſſen ſollen. Denn wie Pollux ſagt (o): τοις μεν μουσικοις (ἀγωσι) κριται καθηνται, τοις δε γυμνικοις ἐφεδρασι.

Noch kann ich die Stelle des Plutarchs nicht verlaſſen. Ich habe oben (S. 298.) einen hiſtoriſchen Beweis verſprochen, daß Aeſchylus des Sophokles Lehrmeiſter nicht geweſen ſey; und auf dieſe Stelle eben gründe ich ihn. Hier ſtreiten Aeſchylus und Sophokles mit einander; Sophokles, wie Plutarch weiter meldet, ſiegt; und Aeſchylus wird ſo ungehalten darüber, daß er Athen verläßt. Wäre nun hier gar der Lehrmeiſter von ſeinem Schüler, durch den erſten Verſuch ſeines Schülers, überwunden worden, würde das nicht ein Umſtand geweſen ſeyn, der die Begebenheit ungleich merkwürdiger, der den Sieg des Sophokles ungleich gröſſer gemacht hätte? Und würde ihn Plutarch wohl anzumerken vergeſſen haben? Aber er ſagt nichts davon, und ſein Stillſchweigen wird zu einem Beweiſe des Gegentheils.

Hier ſollte ich dieſe Anmerkung ſchlieſſen. Doch ich habe ihr noch einen wichtigen Zuſatz zu geben, den ich in dem Texte nicht verſprochen habe. Das einſtimmige Zeugniß des Plutarchs und Euſebius wird durch ein drittes beſtätiget, das, ſo viel ich weis, zu dieſem Zwecke noch von niemanden angeführet worden. Ich meine eine Stelle bei dem ältern Plinius. Er redet, in dem achtzehnten Buche ſeiner Naturgeſchichte (p), von der verſchiednen Güte des Getreides in verſchiednen Ländern, und ſchließt: Hae fuere sententiae Alexandro magno regnante, cum clarissima fuit Graecia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta, in fabula Triptolemo, frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canère candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele unſers Dichters die Rede; allein es ſtimmet die Epoche deſſelben mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzet, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundert und vierzehnten

(o) Lib. VII. cap. 30. p. m. 341.
(p) Sect. 12. T. II. Edit. Hard. p. 107.

Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahre betragen sechs und dreyßig Olympiaden und ein Jahr; und diese Summe von jener abgerechnet, giebt sieben und siebzig. In die sieben und siebzigste Olympias fällt also der Triptolemus des Sophokles (q); und da in eben diese Olympias, und zwar in das letzte Jahr, wie wir gesehen haben, auch das erste Trauerspiel desselben fällt, so ist der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerspiele eines sind.

So ungezwungen sich dieses ergiebt, so sehr hat mich die Anmerkung befremdet, welche Hardüin über die Stelle des Plinius macht. Er schreibt nehmlich: Egit ergo Sophocles eam fabulam Olymp. LXXXVIII anno quarto, aetatis suae vicesimo, si Suidae credimus: Obiit enim Alexander Olymp. CXX. anno primo, Olympiadibus Pliniano calculo computatis, Urbis conditae 442. Vors erste weis ich nicht, wie Hardüin sagen kann, Alexander sey in der hundert und zwanzigsten Olympias gestorben, da Josephus (r) ausdrücklich sagt: Ἀλεξάνδρου τε τεθνάναι πάντες ὁμολογοῦσι ἐπὶ τῆς ἑκατοστῆς τεσσαρεσκαιδεκάτης Ὀλυμπιάδος. Vors zweyte würden hundert und fünf und vierzig Jahre, von der hundert und zwanzigsten Olympias zurückgerechnet, nicht die acht und achtzigste sondern die drey und achtzigste Olympias geben. Vors dritte würde Sophokles in der acht und achtzigsten Olympias, nach dem Suidas nicht zwanzig, sondern einige sechzig Jahre gewesen seyn; denn nach dem Suidas ist er im dritten Jahre der drey und siebzigsten Olympias gebohren. Und man glaube ja nicht, daß alle diese Unrichtigkeiten vielleicht mit der besondern Berechnung des Plinius (Pliniano calculo) bestehen könnten. Diese besondere Berechnung des Plinius betrift blos das Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, welches ihn Hardüin in das vierte der neunten Olympias setzen läßt, anstatt daß es nach der gemeinen Rechnung in das vierte der sechsten fällt. Wenn also in der Anmerkung des Hardüins nicht alle Zahlen verdruckt sind, so muß er gar nicht nachgeschlagen, gar nicht gerechnet haben.

Die Anmerkung welche der Pater über das Trauerspiel selbst macht, ist nicht minder seltsam: In ea fabula, sagt er, Ceres Triptolemum

(q) Fabricius macht in dem Verzeichnisse der verlornen Trauerspiele des Sophokles, unter Τριπτολεμος eben diese Berechnung, aber ohne im geringsten für das erste Trauerspiel desselben etwas daraus zu schliessen.

(r) Lib. I. contra Appionem.

edocet, quantum terrarum necesse sit peragrari seminandis a se datis frugibus, Italiamque prae caeteris laudat. *Vide Dionys. Hal. lib. I. Antiq. Rom.* Sollte man aus dieſen Worten nicht ſchlieſſen, der Triptolemus des Sophokles müſſe noch vorhanden ſeyn, und das ganze Stück lauffe auf weiter nichts, als dieſen Unterricht der Ceres hinaus? Der Pater redet ſeinem Währmanne ohne Ueberlegung nach. Denn Dionyſius von Halicarnaß braucht am angezogenen Orte weiter nichts als dieſen Umſtand aus dem Triptolemus; und wenn Er im Präſenti davon ſpricht, ſo iſt es ganz etwas anders, als wenn es Harduin thut.

(K)

Zugleich der Schauſpieler — dieſe Gewohnheit ab.) Der ungenannte Biograph: *Καταλυσας την ὑποκρισιν του ποιητου δια την ιδιαν ισχνοφωνιαν· παλαι γαρ και ὁ ποιητης ὑπεκρινετο.* Eine ſchwache Stimme war ein Fehler, der vor Alters einen Mann zum Schauſpieler weit untauglicher machte, als heut zu Tage, da wir jene groſſen Schauplätze nicht mehr zu füllen haben. Das Unvermögen hielt ihn alſo vom Theater zurück, und nicht die Verächtlichkeit der Profeſſion. Denn den Griechen war keine Geſchicklichkeit verächtlich, die ihnen Vergnügen machte. So oft unſer Dichter auch daher andere Talente zeigen konnte, auf welche ſeine ſchwache Stimme keinen Einfluß hatte, beſtieg er die Bühne; welches ſich nicht undeutlich aus zwey Beyſpielen ſchlieſſen läßt, die man uns ausdrücklich davon aufbehalten hat. In dem Thamyris nehmlich lies er ſich auf der Cither hören, und in der Nauſikaa zeigte er ſich als Tänzer.

In dem Thamyris lies er ſich auf der Cither hören. Athenäus (s): *τον Θαμυραν διδασκων ἁυτος ἐκιθαρισεν.* Und der ungenannte Biograph: *φασι δε ὁτι και κιθαραν ἀνελαβων ἐν μονῳ τῳ Θαμυριδι ποτε ἐκιθαρισεν.* Thamyris war jener Thraciſche Virtuoſe (*), der es wagen durfte, die Muſen ſelbſt zu einem Wettſtreite aufzufordern. Er ward überwunden, und die Muſen machten ihn, zur Strafe ſeiner Vermeſſenheit, blind. Das war der Inhalt des Sophokleiſchen Trauerſpiels; und ohne Zweifel lies ſich der Dichter in der Perſon des Thamyris ſelbſt, auf der Cither hören. Nicht daß er

(s) Lib. I. p. m. 20.

(*) *Κοινῳ σοφιζῃ Θρηκι,* ſagt die Muſe in dem Trauerſpiele Rheſus von ihm. V. 924.

deswegen die ganze Rolle des Thamyris gespielt hätte; er hatte vielleicht nicht einmal nöthig, auch nur in die Cither zu singen. Denn dieser Thamyris, welchen Umstand uns der ältere Plinius (t) von ihm aufbehalten hat, war der erste, der die Cither als ein von der Stimme unabhängendes Instrument behandelte, und sie, ohne darein zu singen, spielte. Hatte nun Sophokles diesen Umstand anzubringen gewußt, so konnte ihn seine schwache Stimme nicht hindern, Thamyris an derjenigen Stelle selbst zu seyn, wo er ihn blos auf der Cither mit den Musen wetteifern lies. Es würde sich mehr als Muthmassungen hievon beybringen lassen, wenn das Stück itzt nicht unter die verlornen Stücke unsers Dichters gehörte (u). Da unterdessen auch solche Muthmassungen weder ganz unangenehm, noch ganz unnütze sind, so erlaube man mir, noch einen andern Zug daraus muthmassen zu dürfen. Diesen nehmlich: daß die Bestrafung des Thamyris auf der Bühne geschehen; daß er vor den Augen der Zuschauer blind geworden. Ich gründe meine Muthmassung auf eine Stelle des Pollux, in die sich seine Ausleger gar nicht zu finden gewußt haben. Pollux (x) gedenket verschiedener tragischen Masken, die von einer besondern Art gewesen, und sagt unter andern, daß die Maske des Thamyris, zweyerley Augen gehabt habe; τον μεν γλαυκον, ὀφθαλμα, τον δε μελανα. Jungermann macht hierüber folgende offenherzige Anmerkung: Thamyri vero cur oculum glaucum, et alterum nigrum in scena assingi ait? Constat quidem ex Apollodori lib. I. Thamyrin περι μουσικης cum Musis congressum: quem victum των ὀμματων και της κιθαρῳδιας illiae ἐξερησαν. Sic itaque prorsus excoecarunt. Cur itaque discolori altero utro introducebatur oculo? Libenter nostram ignorantiam fatemur, quam ut diu taciti foveamus causae non est, cum sic forte nec ipsi, nec alii, qui juxta nos ignorant, edoceamur ab iis qui sciunt. Daß auch ich itzt unter denjenigen bin, die es wissen, habe ich vornehmlich dem Du

(t) Cithara sine voce cecinit Thamyras primus. *Natur. Hist. Lib. VII. c. 57.*

(u) Casaubonus, Meursius, Fabricius finden in ihren Verzeichnissen der verlornen Stücke des Sophokles des Thamyris bloß bey dem Athenäus, dem Pollux, und dem ungenannten Biograph, gedacht. Sie hätten anmerken sollen, daß auch Plutarch seiner nicht undeutlich gedenkt; in dem Buche nehmlich περι οὐδε ζην ἡδεως κατ' Επικουρον (p. m. 1093.) führt er ein Paar Zeilen des Sophokles an, die, dem Zusammenhange nach, nothwendig aus dem Thamyris seyn müssen.

(x) Lib. IV. c. 19. p. m. 434.

Bos (y) zu danken; und das Räthsel löset sich so auf. Die alten Schauspieler, wie bekannt, spielten in Masken, welche nicht allein das Gesicht, sondern den ganzen Kopf bedeckten. Diese Masken hatten die Unbequemlichkeit, daß sie der Abänderungen nicht fähig waren, welche die abwechselnden Leidenschaften in den Zügen des Gesichts verursachen. Die kleinern von diesen Abänderungen waren für ihre Zuschauer zwar ohnedem verloren; indem diese größten Theils viel zu weit abstaßen, als daß sie selbige auch auf einem wirklichen Gesichte hätten erkennen können. Die größern aber, welche dem Gesichte eine ganz andere Farbe, allen Muskeln desselben eine ganz andere Lage geben, und von sehr weitem zu erkennen sind, auch diese größern, sage ich, den Augen der Zuschauer verweigern, würde keine geringe Verkümmerung ihres Vergnügens; und eine Vernachlässigung des sichersten Mittels, einen Eindruck auf sie zu machen, gewesen seyn. Was thaten sie also? Eine Stelle des Quintilian (z) kann es uns sehr deutlich lehren: In Comoediis — pater ille cujus praecipuae partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero efecto, altero composito est supercilio; atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis, quas agunt, partibus congruat. Die Maske, sagt Quintilian, desjenigen Vaters, der in der Komödie bald linde bald strenge seyn mußte; war getheilt; die eine Helfte zeigte ein glattes, heiteres Gesicht, die andere ein finsteres, gerunzeltes Gesicht; war der Vater itzt linde, so wies der Schauspieler den Zuschauern die heitere Helfte, und mußte er auf einmal streng und zornig werden, so wußte der Schauspieler eine so ungezwungene Wendung zu machen, daß der Zuschauer die finstere Helfte zu sehen bekam. Wie es mit der Maske dieses Vaters war, so war es unfehlbar mit den Masken aller Personen, die in der Geschwindigkeit vor den Augen der Zuschauer ein verändertes Gesicht zeigen mußten, und also nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze Maske zu verwechseln. Nun nehme man an, daß auch Thamyris in diesem Fall war, und die Worte des Pollux sind erklärt. Itzt war Thamyris noch sehend, und der Schauspieler zeigte diejenige Helfte seiner Maske, die das schwarze Auge hatte. Nun sollte er auf einmal blind werden, und der Schauspieler wandte sich

(y) Du Bos von den Theatralischen Vorstellungen der Alten. Man sehe das dritte Stück meiner Theatralischen Bibliothek, Seite 185.

(z) Inst. Orat. Lib. XI. cap. 3.

ſo geſchickt, daß plötzlich die Zuſchauer die andere Helfte, welche das glauche Auge (γλαυκον ὀφθαλμα) hatte, erblickten. Denn γλαυκον ὀφθαλμα, iſt hier nichts anders als ein Auge, daß mit einem Γλαυκωμα behaftet ſcheinet; und Glaukoma, wie bekannt, iſt diejenige Krankheit des Auges, welche unſere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichſte und augenſcheinlichſte Zeichen der Blindheit, welches die Skevopöie nur immer wählen konnte! — Ich komme auf den Söphokles zurück. In dem Thamyris alſo lies er ſich auf der Cither hören; und der ungenannte Biograph ſetzt hinzu: ὁθεν και ἐν τῃ ποικιλῃ ϛοᾳ μετα κιθαρας ἑαυτον γεγραφθαι φασι; „daher ſey er, wie man ſagt, in der „Stoa Poecile mit der Cither gemahlt worden." Was dieſe Stoa für ein Gebäude geweſen, wie ſie vorher geſſeiſſen, wo ſie geſtanden (aa), das iſt gnugſam bekannt. Sie hatte ihren Beynahmen Poecile, die bunte, von den Gemälden erhalten, mit welchen ſie vornehmlich Polygnotus ausgezieret hatte (bb). Dieſe Gemälde ſtellten die Götter und Helden der Athenienſer vor; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Polygnotus, der kein gedungener Künſtler war, ſondern bloß um die Ehre arbeitete, auch noch lebenden verdienten Männern die Schmeicheley werde gemacht haben, ihre Bildniſſe mit anzubringen. Dem ohngeachtet aber iſt wohl ſchwerlich das Bildniß des Sophokles, von der Hand dieſes Künſtlers geweſen. Ich ſchlieſſe dieſes aus folgendem Umſtande, den uns Plutarch aus der ſcandalöſen Chronike der damaligen Zeit aufbehalten hat (cc). Polygnotus liebte die Elpiniee, die Schweſter des Cimons; und ohne Zweifel war ſeine Liebe eben in dem ſtärkſten Feuer, als er die Trojanerinnen in der gedachten Stoa mahlte: denn einer von ihnen, der Laodice, gab er das Geſicht ſeiner Geliebten. Wird Elpinice damals ſchon alt, ſchon verheyrathet geweſen ſeyn? Schwerlich wohl. Aber zu der Zeit, als Sophokles, mit durch

(aa) Menage (*In Diogenis Laertii Lib. VII. Segm.* 5.) merkt aus dem Lucian an, daß dieſe Stoa auf dem Marktplatze gelegen. Ich bediene mich dieſer Bemerkung, die Verſe des Melanthius beym Plutarch (im Leben Cimons S. 481.) daraus zu erläutern, wo geſagt wird, daß Polygnotus unentgeltlich

— — — —

den Ausſpruch ihres Bruders, für ſein erſtes Trauerſpiel den Preis erhielt, muß ſie ſchon beides geweſen ſeyn, wenn man ſie auch noch ſo viel jünger als den Cimon annimmt. Und folglich mahlte Polygnotus die gedachte Stoa zu einer Zeit, als Sophokles noch gar nicht bekannt ſeyn konnte, als wenigſtens ſeine tragiſchen Verdienſte noch nicht ſo feſt geſtellet ſeyn konnten, daß ſie dieſe öffentliche Ehre verdient hätten. Vielleicht alſo war ſein Bildniß von dem Micon, von welchem es aus dem ältern Plinius bekannt iſt, daß ihm die Athenienſer nach dem Polygnot einen Theil dieſer Stoa auszumahlen gaben.

In der Nauſikaa zeigte ſich Sophokles als Tänzer. Athenäus (dd): *ἀκρος δε ἐσφαιρισεν ὁτε την Ναυσικααν ἐθηκε.* Ich ſage, er zeigte ſich als Tänzer, und die Worte meines Währmanns ſcheinen eigentlich doch weiter nichts zu ſagen, als daß Sophokles in der Nauſikaa den Ball vortrefflich geſchlagen: *ἀκρος ἐσφαιρισεν.* Allein die Sphäriſtik, oder das Ballſchlagen und alle verſchiedne Arten deſſelben, war bey den Alten ein Theil der Orcheſtik, als welche alle körperliche Uebungen in ſich begrif, wo die Bewegungen nach einer gewiſſen Eurhythmie, nach dem Takte, geſchehen mußten. Das iſt zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten ſollte. Die Frage wird alſo nur hier ſeyn: was war das für ein Stück, in welchem Ball geſpielt ward? Wer ſeinen Homer inne hat, dem kann unmöglich die Tochter des Alcinous, des Königs der Phäacier unbekannt ſeyn (ee). Ulyſſes war an das Ufer von Scheria geworfen; hier lag der Unglückliche, und ſchlief. Indeß erhob ſich Minerva in den Pallaſt des Alcinous und gab der ſchönen Nauſikaa ein, mit ihren Geſpielinnen und Mägden nach dem Meere zu gehen, um da ihre Kleider zu waſchen. Denn an ſie ſollte ſich Ulyſſes zu erſt wenden; ſie ſollte ihm den Weg zur Gunſt ihres Vaters bahnen. Sie kommen alſo, waſchen ihr Geräth und trocknen es auf dem Ufer; und indem es trocknet, baden und ſalben ſie ſich, und lagern ſich zu eſſen, und ſtehen auf zu ſpielen. Und was ſpielten ſie?

Σφαιρῃ τας ἀρ' ἐπαιζον, ἀπο κρηδεμνα βαλουσαι,
Τῃσι δε Ναυσικαα λευκωλενος ἠρχετο μολπης (ff).

(dd) Lib. I. p. m. 20.

(ee) S. das ſechſte und die folgenden Bücher der Odyſſee.

(ff) Die Frau Dacier überſetzt dieſe Stelle: Le repas fini, elles quittent toutes leurs voiles et commencent à jouer toutes ensemble à la paume. *Nausicaa se met ensuite à chanter.* Sie höret alſo die Nauſikaa ſingen, wo ich ſie nur tanzen ſehe. Sie hat aus der

Sie ſchlagen Ball, und Nauſikaa ſelbſt macht den Anfang. Nun will Minerva, daß Ulyſſes erwache. Die Prinzeſſin wirft; der Ball nimmt einen falſchen Flug; er fällt in einen tiefen Graben; die Mägde ſchreyen; und Ulyſſes erwacht. Er entſchließt ſich kurz, auf das Geſchrey zu zu gehen. Aber er iſt nacket, ſplitternacket; und es war ein weibliches Geſchrey! Was thut der Mann, dem nie in der Noth ein weiſer Rath gebrach?

Ex πυκνης δ' ὑλης πτορθον κλασε χειρι παχειη
Φυλλων, ὡς ρυσαιτο περι χροϊ μηδεα φωτος.
Βη δ' ἰμεν, ὡσε λεων ὀρεσιτροφος, ἀλκι πεποιθως,
Οϛ εἰσ' ὑομενος και ἀημενος, ἐν δε οἱ ὀσσε·
Δαιεται· ἀυταρ ὁ βουσιν ἐπερχεται, ἠ ὀϊεσσιν
Ἡε μετ' ἀγροτερας ἐλαφους· κελεται δε ἑ γαστηρ,
Μηλων πειρησοντα και ἐς πυκινον δομον ελθειν.

Welch ein Gemälde! Welch eine Vergleichung (gg)! So kömmt der nackte, fürchterliche Mann auf ſie zu. *) Die Mädchen ſchreien und fliehen.

Acht gelaſſen, daß πολπη nicht bloß contus, ſondern eben ſo oft tripudium, saltatio heißt; wegen des beiden gemeinſchaftlichen Takts. *Ηρχετο μολπης* heißt daher hier weiter nichts, als ſie fieng das Spiel an. Ich finde, daß Burette, in ſeiner Abhandlung von der Sphäriſtik der Alten, (Memoires de Litterature des Inscriptions et b. L. T. I. p. 155.) den nehmlichen Fehler macht. Denn er überſetzt: pendant que la Princesse de son coté les animoit par son chant.

(gg) Man erlaube mir über dieſes Gleichniß, das ich für eines der ſchönſten im Homer halte, eine kleine Ausſchweifung. Es hat ſeine Tadler gefunden; aber ſeine Vertheidiger ſcheinen mir den rechten Punkt nicht getroffen zu haben. Man leſe nur, was Clarke in ſeiner Ausgabe darüber anmerkt. »Fuerunt qui Ulyssem hoc loco, viribus defectum, procellaque »pene enecatum, leoni fero parum apte comparari crediderint. *Eustathius* vim simili»tudinis in eo consistere existimat, quod Ulysses puellis Nausicaæ comitibus, haud minus »quam leo, terribilis apparuerit. *Οτι τον Οδυσσεα* *) *γυμνον ὀντα και δυσαροστον δια τουτο φαινεται μετα βλοσυροτητος μελλοντα ταις κοραις, λεοντι παραβαλλει, ἐπιων· „Βη δ' ἰμεν, ὡσε λεων, κ. τ. λ.“ Ἐιτα δεικνυς ὡς ου προς την Οδυσσεως ἀνδριαν ἡ παραβολη, ἀλλα προς την ἐκπληξιν, ην ἐξ ἀυτου αἱ γυναικες ἐπαθον, ἐφαγεν·* (v. 137.) *„Σμερδαλεος δ' ἀυτησι φανη,* etc. — Domina *Dacier* leoni eum ideo comparari arbitratur, quia audito puellarum strepitu, hominibusne mitibus an crudelibus occursurus esset, ignarus, ex arbusto nudus animoque intrepido egrederetur. Mihi in eo potius consistere videtur comparationi vis, tum quod Ulysses mari humidus, totusque spuma foedatus, leoni agresti procellisque afflicto, *Οϛ εἰσ' ὑομενος και ἀημενος*, similis dicatur; tum quod necessitate coactus (v. 136.) ex arbusto puellis timidis sese nec opinato ostenderit, ipsisque (uti observat *Eustathius*) fugam et terrorem haud minorem, quam leo ferus ovibus aut hinnulis imbecillibus incusserit. — Recht gut; alle die verſchiedenen Aehnlichkeiten, welche die Dacier, Euſtathius und Clarke angeben, ſind augenſcheinlich; wird aber dadurch jene Unähnlichkeit gerettet, welche die Tadler zwiſchen einem abgematteten, wehr- und waffenloſen Manne,

*) Bis hieher ward 1760 gedruckt.

Die einzige Nauſikaa bleibt ſtehen, und erwartet ihn; und ſo weiter. — Aber was ſind das für Auftritte für ein Trauerſpiel? „Sophokles," „ſagt die Frau Dacier (hh), hatte aus dieſem homeriſchen Stoffe eine „Tragödie gemacht, die ſehr wohl aufgenommen ward. Ich wünſchte, daß „uns die Zeit dieſes Stück aufbehalten hätte, damit wir ſehen könnten, „wie weit es die Kunſt mit einem ſolchen Stoffe bringen kann." Ich wünſchte es gleichfalls. Aber würde es wohl auch eine wirkliche Tragödie ſeyn. Ich glaube ſchwerlich; ſondern es würde, allem Anſehen nach, ein ſatyriſches Drama ſeyn. Ich kann zwar nicht ſagen, daß es als ein ſolches von den alten Schriftſtellern, die ſeiner gedenken, angeführt werde; aber der komiſch-tragiſche Inhalt iſt allzuſehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß ſie auch die Muthmaßung des Caſaubonus geweſen iſt (ii). Die Odyſſee war überhaupt eine reiche Vorrathskammer für die ſatyriſchen Schauſpiele. Das einzige Stück, welches uns von dieſer Gattung übrig geblieben iſt, des Euripides

und einem Löwen finden, der ſich auf ſeine Stärke verläßt? ἀλλα πεποιθως. — Es iſt wahr, Homer verliebt ſich oft ein wenig in ſeine Gleichniſſe, und mahlt ſie nicht ſelten mit Zügen aus, die ſich auf das Verglichene nicht anwenden laſſen, und nur das Bild lebhafter und individueller zu machen dienen. Kann das aber der Fall hier ſeyn? Mit nichten. Denn wahre Unähnlichkeiten müſſen dergleichen beyläufige Züge nie werden. Ich erinnere mich daher mit Vergnügen einer Stelle des Themiſtius, der auch dieſem Tertio der Vergleichung eine ganz vortreffliche Wendung zu geben gewußt hat. Er ſagt nämlich: Allerdings iſt der abgemattete, mehr- und waffenloſe Ulyſſes auch jetzt noch ein Mann, der ſich auf ſeine Stärke verläßt. Nur iſt die Stärke des Ulyſſes nicht die körperliche Stärke eines Achilles, ſondern ſie beruht in ſeiner Klugheit, in ſeiner Beredſamkeit. Dieſe hatte er in keinem Schiffbruche verlieren können; und auf dieſe verließ er ſich. Ἡ δε ἀλκη ἡν ἀρα ὁ λογος, ὁν ἀφελεσθαι μονην το δαιμονιον οὐκ ἐξισχυσε· καιτοι τα χρηματα γε ἀφαλομενον, και τας ναυς, και τους στρατιωτας, και νη Δια γε τον χιτωνα το τελευταιον· ἐν οις οὐκ ἡν ἡ δυναμις ἡ Οδυσσεως· τη γουν ἀλκη ἐπεποιθει, και ἐκεινων ἀπολωλοτων. Es ſteht dieſe Stelle zu Ende ſeines Προτρεπτικου εις Φιλοσοφιαν, (edit. Harduin. p. 309.) und verdient bei dieſer Stelle Homers vor allen andern angezogen zu werden.

(hh) In den Anmerkungen zu ihrer Ueberſetzung: Sophocle avoit fait une Tragédie ſur ce ſujet d'Homère, qu'il appelloit Πλυντριας, et où il repréſentoit Nauſicaa à ce jeu. Cette pièce réuſſit fort. Je voudrois bien que le tems nous l'eût conſervée, afin que nous viſſions ce que l'art pouvoit tirer d'un tel ſujet. Die Πλυντριαι, oder Wäſcherinnen des Sophokles werden vom Pollux angeführt; und es iſt allerdings aus dieſem Titel zu ſchließen, daß der Inhalt die Geſchichte der Nauſikaa geweſen, und daß es vielleicht Nauſikaa, oder die Wäſcherinnen geheiſſen habe; dergleichen doppelte Titel bei den Alten nichts ſeltenes ſind. Dem ungeachtet würde die Frau Dacier beſſer gethan haben, es hier unter ſeinem gewöhnlichen Titel, Nauſikaa, anzuführen. Woher ſie den Umſtand hat, daß es viel Beifall gefunden, kann ich nicht ſagen. Ich fürchte, es iſt ein bloßer Zuſatz ihrer gütigen Vermuthung, den ich unterdeß eben ſowenig zu beſtätigen als zu beſtreiten Luſt habe.

Cyklops, iſt, wie bekannt, gleichfalls daraus entlehnt. Der Charakter des Ulyſſes ſelbſt machte ihn zu einer ſatyriſchen Perſon ſehr bequem. Ich ſetze voraus, daß meinen Leſern das Weſen dieſes Drama bekannt iſt, von welchem wohl zu wünſchen wäre, daß es ein Genie unter uns ganz wiederherſtellen wollte. Die Tragikomödie war in dieſer Abſicht ein ſehr mißlungener Verſuch.

(L.)

Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, deren zum Theil Ariſtoteles gedenkt.) *Πολλα ἐκαινουργησεν ἐν τοις ἀγωσι.* Es iſt hier nicht von denen Verbeſſerungen die Rede, durch die Sophokles die Tragödie ſelbſt ihrem Weſen und ihrer Vollkommenheit näher brachte; ſondern bloß von den Neuerungen und Zuſätzen, die er in der Kunſt ſie aufzuführen machte. Und die Geſchichte dieſer Kunſt faßt Ariſtoteles, im vierten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, in folgender Beſchreibung kürzlich zuſammen: *Και πολλας μεταβολας μεταλαβουσα ἡ Τραγῳδια ἐπαυσατο, ἐπει ἐσχε την ἑαυτης φυσιν. Και το τε των ὑποκριτων πληθος, ἐξ ἑνος εἰς δυο πρωτος Αἰσχυλος ἠγαγε, και τα του Χορου ἠλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιστην παρεσκευασε· τρεις δε, και σκηνογραφιαν Σοφοκλης.* Den beſten Kommentar über dieſe Worte des Ariſtoteles giebt eine Stelle des Diogenes Laertius, wo er die Geſchichte der Weltweisheit mit der Geſchichte der Tragödie vergleicht: *ὡσπερ δε το παλαιον ἐν τῃ τραγῳδιᾳ προτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὑστερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην ἐξευρεν ὑπερ του διαναπαυεσθαι τον χορον, και δευτερον Αἰσχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης, και συνεπληρωσαν την τραγῳδιαν, ὁυτως και της φιλοσοφιας, κ. τ. λ.* Der Verſtand von beiden Stellen iſt dieſer. Anfangs war die Tragödie nichts als Geſang verſchiedener Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher dieſe Lieder ſang, manchmal ruhen und Athem ſchöpfen könnte, fiel Theſpis darauf, eine intereſſante Begebenheit dazwiſchen von einem aus der Bande erzählen

(ii) „*Ναυσικαα* — — tota fuit Homerica, et satyricis dramatibus anumeranda, judice *Casaubono*, ſagt Fabricius in ſeinem Verzeichniſſe der verlornen Stücke des Sophokles. Es muß ſich dieſes auf eine Stelle des Caſaubonus in ſeinen Anmerkungen zum Athenäus beziehen; denn in ſeinem Buche, De Poesi satyrica, erwähnt er der Nauſikaa unter den ſatyriſchen Stücken des Sophokles nicht.

oder vorſtellen zu laſſen. Aeſchylus verwandelte dieſe Erzählung und Vorſtellung die von einer einzigen Perſon geſchah, in ein ordentliches Geſpräch, indem er eine zweite Perſon hinzufügte, unter die ſich nunmehr die Geſchichte vertheilte, obgleich nothwendig die Eine Perſon mehr Antheil an der Handlung haben mußte, als die andre. Der Schauſpieler, welcher die Rolle der Hauptperſon ſpielte, hieß πρωταγωνιστης, ſo wie der andere δευτεραγωνιστης. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Perſonen haben mußte; denn der Deuteragoniſt konnte derſelben gar wohl mehr als Eine vorſtellen, wenn ſie nur nicht mit einander zugleich erſcheinen durften. Aber mit einander zuſammen ſprachen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwei. Endlich fand Sophokles, daß auch dieſes noch zu einförmig war. Er fügte alſo die dritte Perſon hinzu, welche τριταγωνιστης hieß.*)

Dieſer τριταγώνιστης iſt alſo die erſte Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Ariſtoteles zugeſchrieben wird. Es äußern ſich aber hiebei verſchiedene Schwierigkeiten und Widerſprüche. Wir wollen zuerſt den Barnefius (im Leben des Euripides vor ſ. Ausgabe, S. XXXVI.) hören: Nam licet *Aeschylus* in principio *Prometheï* sui *Robur* et *Vim* et *Prometheum* et *Vulcanum* simul inducat, non ibi nisi duo tantum personae loquuntur, hoc est *Robur* et *Vulcanus;* nec enim *Prometheus* prius loqui incipit, quam caeteri illi, opere absoluto, abierint, et priori scenae finem fecerint. Es wäre gut, wenn es keinen andern Auftritt von drei Perſonen beim Aeſchylus gäbe, als dieſen. Allein man höre den Dacier, (in ſeinen Anmerkungen über das vierte Kapitel der Ariſtot. Dichtk.) welcher ohne Zweifel den Aeſchylus beſſer geleſen hatte: Ce qu'Aristote dit ici, que Sophocle ajoûta un troisième Acteur aux deux d'Eschyle, pourroit faire croire qu'il n'y a jamais eu que deux Acteurs dans les pièces de ce dernier; cependant dans une scène de ses Coëphores, on voit Oreste, Pylade et Clytemnestre parler ensemble, et dans une autre de ses Eumenides, on voit Minerve, Oreste et Apollon. Il

*) Hiezu brauchten keine beſondre Leute zu ſeyn; und Demoſthenes wirft es dem Aeſchines mehr als Einmal vor, daß er in ſeiner Jugend dieſe dritten Rollen geſpielt habe. — Unmöglich kann aber Gyraldus gewußt haben, was τριταγωνιστης heiſſe, wenn er ſchreibt: Tres autem histriones primus Sophocles instituisse perhibetur, et eam, quae τριταγωνιστη dicitur. Er ſcheint die Worte des Suidas überſetzt zu haben; aber woher er das Femininum τριταγωνιστη hergenommen hat, das mag Gott wiſſen

est vrai que l'un des trois dit peu de chose; mais cela suffit pour faire voir qu'Eschyle n'a pas entiérement ignoré, que la scène pouvoit souffrir trois Acteurs différents du choeur. Comment donc Aristote peut-il attribuer cette invention à Sophocle? Seroit-ce parceque Sophocle s'en sert plus ordinairement? Je ne sçaurois le croire. Quand Eschyle fit ses Coëphores et ses Eumenides, il y avoit plus de douze ans qu'il voyoit des pièces de Sophocle, où il prit ce troisième Acteur que Sophocle avoit ajouté.

Das läßt ſich hören. Dem ungeachtet wollte ich lieber ſeinen erſten Grund annehmen; nämlich, daß Sophokles deswegen der Erfinder des dritten Schauſpielers genannt werde, weil er ſich deſſen in allen Stücken bediente, was beim Aeſchylus nur ein ſeltener Fall war.

Denn es muß ſchon bei den Alten ſelbſt ſtreitig geweſen ſeyn, ob man dieſe Erfindung dem Aeſchylus oder dem Sophokles zuſchreiben ſolle. Ein altes Leben des erſtern, welches Robortellus ſeiner Ausgabe vorgeſetzt hat, ſagt ausdrücklich, die Einführung des dritten Schauſpielers ſey vom Aeſchylus geſchehen. Ja, noch mehr, Ariſtoteles ſelbſt muß ſich an einer andern Stelle für den Aeſchylus hierin erklärt haben. Denn wenn Themiſtius*) in ſeiner Rede *ὑπερ του λεγειν, ἡ πως τῳ φιλοσοφῳ λεκτεον*, beweiſen will, daß nicht alle Neuerungen zu verwerfen ſind, weil alle Künſte und Wiſſenſchaften nach und nach erfunden worden; ſo nimmt er unter andern auch ein Beiſpiel von der Tragödie her: *Ἀλλα και ἡ σεμνη τραγῳδια μετα πασης ὁμου της σκευης, και του χορου, και των ὑποκριτων; παρελήλυθεν εἰς το θεατρον· και οὐ προσεχωμεν Ἀριστοτέλει, ὁτι το μεν πρωτον ὁ χορος ἐισιων ηδεν εἰς τους θεους· Θεσπις δε προλογον τε και ῥήσιν ἐξευρεν· Αἰσχυλος δε τριτον ὑποκριτην και ὁκριβαντας· τα δε πλειω τουτων Σοφοκλεος ἀπηλαυσαμεν και Ἐυριπιδου.*

(M.)

Zum Theil Suidas; Dieſer ſagt vom Sophokles: *οὑτος πρωτος τρισιν ἐχρησατο ὑποκριταις, και τῳ καλουμενῳ τριταγωνιστῃ· και πρωτος τον χορον ἐκ πεντεκαιδεκα ἐισηγαγε*

*) Edit. *Harduin.* p. 316.

νεων, προτερον δυωκαιδεκα εισιοντων. — — Και αυτος ηρξε του δραμα προς δραμα αγωνιζεσθαι· αλλα μη τετραλογιαν. Ich verweile jetzt nur bei dieſer letzten Neuerung des Sophokles in ſeiner Kunſt. „Er fing es zuerſt an, daß Drama gegen Drama um den „Preis ſtritt, und nicht die ganze Tetralogie."

Die tragiſchen Dichter ſtritten damals beſtändig mit vier Stücken zugleich um den Preis, wovon das letzte beſtändig ein ſatyriſches Stück war. Und dieſe vier Stücke zuſammen heißen eine Tetralogie. So erzählt z. E. Aelianus (L. II. c. 8.) daß in der ein und neunzigſten Olympiade Xenokles (den Ariſtophanes in ſeinen Fröſchen anſticht, und von welchem der Scholiaſt daſelbſt anmerkt, daß er ein ſchlechter Poet geweſen ſey, welcher der Allegorie gar zu ſehr nachgehangen habe); mit dem Euripides um den Preis geſtritten. Xenokles habe den erſten Preis erhalten, durch ſeinen Oedipus, Lykaon, Baechä, und das ſatyriſche Stück Athamas: Euripides aber den zweiten durch ſeinen Alexander, Palamedes, die Trojaner, und das ſatyriſche Stück Siſyphus. — Aelianus wundert ſich hierüber, und ſagt, daß die Richter entweder unwiſſend oder beſtochen geweſen ſeyn müßten, welches beides den Athenienſern keine Ehre macht.

Wenn Fabricius (Biblioth. Gr. L. II. c. 19) unter dem Xenokles dieſes Streites gedenkt, ſo ſchreibt er: cum Euripide certavit Olympiade LXXXI, und beruft ſich auf den Aelian. Er muß aber in der Geſchwindigkeit nur die lateiniſche Ueberſetzung angeſehen haben, welche prima supra octogesimam hat. Denn im Texte ſteht κατα την πρωτην και εκτην Ολυμπιαδα, und es iſt ausgemacht, daß anſtatt εκτην, ενενηκοστην zu leſen ſey, wie Scheffer bei dieſer Stelle bemerkt.

Diogenes Laertius ſagt in dem Leben des Plato, (L. III. §. 35.) wenn er von deſſen Dialogen und ihrer Eintheilung redet: Θρασυλος δε φησι και κατα την τραγικην τετραλογιαν εκδουναι αυτον τους διαλογους· οιον εκεινοι τετρασι δραμασιν ηγωνιζοντο, Διονυσιοις, Ληναιοις, Παναθηναισις, Χυτροις, ων το τεταρτον ην Σατυρικον. Τα δε τεττερα δραματα εκαλειτο Τετραλογια. Es ſcheint alſo, daß es deswegen allezeit vier Stücke waren, weil ſie an den vier hier genannten Feſten geſpielt wurden. Dieß iſt auch die Meinung des Caſaubonus, (de Poes.

Satyr. L, I. c. 5.) der daselbst überhaupt von den Tetralogien nachzulesen ist.

Sophokles aber muß diese Veränderung entweder sehr spät gemacht haben, oder sie muß nicht allen tragischen Dichtern zu gute gekommen seyn, wie das Exempel des Euripides in der obigen Stelle Aelians, und das Beispiel des Plato beweiset, von welchem eben der Schriftsteller (L. 2. c. 30.) sagt, daß er gleichfalls mit einer ganzen Tetralogie um den Preis streiten wollte: *Ἐπεθετο οὐν τραγῳδιᾳ, και δη και τετραλογιαν ἐιργασατο. Και ἐμελλεν ἀγωνιεισθαι, δους ἠδη τοις ὑποκριταις τα ποιηματα.* — Von dem Sohne des Euripides sagt der Scholiast des Aristophanes über die Frösche, v. 67: *Ουτῳ δε και αἱ Διδασκαλιαι φερουσι, τελευτησαντος Ἐυριπιδου, τον υἱον αὐτου δεδιδαχεναι ὁμωνυμως ἐν ἀςει Ἰφιγενειαν την ἐν Αυλιδι, Ἀλκμαιωνα, Βακχας.* Dieß war ohne Zweifel eine Trilogie, oder vielmehr eine Tetralogie, von welcher das satyrische Stück hier nur weggelassen ist. — Auch vom Philokles, der nach dem Suidas, nach dem Euripides lebte, führt eben der Scholiast des Aristophanes eine Tetralogie an: *ἐν τῃ Πανδιονιδι Τετραλογιᾳ.* Obgleich dieß damit nicht übereinzustimmen scheint, wenn Aristides sagt, Philokles habe den Preis gegen den Sophokles gewonnen.

Vielleicht also, daß nach dem Sophokles mit Tetralogien gegen Tetralogien gestritten wurde. Nimmt man diese Meinung an, so lassen sich viele Dinge vergleichen, die man sonst wohl unverglichen lassen muß. Z. E. Euripides soll nach dem Varro fünfmal, nach dem A. Gellius funfzehnmal den Preis gewonnen haben. Da wäre dann kein Widerspruch. Varro würde fünf Trilogien gemeint haben, und Gellius hätte die einzelnen Stücke derselben gezählt. *)

Wider diese Meinung scheint die Tetralogia Orestia des Aeschylus zu seyn, deren Aristophanes in den Fröschen v. 1155 gedenkt. Der ungenannte Verfasser der Beschreibung von den Olympiaden sagt indeß, daß diese Tetralogie in dem zweiten Jahre der achtzigsten Olympias den ersten Preis erhalten habe. Damals aber war Aeschylus schon todt, und es war eins von denen Stücken, die nach seinem Tode

*) Vergl. Bayle im Art. Euripides.

aufs Theater gebracht werden durften. Der Scholiaſt ſagt von dem Agamemnon, welches das erſte Stück in dieſer Tetralogie iſt, das Nämliche.

Sie wäre meiner Meinung alſo nicht zuwider, aber wohl eine andere, von welcher der Ungenannte unter der ſechs und ſiebenzigſten Olympiade, beim vierten Jahre ſagt: *Αισχυλος τραγῳδοις ἐνικα· Φινει, Περσαις, Γλαυκῳ Ποντιῳ, Προμηθει.*

(N.)

Zum Theil der ungenannte Biograph.) Ueber die Neuerungen, die Sophokles in ſeiner Kunſt machte, drückt ſich dieſer Ungenannte ſo aus: „Er lernte die tragiſche Dichtkunſt vom Aeſchylus, „und erfand viel Neues in der Vorſtellung. Erſtlich ſchaffte er es ab, „daß der Dichter ſelbſt ſein Stück ſpielte, (welches ehedem gewöhnlich „war) weil er ſelbſt eine allzu ſchwache Stimme hatte. Ferner vermehrte „er die Perſonen des Chors von zwölf Perſonen auf funfzehn, und erfand „den dritten Schauſpieler. Man ſagt auch, daß er ſelbſt einmal die Zither „genommen, und in dem Stücke Thamyris darauf geſpielt habe; daher „er denn auch in der bunten Gallerie*) mit der Zither gemahlt worden. „Satyrus ſagt, daß er auch den krummen Stab erfunden habe. „Desgleichen ſagt Iſtrus, daß er die weiſſen Stiefeln erdacht habe, „welche ſowohl die Schauſpieler, als die Perſonen des Chors tragen."

Was hier durch krummen Stab überſetzt iſt, heißt im Griechiſchen *καμπύλη βακτηρια.* — *Καμπυλη*, ſagt Stephanus, heiſſe auch der krumme Stab, deſſen ſich die Jäger bedienen. *Βακτηριὰ* iſt einerlei mit *το βακτρον*, baculus, scipio. Das letztere kommt ſehr oft in des Euripides Phönizierinnen vor, wo der blinde Oedipus viel von ſeinem Stabe ſpricht; als, v. 1710. ff:

Ποθι γεραιον ἰχνος τιθημι;
Βακτρα προσφερ' ὠ τεκνον.

Auch *βακτρευμα* kommt dort v. 1534. 35. vor, welches das Stützen auf dem Stabe bedeutet:

Τι μ' ὠ παρθενὲ βακτρευμασι τυφλον
Ποδος ἐξαγαγες ἐις φως;

*) *Ποικιλη στοα* hieß einer von den bedeckten Gängen wegen der daſelbſt befindlichen vielen Gemählde. (S. oben, S. 324.)

Julius Pollux, B. IV. Kap. 18, *περι ὑποκριτων σκευης*, sagt von der Kleidung alter, bejahrter Personen: *γεροντων δε φορημα· καμπυλη, φοινικις, ἡ μελαμπορφυρον. ἱματιον, φορημα νεωτερων· πηρα, βακτηρια.* So ist die Stelle in der neuen Ausgabe des Hemsterhuis abgedruckt; und die lateinische Uebersetzung dabei ist: Senum autem indumentum vestis est retorta, purpurea, vel nigra aliqua. Purpurea vestis juniorum indumentum est. — *Φοινικις* wird durch vestis phoenicei coloris erklärt. Diese phönizische Farbe aber wird von dem Purpur bei den Alten allezeit auf das deutlichste unterschieden. Ich tadle also zuerst an dieser Uebersetzung, daß sie beides durch purpureus gegeben. Die Lacedämonier trugen *φοινικιδες* im Kriege, damit das Blut nicht so zu sehen seyn sollte. Die phönizische Farbe war also ohne Zweifel dunkelroth. — Vielleicht zwar, wie mir es jetzt wahrscheinlicher wird, ist es umgekehrt. Denn Plinius sagt (L. IX. c. 38.) daß die Purpurfarbe nigricans aspectu sey; und Gellius (L. II. c. 26.) giebt der phönizischen Farbe exuberantiam splendoremque ruboris. — Was heißt aber vestis *retorta*? Was kann *καμπυλη* seyn, wenn es von einem Kleide gesagt wird? — Kurz, *καμπυλη* gehört zu *βακτηρια*. Und Pollux selbst verbindet beides an einem andern Orte, (L. X. §. 173.) wo er sagt, daß *βακτηρια περσις* so viel sey, als *βακτηρια καμπυλη*.

(P.)

Viel Ehre scheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben.) Der Scholiast über den Aristophanes *) sagt hierüber: *Ὁτι ἐπι μισθῳ ἐγραψε τα μελη. Και γαρ Σιμωνιδης δοκει πρωτος σμικρολογιαν εἰσενεγκειν εἰς τα ᾄσματα, και γραψαι ᾄσμα μισθου. Τουτο δε και Πινδαρος φησιν αἰνιττομενος.* — — Und nun folgt die Stelle aus Pindar's Isthm. *β.* zu Anfange, die aber hier zum Theil ganz anders gelesen wird, als beim Pindar. — — *Το μεν τοι περι των κιβωτων του Σιμωνιδου λεγομενον*, u. s. f.

Ἀλλως. Ὁ Σιμωνιδης διεβεβλητο ἐπι φιλαργυριᾳ· και τον Σοφοκλεα οὐν δια φιλαργυριαν ἐοικεναι τῳ Σιμωνιδῃ. Λεγεται δε ὁτι ἐκ της στρατηγιας της ἐν Σαμῳ ἠργυρισατο.

*) Εἰρηνη, v. 606.

Χαριεντως δε παυυ ἀυτῳ λογᾳ διεσυρε τους β' ἰαμβοποιους· μεμνηται ὁτι σμικρολογος· ὁθεν ὁ Ξενοφανης κιμβικα ἀυτον προσαγορευει· μηποτε δε ἐδοκει Σοφοκλης περι τους μισθους και τας νεμεσεις ὀψε ποτε φιλοτιμοτερος γεγονεναι.

Und Florens Chriſtianus, in ſeinen Anmerkungen über eben dieß Luſtſpiel des Ariſtophanes: Dei Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum postulatus olim a suis fuerit male administratae rei familiaris. Tamen ferunt ex praetura, quam cum imperio in Samo gessit, grandem eum pecuniam conflasse. Unde Xenophanes vocavit eum *κιμβικα*. Est enim *κιμβιξ, ὁ λιαν μικρολογος περι τα χρηματα*. Origo *ἀπο των κιμβιων*, quae sunt *σφηκιαι* vel *μελισσια* ab apibus, quas *parcas* recte Virgilius vocat. — Apud Athenaeum quoque Chamaeleon Simonidem vocavit *κιμβικα* et *ἀισχροκερδη*. Miror autem Aristophanis inconstantiam, qui maximum et prudentissimum poetam et theatri scenici principem ita perstringat et vellicet, quem opere maximo laudavit in *Nebulis*. Sane temperare sibi debuit ab hac scabie, praesertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hostibus, ut, cum bello Siculo multi captivi essent Athenienses, plerisque tamen parsum fuerit propter communicatas ipsis Sophocleas fabulas. Sed prisca comoedia Satyra fuit tota; et, quod diximus antea, *κακως λεγειν Αττικον ἐστι μελι*. Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider dieſe Stelle iſt verſchiednes zu erinnern. Erſtlich ſoll Ariſtophanes in den Wolken den Sophokles ungemein gelobt haben. Das glaube ich nicht. Zweitens, waren es die Verſe des Euripides, welche den Athenienſern ſo gute Dienſte leiſteten, und nicht des Sophokles Trauerſpiele.

(O.)

Darin kommen die Zeugniſſe der Alten alle überein, daß Sophokles von den Athenienſern zum Feldherrn ſey ernennet worden. Aber wenn dieſes geſchehen ſey, und in welchem Kriege, wider wen dieſer Krieg geführt ſey, darin gehen ſie ſehr von einander ab.

Der ungenannte Biograph ſagt: „Die Athenienſer erwählten ihn in „ſeinem fünf und ſechzigſten Jahre zum Feldherrn, ſieben Jahr vor dem „peloponneſiſchen Kriege, in dem Feldzuge wider Anäa.“

Ein andrer Ungenannter, von welchem wir eine Beſchreibung der

Olympiaden haben, sagt in derselben, unter dem dritten Jahre der fünf und achtzigsten Olympiade, fast mit den nämlichen Worten: „In dieses „Jahr fällt der Krieg der Athenienser wider Anäa, in welchem der Tra„gödienschreiber Sophokles zum Feldherrn erwählt ward."

Nun nahm der peloponnesische Krieg in dem zweiten Jahre der sieben und achtzigsten Olympiade seinen Anfang; und das siebente Jahr vor diesem Kriege wäre das gedachte dritte der fünf und achtzigsten Olympiade. Dieses Datum also könnte, wegen des doppelten Zeugnisses, kaum in Zweifel gezogen werden. Allein, wenn es damit seine Richtigkeit hat, so ist doch das nicht der Fall, daß Sophokles damals bereits fünf und sechszig Jahr alt gewesen sei. Denn da der ungenannte Biograph das zweite Jahr der ein und siebenzigsten Olympiade zu seinem Geburtsjahr annimmt; so ist bis auf das siebente Jahr vor dem peloponnesischen Kriege nur eine Zeit von einigen funfzig Jahren verflossen. Vielleicht hat der Ungenannte auch wirklich anstatt ἑξηκοντα πεντε, πεντηκοντα πεντε schreiben wollen; welches so ziemlich eintreffen würde.

Doch auch mit diesem siebenten Jahre vor dem peloponnesischen Kriege, glaubt Petit*) müsse es seine Richtigkeit nicht haben, wenn man anders dem Plutarch glauben dürfe. Dieser sagt nämlich in dem Leben des Perikles, wenn er von dem scharfsinnigen Reden dieses Mannes redet, unter andern: „Ein andermal ließ er sich gegen den Sophokles, „als er mit demselben zu einer gewissen Unternehmung abschiffte, und „dieser einen schönen Jüngling lobte, so vernehmen: Sophokles! ein „Feldherr muß nicht nur reine Hände, sondern auch reine Augen haben."

Nun sagt der ungenannte Biograph, daß Sophokles unter dem Perikles Feldherr gewesen sey; und der Grammatiker Aristophanes sagt in seinem Inhalte der Antigone, daß es in einem Feldzuge wider die Samier gewesen sey. Nach dem Diodorus Sikulus aber zog Perikles gegen die Samier in dem vierten Jahre der vier und achtzigsten Olympiade, als Timokles Archon war, welches der ungenannte Verfasser der Beschreibung der Olympiaden gleichfalls bestätigt.

Da der ganze Krieg wider Anäa scheint nur der Samier wegen unternommen zu seyn, weil die von Anäa mit dem benachbarten Samos in Bündniß standen. Denn Stephanus sagt: Ἀναια — — ἐστι δε

*) *Miscellaneor.* Lib. III. c. 16.

Καριας, ἀντικρυ Σαμου. Κεκλῆται ἀπο Ἀναιας Ἀμαζονος, ἐκει ταφεισης. — Το ἐθνικον, Ἀναιος. Stephanus muß die Gränzen von Karien sehr weit ausdehnen, wenn Anäa Samos gegen über gelegen haben soll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine Jonische Stadt seyn. Ueberhaupt aber sind die Gränzen zwischen Jonien und Karien bey den Alten sehr ungewiß.

Eben dieser Stephanus sagt: Σαμος ἐπιφανης προς τῃ Καριᾳ νησος. — Und Abrah. Berkel macht die Anmerkung: Nisi Stephani verba essent clariora quam Thucydidis, fluctuandum nobis foret, an Cariae, an vero Samo haec civitas esset attribuenda. Eius verba L. IV. ita sunt constituenda, ut sensum ex iis elicias: Και ἐδοκει αὐτοις δεινον εἰναι, μη ὡσπερ τα ἐν Ἀναιᾳ ἐπι τῃ Σαμῳ γενηται, ἐνθα οἱ φευγοντες τῶν Σαμιων κατασαντες. Valla haec transtulit, quasi Ἀναια in Samo esset sita; cum debuisset vertere: apud vel juxta Samum: nam sic Graeci dicunt ἐπι τῷ ποταμῳ et ἐπι ταις θυραις.

Anäa ist von Samiern, welche von den Ephesiern, mit ihrem Könige Leogorus von der Insel vertrieben wurden, befestigt worden; und von da aus haben sie auch die Inseln wieder erobert. — Pausanias sagt, daß Anäa ἐν τῃ ἠπειρῳ τῃ κατα, in dem gegenüber gelegenen festen Lande gelegen habe.

Diese ganze Anmerkung gehört größtentheils dem Samuel Petit, der aus dem allen den Schluß zieht, daß Sophokles seine Antigone in dem dritten Jahre der vier und achtzigsten Olympiade habe aufführen lassen, und daß ihn die Athenienser zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernennet haben, wie es Aristophanes ausdrücklich sagt. — Es wäre also neun Jahr vor dem Peloponnesischen Kriege gewesen.

Wider die letzte Kritik des Petit wäre aber dieß einzuwenden, daß Perikles die Samier zweimal überwunden hat, und daß Sophokles erst bey dem zweiten Feldzuge Feldherr geworden, welches denn in das dritte Jahr der fünf und achtzigsten Olympiade fallen würde. *)

Wenn Strabo in seinem vierzehnten Buche (S. 446. der Amst. Ausg.) von der Insel Samos redet; so sagt er: Ἀθηναιοι δε

*) S. Diod. Sic. L. XII. Thucydid. L. I. c. 3. — Auch Plutarch gedenkt im Perikles des zwiefachen Kriegszuges gegen die Samier.

προτερον μεν πεμψαντες στρατηγον Περικλεα, και συν αυτω Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκια κακως διεθηκαν απειθουντας τους Σαμιους· υστερον δε και κληρουχους επεμψαν τρισχιλιους; εξ ἑαυτων, ὡν ἡν και Νεοκλης ὁ Επικουρου του φιλοσοφου πατηρ.

Was Plutarch zu Nicias von dem Sophokles sagt, ist vielleicht falsch; und er hat den Dichter Sophokles mit dem andern Sophokles verwechselt; so, wie er in dem Leben des Perikles den Feldherrn Thucydides mit dem Geschichtschreiber verwechselt zu haben scheint.

Justinus kommt darin überein, daß Sophokles neben dem Perikles Heerführer gewesen sey. Allein er sagt, es sey gegen die Lacedämonier, und nicht gegen die Samier gewesen. Die Stelle ist diese: Inde revocati Lacedaemonii ad Messeniorum bellum, ne medium tempus otiosum Atheniensibus relinquerent, cum Thebanis paciscuntur, ut Boeotiorum imperium his restituerent, quod temporibus Persici belli amiserant, ut illi Atheniensium bella susciperent. Tantus furor Spartanorum erat, ut duobus bellis impliciti, suscipere tertium non recusarent, dummodo inimicis suis hostes acquirerent. Igitur Athenienses adversus tantam tempestatem belli duos duces deligunt, Periclem, spectatae virtutis virum, et Sophoclem, scriptorem tragoediarum, qui diviso exercitu et Spartanorum agros vastarunt, et multas Achaiae civitates Atheniensium imperio adjecerunt. — Justinus, als ein Epitomator, preßt die Zeiten hier gewaltig zusammen, wie man aus dem zweiten Buche des Diodorus Sikulus sieht. Der Feldzug des Perikles wider die Lacedämonier geschah schon eine geraume Zeit früher, als der wider die Samier.

(Q.)

Die Zahl aller seiner Stücke wird sehr groß angegeben.) Suidas sagt, er habe hundert und drei und zwanzig Stücke spielen lassen; nach einigen aber noch weit mehrere: εδιδαξε δε δραματα ρκγ΄· ὡς δε τινες, και πολλω πλειω. — Der Ungenannte sagt, von Grammatiker Aristophanes zufolge, daß sich ihre Anzahl auf hundert und dreißig belaufen habe.

(R.)

Von den andern ist wenig mehr übrig, als der Titel.) Diese sind:

Ἀθαμας.

Sophokles hat zwei verſchiedne Tragödien dieſes Namens geſchrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raſerei des Athamas, welche Ovid im vierten Buche ſeiner Verwandlungen beſchreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen ſeine Gemahlin, die Ino, raſend machen. In dieſer Raſerei glaubte er auf der Jagd zu ſeyn, und eine Löwin mit Zwei Jungen zu verfolgen:

> Utque ferae sequitur vestigia conjugis amens,
> Deque sinu matris ridentem et parva Learchum
> Brachia tendentem rapit, et bis terque per auras
> More rotat fundae, rigidoque infantia saxo
> Discutit ossa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, floh die gleichfalls raſende Ino davon, und ſtürzte ſich mit ihm von einem Felſen ins Meer. — Die Alten ſtellten den Groll der Götter gegen große Perſonen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kann in der That ſchrecklicher ſeyn, als der unverſöhnliche Haß eines allmächtigen Weſens?

Von dem Inhalte des zweiten Trauerſpiels dieſes Namens wiſſen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Ariſtophaniſchen Scholiaſten, in den Wolken, erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich ſeyn; denn die Geſchichte iſt ungemein, und ſehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie iſt dieſe: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, dieſe Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theurung und das delphiſche Orakel hatte man um Rath gefragt. Ino beſtach den Geſandten, welcher den Ausſpruch des Orakels holen mußte; und dieſer gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz ſelbſt verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt den Abgeſandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um ſich nach eignem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geſchichte nicht völlig

so wie sie sich zugetragen haben soll, und wie sie Apollodor und Hygin erzählen; sondern so, wie ich sie zu brauchen gedächte.

Ἐρεχθευς.

Erechtheus war der sechste König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieses Stücks gewesen sey. Aber ich finde einen Zug in seiner Geschichte, der ungemein tragisch ist, und der sich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleusiniern in Krieg verwickelt. Er fragte das Orakel, wie er sich des Sieges vergewissern solle. Das Orakel befahl ihm, eine von seinen Töchtern zu opfern. Er erlas die jüngste dazu. Aber die übrigen alle wollten dieser grausamen Ehre eben so wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter diesen frommen Schwärmerinnen! Die jüngste ward geopfert; und die übrigen brachten sich zugleich mit ums Leben. — O! des verwaiseten Vaters!

Θυεστης.

Auch unter diesem Namen hat Sophokles zwei Trauerspiele verfertigt. Das eine hieß: *Θυεστης ὁ ἐν Σικυωνι*, d. i. Thyest in Sicyon, und kann von dem sonderbarsten schrecklichen Inhalte gewesen seyn. Nach der abscheulichen Mahlzeit, die ihm sein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er sich an seinem Bruder rächen solle, die Antwort bekam, er solle seine eigene Tochter entehren. Er überfiel diese auch unbekannter Weise; und aus diesem Beischlafe ward Aegisth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geschändeten Prinzessin! Von einem Unbekannten! In welchem sie endlich ihren Vater erkennt! Eine von ihrem Vater entehrte Tochter! Und aus Rache entehrt! Geschändet, einen Mörder zu gebären! — Welche Situationen! welche Scenen!

(S).

Den Preis hat er öfters davon getragen.) Suidas sagt, vier und zwanzigmal; Diodorus Siculus hingegen, achtzehnmal; und der ungenannte Biograph: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karystius sagt. Sehr oft hat er den zweiten Preis, niemals aber den dritten, erhalten."

(X.)

Der Vorzug, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte, ist der tragischen Ehre des ersten, weniger nachtheilig, als

er es bei dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint.) Die Stelle iſt beim Plato de Republ. L. VIII. p. 568, ed. *Steph.* — — Daß allerdings Plato den Vers:

Σοφοι τυραννοι των σοφων ανωνυσιαι

deswegen dem Euripides beigelegt habe, weil er glaubte, alle ſchöne Sprüchelchen müßten in dem Werken dieſes Dichters ſtehen, werde ich unten (in KK.) wahrſcheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes ſteht nicht allein beim Euſebius, ſondern auch beim Clemens Alexandrinus*); aber etwas verändert:

Εις ταις αληθειαισιν εις εστιν Θεος,
Ος ουρανον τ' εστυξε, και χαλκη μακρη,
Παντου τε χαροπον οιδμα, κ' ανεμων βιας
Θνητοι δε, πουλυκερδια πλανωμενοι,
Ιδρυσαμεσθα πηματων παραψυχην
Θεων αγαλματ' εκ λιθινων ή ξυλων ή χαλκεων
Η χρυσοτευκτων, ή ελεφαντινων τυπους
Θυσιας τε τουτοις και κενας πανηγυρεις
Νεμοντες· ουτως ευσεβειν νομιζομεν.

Auch Juſtinus Martyr führt dieſe Verſe, S. 19, gleichfalls mit einigen Veränderungen an. — Clemens ſagt darüber: *ουτοσι μεν ηδη και παρακεκινδυνευμενως επι της σκηνης την αληθειαν τοις θεαταις παρεισηγαγεν.*

(Z.)

Er ſtarb in dem dritten Jahre der drei und neunzigſten Olympias.) Beim Suidas ſteht, er ſey ſechs Jahr nach dem Euripides geſtorben. Dagegen ſagt der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung der Olympiaden unter jenem Jahre, daß Euripides und Sophokles beide in demſelben geſtorben wären.

Eben dieſes ſagt auch Diodorus Sikulus (L. XIII.) dem Apollodorus zufolge. Doch bemerkt Diodor ſelbſt gleich darauf die Verſchiedenheit der Meinungen hievon, indem Euripides, nach einigen nicht lange hernach von den Hunden ſey zerriſſen worden.

(AA.)

Die Art ſeines Todes wird verſchiedentlich angegeben.)

*) *Λογ. Προτρεπτ.* p. m. 26.

Ich werfe von ungefähr den zweiten Band von Zwinger's Theatro vitae humanae auf; und auf einmal werde ich meinen Sophokles unter den Selbstmördern gewahr*), und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden sind. Ich erstaune; denn ich hatte mir geschmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumstand von diesem Dichter seyn müßte, den ich nicht nachgespürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art seines Todes wird verschieden erzählt; das ist wahr. Aber so! Wer in der Welt hat sie jemals so erzählt? — Valerius Maximus, versichert Zwinger. — Valerius Maximus? — Und was sagt denn dieser? „Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamen tragoediam dimisisset — — Ganz recht, das sind des Valerius Worte; ich erinnere mich ihrer an dem *dimisisset*, wofür die neuern elenden Ausgaben z. E. die Mitelliſche, *dedisset* lesen. — — Aber weiter! — ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gladium habuit. — — *Gladium habuit?* Nimmermehr! — *gaudium* habuit, heißt es beim Valerius. Er starb vor Freude, daß er endlich dennoch, obschon nur durch Eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen hatte.

Nun sehe man was für Lügen aus einem Druckfehler entspringen können! Und aus einem gleichwohl so handgreiflichen! — Doch muß ich auch dieses zu Zwinger's Entschuldigung anführen, daß ihn dieser Druckfehler schwerlich so weit irre geführt haben würde, wenn ihn nicht ein andrer vorhergehender schon vom Wege abgeführt hätte. Anstatt: *aliquando* tamen una sententia victor, liest er nämlich: *aliquanto* tamen, und hat, allem Ansehn nach aliquanto zu victor gezogen; als wenn sich Sophokles darüber gekränkt hätte, daß er nur aliquanto victor, nur ein klein wenig Sieger, nämlich nur durch den Beifall einer einzigen Stimme, gewesen wäre. — Sollte übrigens hier nicht anstatt aliquanto *tamen* lieber zu lesen seyn: aliquando *tandem?*

(FF.)

Er hinterließ den Ruhm — — eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten.) In der Schutzrede des Apollonius**) an den Kaiser Domitian kommt jener zuletzt auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stücke seiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Ephesus

*) Val. M. l. VII. p. 389.

**) *Philostrat.* de Vita Apollonii, L. VIII. c. 7. §. 8.

von der Peſt befreiet habe. Er leugnet das nicht. Er ſagt nur, Epheſus ſey eine Stadt, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdient habe. *Τις ἀν σοφος*, fährt er fort, *ἐκλιπειν σοι δοκει τον ὑπερ πολεως τοιαυτης ἀγωνας ἐνθυμηθεις μεν Δημοκριτου ἐλευθερωσαντα λοιμου ποτε Ἀβδηριτας, ἐννοησας δε Σοφοκλεα τον Ἀθηναιον, ὁς λεγεται και ἀνεμους θελξαι της ὡρας ὑπερπνευσαντας.* Wer ſollte ſolche Wunder, Stürme zu beſänftigen, einem Dichter zutrauen? Ich hätte des Apollonius Erklärung davon wiſſen mögen. Denn ſo gut er es natürlicher Weiſe zu erklären gewußt hat, wie er die Peſt zu Epheſus vorher wiſſen können, ohne ein Zauberer, ein γοης, zu ſeyn; eben ſo würde er auch vielleicht die Beſänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunſtſtück, das Apollonius gehabt hat, die Peſt vorher zu empfinden, verloren gegangen iſt!

Doch, ich kann dieß Räthſel löſen. Man erinnere ſich, daß Sophokles Päane verfertigt hat, und daß der Päan ein Geſang war, wovon Euſtathius*) ſagt, daß er ehedem nicht blos, wie noch zu ſeiner Zeit, zur Abwendung der Peſt an den Apoll gerichtet worden, ſondern auch zur Dämpfung des Krieges und andrer drohender Uebel: *Ἐξι δε Παιων ὑμνος τις εἰς Ἀπολλωνα, ὁν μονον ἐπι παυσει λοιμου, ὡς ἀρτι ἐφαμεν, ἀλλα και ἐπι παυσει πολεμου — — πολλακις δε και προσδοκωμενου τινος δεινου ἀδομενος.* — Da alſo der Päan bei allem einbrechenden gemeinen Elende geſungen ward; was läßt ſich leichter annehmen, als daß er bei dem damals wütenden Sturmwinde wird ſeyn geſungen worden, daß Sophokles dieſen Päan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelaſſen, und man dem Dichter alſo dieſe ſchleunige Wirkung und Erhörung beigemeſſen?

(JJ.)

Er hinterließ verſchiedne Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten.) Seine Söhne hießen: Jophon, Leoſthenes, Ariſton, Stephanus und Meneklides.

Ueber den Jophon iſt der Artikel beim Suidas nachzuſehen. Er ſagt von ihm: *Ἰοφων, ἀθηναιος τραγικος, υἱος Σοφοκλεους του τραγῳδιοποιου. γνησιος. ἀπο Νικοστρατης. γεγονεναι δε αὐτῳ και ποθεν υἱος Ἀριστων ἀπο Θεοδωριδος σικυωνιας. δραματα*

*) In L. I. Iliad. v. 473.

δε Ἰοφων ἐδιδαξε ὑ. ὡν ἐξιν Ἀχιλλευς, Τηλεφος, Ἀχαιων, Ἰλιος, Περγις δεξαμενος, Βακχαι, Πενθευς, και ἀλλα τινα του πατρος Σοφοκλεους.

Wenn Clemens von Alexandrien*) zeigen will, daß auch die Griechen τους περι ὁτιουν πολυπραγμονας, σοφους ἁμα και Σοφιζας παρωνυμως κεκληκασι, so führt er unter andern auch die Autorität des Jophon an: Ἰοφων τε ὁμοιως ὁ χωμικος ἐν Αὐλωδοις σατυροις, ἐπι ραψωδων και ἀλλων τινων λεγει· — Και γαρ ἐισεληλυθεν πολλων Σοφιζων ὀχλος ἐξηρτημενος. — Dieses satyrische Schauspiel nennt Suidas nicht mit. Er wird aber hier offenbar falsch κωμικος genannt; denn die Komödienschreiber verfertigten keine satyrischen Stücke**).

Sein Enkel von dem Ariston, der gleichfalls Sophokles hieß, machte sich auch als tragischer Dichter bekannt. So will es wenigstens Suidas. Hingegen merkt Meursius aus dem Diodorus Siculus an, daß dieser den zweiten Sophokles nicht für einen Enkel, sondern für einen Sohn des ältern Sophokles ausgebe. Auch die Zeitrechnung sey für die Meinung Diodor's, indem dieser sage, daß der jüngere Sophokles in dem vierten Jahre der fünf und neunzigsten Olympiade, also neun Jahre nach dem Tode des Vaters, seine erste Tragödie habe aufführen lassen. Mit dem Diodor komme auch der Ungenannte in seiner Beschreibung der Olympiaden überein.

Eben diesen jüngern Sophokles führt auch Clemens Alexandrinus an†), und sagt von ihm, daß er und Pythokles der Thurier den Kastor und Pollux, für sterbliche Menschen ausgegeben haben: Πατροκλης, ὁ Θουριος, και Σοφοκλης ὁ νεωτερος ἐν τρισι τραγῳδιαις, u. s. f. — Diese Worte übersetzt Gratianus Hervetus††) bloß: Patrocles Thurius et junior Sophocles scribunt. Auch die vom Heinsius verbesserte und durchgesehene Uebersetzung läßt die Worte, ἐν τρισι τραγῳδιαις aus. Ich glaube, sie bedeuten hier so viel als Trilogie.

(KK.)

Die gerichtliche Klage, die seine Söhne wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Ursachen gehabt haben, als ihr

*) L. I. p. 205. edit. Dan. Heinsii, L. B. 1616

**) Vergl. Fabricii Biblioth. Gr. Vol. I. p. 729.

†) Λογῳ Προτρεπτ. p. m. 14.

††) P. 30. seiner zu Paris 1590 herausgekommenen Uebersetzung.

Cicero giebt.) Die hieher gehörige Stelle des Cicero ist in seinem Cato Major, oder vom Alter, (Kap. 7.) wo er untersucht, ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia senibus: modo permaneat studium et industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad summam senectutem tragoedias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus est: ut, quemadmodum nostro more male rem gerentibus patribus bonis interdici solet, sic illum, quasi desipientem, a re familiari prohiberent judices. Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat et proxime scripserat, Oedipum Coloneum, recitasse judicibus, quaesisseque, num illud carmen desipientis videretur. Quo recitato, sententiis judicum liberatus.

Vielleicht mag Sophokles noch in seinem Alter ein wenig liederlich gewesen seyn, welches ihm wenigstens beim Athenäus Schuld gegeben wird.*)

Und doch, wie reimt sich dazu die Probestellung beim Plato? Diese hat auch Philostrat in dem Leben des Apollonius wiederholt.†) Er sagt von dem Weltweisen, daß er sich der Liebe ganz und gar zu enthalten vorgenommen habe: ὑπερβαλλομενος και το του Σοφοκλεους ὁ μεν γαρ τον λυττωντα ἐφη; και ἀγριον δεσποτην ἀποφυγειν, ἐλθων ἐις γηρας.

(LL.)

Auch andere Schriften und Gedichte führt man von ihm an.) Nach dem Suidas, schrieb er eine Elegie, Päane, und ein prosaisches Werk von dem Chore wider den Thespis und Chörilus.

Von den Päanen wird einer auf den Aesculap vom Philostratus erwähnt.††) — Apollonius ist bei dem Gottesdienste der Weisen in Indien gegenwärtig: ὁι δε ἡδον ᾠδην, ὁποιος ὁ παιαν ὁ του Σοφοκλεους, ὁν Ἀθηνησι τῳ Ἀσκληπιῳ ᾄδουσιν. Sollte man hieraus nicht schließen, dieser Päan sey noch zur Zeit des Philostratus und Apollonius gesungen worden? — Auch in dem Gemählde, welches der jüngere Philostrat vom Sophokles entworfen hat, wird auf

*) Deipnosophist. L. XII. c. 1 Vergl. L. XIII. c. 27.
**) De Republ. L. I. p. 329, Vol. II. ed. Steph.
†) L. I. c. 10.
††) In Vita Apollonii, L. III. c. 5.

diesen Päan angespielt, und darauf, daß Aeskulap bei ihm eingekehrt sey.

Daß er wider den Thespis und Thörilus schrieb, dient unter andern auch zur Widerlegung dessen, was Herr Curtius*) von der Verträglichkeit der griechischen Dichter unter einander sagt. Und Sophokles hatte nicht allein mit solchen schlechten Dichtern zu streiten, sondern auch mit dem Euripides; welches ich aus einer merkwürdigen Stelle des Pollux**) beweisen kann, wo er sagt, daß der Behelf, dem Chore das in den Mund zu legen, was der Dichter gern den Zuschauern sagen möchte, sich zwar für den komischen Chor, aber nicht für den tragischen schicke. Unterdessen habe sich doch Euripides desselben in vielen Stücken bedient; und manchmal auch Sophokles, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Anlaß gegeben: Και Σοφοκλης δε αυτο εκ της προς εκεινον αμιλλης ποιει σπανιακις, ωσπερ εν Ιππονῳ.

(MM.)

Die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben.) Die vorzügliche Erwähnung des Sophokles beim Virgil ist bekannt:

En erit, ut liceat totum mihi ferre per orbem
Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?

Sabinus und Barnes meinen, Sophokles habe hier bloß seinen Namen hergeben müssen, weil der Name Euripides nicht so gut in den Hexameter gegangen sey. Aber diese Leute müssen nicht haben skandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als sechs Epigramme, in Hexametern und Pentametern vor, in welchen allen der Name Euripides befindlich ist.

Freilich bemerkt Cölius Rhodiginus†), daß die vorletzte Sylbe in diesem Namen vom Sidonius Apollinaris lang gebraucht werde:

Orchestram quatit alter Euripides

Apud Ionem quoque, setzt er hinzu; id ipsum invenias:

Χαιρε μελαμπεπλοις Ευριπιδη εν γυαλοισιν.

Sunt, fährt er fort, qui corripiant tum graece tum latine; ut in eo:

Nulla aetate tua, Euripides, monumenta peribunt.

Aber in dem Verse des Ion ist ja die vorletzte Sylbe kurz, und die

*) In den Anmerkungen zu s. Uebers. von Aristot. Dichtk. S. 104.
**) L. IV. c. 28.
†) L. XXIV. c. 10.

dritte von der letzten ist lang, eben wie in allen den gedachten Sinngedichten der Anthologie. Sogar der Virgilische Vers:

Sola Sophocleo — — —

könnte eben so gut heissen:

Sola Euripideo — — —

Hiesse es, wie beim Sidonius Euripides; so gienge der Name freilich in keinen Hexameter.

(NN.)

Verschiedene Beinamen die man ihm gegeben hat.) „Er „wird, sagt Suidas, wegen seiner Süßigkeiten die Biene genannt." Der ungenannte Biograph giebt eine andere Ursache an: „weil er sich von „allen das Schönste und Beste auszulesen gewußt habe."

Phrynichus Arabius in seinen Büchern Σοφιςικης Παρασκευης, wovon sich ein Auszug beim Photius findet*), nennt den Aeschylus τον μεγαλοφωνοτατον, den Sophokles τον γλυκυν, und den Euripides τον πανσοφον.

Wider diesen Zunamen des Süßen, wenn er ihm wegen der Lieblichkeit seiner Verse wäre beigelegt worden, ließe sich eine Anmerkung des Muretus**) anführen. Dieser bemerkt es als eine von den anstößigsten Härten der Rede, wenn der nämliche Mitlauter sehr oft und nahe hinter einander vorkommt. Er führt zum Beispiele folgende Verse aus der Medea des Euripides an, wo jene dem Jason vorwirft, er sey durch ihren Beistand allein gerettet worden:

Ἐσωσα σ' ὡς ἰσασιν Ἑλληνων ὁσοι
Ταυτον συνεισεβησαν Ἀργειων σκαφος.

Die häufige Wiederholung des σ; besonders in dem ersten dieser Verse, gab den komischen Dichtern Plato und Eubulus zum Spotte Gelegenheit. Muretus fährt fort, ein zweites Beispiel dieser Härte zu geben: Alterum, sagt er, Sophoclis, et quidem ea in fabula, quae quasi regnum possidere inter tragoedias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tiresia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum caecitatem objiciens, hoc eum versu indignabuntus incessit:

Τυφλος τα τ' ὠτα, τον τε νουν, τα τ' ὀμματ' ἐκ.

ubi cum saepius etiam inculcaverit literam τ, quam ille alter literam

*) P. 324. ed. Andr. Schotti, 1653.
**) Lect. Var. L. I. c. 15.

a, tamen Euripides dicacium aculeos expertus est: Sophocles a nemine, quod sciam, notatus.

(OO.)

Von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm Schuld giebt.) Ueber die Diebſtähle des Sophokles ſoll Philoſtratus der Alexandriner ein ganzes Buch geſchrieben haben.

Ich weiß nicht, was ich von dem Inhalte dieſes Buchs denken ſoll. Ohne Zweifel aber wird er ſie nicht beſſer bewieſen haben, als Clemens Alexandrinus uns ähnliche Diebſtähle, deren ſich die Griechen gegen einander ſchuldig gemacht haben ſollen, bewieſen hat.

Clemens will in dem ſechſten Buche ſeiner Stromata darthun, daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbarung geſtohlen haben. In dieſer Abſicht ſucht er vorläufig zu beweiſen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebſtählen ſehr geneigt geweſen, und ſich unter einander ſelbſt beſtohlen haben. *Φερε, μαρτυρας της κλοπης αὐτους καθ' ἑαυτων παρασχησωμεν τους Ἑλληνας.* Was Wunder alſo, fährt er fort, da ſie ſich ſelbſt beſtohlen haben, daß auch wir von ihnen nicht unbeſtohlen geblieben ſind?

Er führt hierauf verſchiedene Dichter und Schriftſteller an, die zu verſchiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt Stellen aus ihnen bei, die ſo ziemlich einerlei Gedanken, oder einerlei Gleichniß, zum Theil mit einerlei Worten, enthalten. Als aus dem Orpheus, Muſäus, Homer; aus dem Homer, Archilochus und Euripides; aus dem Aeſchylus, Euripides und Menander.

Und endlich ſagt er, daß das Nämliche auch von ſolchen Verfaſſern zu beweiſen ſey, die zu gleicher Zeit gelebt hätten, und Nebenbuhler um einerlei Ruhm geweſen wären. *Λαβοις δ' ἀν ἐκ παραλληλου. της κλοπης τα χωρια και των συναχμασαντων και ἀνταγωνισαμενων σφισι, το τοιαυτα.* — Und nun führt er verſchiedene ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweiſen, daß dieſe einander beſtohlen haben.

Allein es ſind alles Stellen, welche ſolche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der Eine noch der Andre damals zuerſt gehabt haben. Es ſind allgemeine Wahrheiten, auf die zwei Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müſſen. Z. E. Euripides ſagt im Oreſt:

Ὦ φιλον ὑπνου θελγητρον, ἐπικουρος νοσου.

Und Sophokles, in der Eriphile:

Ἀπελθ' ἐκεινης ὑπνον ἰητρον νοσου.

Sie sagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerlei Uebel sey; deswegen sollen sie einander ausgeschrieben haben! Ferner, Euripides sagt im Ktimenus:

Τῳ γαρ πονουντι και Θεος συλλαμβανει.

Und Sophokles im Minos:

Οὐκ ἐστι τοις μη δρωσι συμμαχος τυχη.

Wenn einer von dem andern diese Stellen hätte entlehnen müssen, so hätte man dem, der sie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwissendsten zurief: Ne Aesopum quidem legisti. Denn Aesopus hat schon ein Mährchen, welches diese Lehre einschärft.

Euripides, im Alexandros:

Χρονος δε δειξει τῳ τεκμηριῳ μαθων
Ἡ χρηζον ὀντα γνωσομαι σε, ἢ κακον.

Und Sophokles, im Hipponus:

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν, ὡς ὁ παντ' ὁρων
Και παντ' ἀκουων, παντ' ἀναπτυσσει χρονος.

Beide sagen: die Zeit bringt alles an das Licht. Folglich hat einer dem andern ausgeschrieben.

Unterdessen kann man aus diesen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophisten Hippias, den er bald darauf als einen nennt, der von ähnlicher Materie geschrieben, abgeborgt hat, so viel schließen, daß die bekannte Zeile:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσιαι

schwerlich weder beim Euripides, noch beim Sophokles damals vorgekommen sey. Diese hätte einer dem andern nothwendig müssen gestohlen haben. Und das hätte Hippias oder Clemens gewiß nicht anzumerken vergessen.

(PP.)

Kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können.)

I. Von des Sophokles Schauspielern.

1. Kleidemides, dessen Aristophanes in den Fröschen, v. 803, gedenkt, soll, wie der Scholiast sagt, nach dem Apollonius, des

Sophokles Schauſpieler, nach dem Kalliſtratus aber, vielleicht ein Sohn des Sophokles geweſen ſeyn.

2. Tlepolemus, deſſen gleichfalls Ariſtophanes, in den Wolken, v. 1269, gedenkt; wobei der Scholiaſt ſagt: *ἄλλοι δε τραγικον ὑποκριτην ειναι τον Τληπολεμον, συνεχως ὑποκριμενον Σοφοκλει.*

3. Vielleicht auch Polus, von welchem Gellius, L. VII. c. 5. folgendes erzählt: Histrio in terra Graecia fuit fama celebri, qui gestus et vocis claritudine et venustate ceteris antestabat. Nomen fuisse ejunt Polum. Tragoedias poetarum nobilium scite atque asseverate actitavit. Is Polus unice amatum filium morte amisit. Eum luctum cum satis visus est eluxisse, rediit ad quaestum artis. In eo tempore Athenis Electram Sophoclis acturus gestare urnam quasi cum Orestis ossibus debebat. Ita compositum fabulae argumentum est, ut veluti fratris reliquias ferens Electra comploret, commisereaturque interitum ejus, qui per vim extinctus existimatur. Igitur Polus lugubri habitu Electrae indutus ossa atque urnam a sepulcro tulit filii, et quasi Oresti amplexus opplevit omnia non simulacris neque imitamentis, sed luctu atque lamentis veris et spirantibus. Itaque eum agi fabula videratur, dolor actus est. — Vergl. *Gyrald.* Dial. VI. p. m. 692.

II. Von andern, welche den Namen Sophokles geführt haben.

1. Xylander hat in ſeinem Verzeichniſſe der Schriftſteller, welches im Theſaurus des Stephanus angeführt wird, einen Sophokles Lariſſäus, als einen, deſſen Stephanus unter *Κρανεια* gedenke. Allein Mauſſakus hat es in ſeinen Noten über den Harpokration bereits angemerkt, daß beim Stephanus nicht *Σοφοκλης Λαρισσαιος*, ſondern *Λαρισσαιαις* zu leſen, und darunter das Schauſpiel *Λαρισσαιαι* zu verſtehen ſey. — Vergl. Berkel's Anmerkungen über den Stephanus, S. 476.

Auch hieß einer von den Scholiaſten, welche über des Apollonius Argonautika kommentirt haben, Sophokles. Dieſes Scholiaſten gedenkt Stephanus unter *Ἀβαρνος*. Und unter *Καναστρον*, wo es ausdrücklich heißt: *Σοφοκλης ὑπομνηματιζων τα ἀργοναυτικα.* Die noch jetzt vorhandenen Scholien über den Apollonius ſcheinen nur

ein Auszug aus den Scholien dieſes Sophokles, des Lucillus Tarrheus, und des Theon zu ſeyn.

3. Von dem Sophokles, welcher die Philoſophen aus Athen vertrieb, ſehe man den Jul. Pollux im neunten Buche.

III. Von den Sprüchwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben hat.

Dahin gehört beſonders der ſprüchwörtliche Ausdruck: *Equus Sophocleus.*

Philoſtrat ſagt in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Sophiſten, daß er den Damianus zu verſchiedenen malen zu Epheſus in ſeinem Alter beſucht habe; und ſetzt hinzu: *και ειδον ανδρα παραπλησιον τω Σοφοκλειω ιππω. Νωθρος γαρ υφ' ηλικιας δοκων, νιαζουσαν ορμην εν ταις σπουδαις ανεκτατο.*

Cälius Rhodiginus*) erklärt dieß Sprüchwort auf folgende Weiſe: Quod autem de equo dictum Sophocleo est, arbitror in eo allusum ad tragici cothurni majestatem, qui sit veluti *equestris*, comicae humilitatis ratione. Unde in Arte Poetica Horatius:

Et tragicus plerumque dolet sermone *pedestri.*

Vel quia poetae furoris divini afflatu perciti vicem equi implent, equitis vero isidens numen, sive is Apollo sit, sive Musa, sive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipsum servavit poeta nobilis:

— — — et frena furenti
Concutit, et stimulos sub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Kapitel aber beſinnt er ſich eines Beſſern. Er gedenkt nämlich des *κολωνος ιππειος*, und ſagt: ad quod forte proverbium respectet, quod de equo Sophocleo praeteximus, eo quidem proclivius, si inibi quoque habitavit Sophocles, quod in quinto de Finibus Cicero significat.

Doch, beides taugt nichts. Das Pferd geht hier weder auf das eine noch auf das andre; auch nicht darauf, daß Sophokles ſelbſt in ſeinem Alter ſolch ein Pferd geweſen ſey; ſondern auf das Gleichniß zu Anfange der Elektra, wo Oreſt ſagt:

Ὡσπερ γαρ ἱππος ἐυγενης, κἀν ᾖ γερων,
Ἐν τοισι δεινοις θυμον οὐκ ἀπωλεσεν,
Ἀλλ' ὀρθον οὐς ἱησιν· ὡσαυτως δε σε
Ἡμας τ' ὀτρυνεις, κἀντος ἐν πρωτοις ἐπῃ.

*) Lect. Antiq. L. XXI. c. 20.

(QQ.)

Fehler der neuen Literatoren in der Erzählung ſeines Lebens.) Barneſius*) verſteht die Worte des Scholiaſten ganz falſch, in welchen geſagt wird, daß die Komödienſchreiber den Sophokles unangetaſtet gelaſſen haben: *Ἀλλ' οὐδ' ὑπο των Κωμῳδων ἀδηκτος ἀφειθη, των οὐδε Θεμιστοκλεους ἀποσχομενων.*

*) In Vita *Euripidis*, p. IV.

Fragment einer Ueberſetzung vom Ajax des Sophokles.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Minerva.

Wie ich dich ſchon oft, Sohn des Laertes, dem Feinde den Vortheil abzujagen ſchlau bemüht erblickte; ſo erblicke ich dich auch jetzt, hier unter den Schiffsgezelten des Ajax, am äußerſten ihm anvertrauten Ende des Lagers. Du ſpähſt, und ſpürſt, und zählſt, und miſſeſt alle ſeine friſchen Tritte, um zu wiſſen, ob er drinnen, oder nicht drinnen iſt. Wie wohl leitet dich gleichſam der untrügliche Geruch des lakoniſchen Windſpiels! Er iſt wieder drinnen, der Mann! Schweiß rinnt ihm von dem Antlitze, und Blut von den mörderiſchen Händen. Was ſieheſt du noch ſo ſcharf nach dieſer Thür? Du darfſt mir nur ſagen, warum du dir dieſe Mühe giebſt; und du kannſt von mir alles erfahren.

Ulyſſes. O Stimme Minervens, mir wertheſte unter den Göttern! Denn nur allzuwohl, ob du gleich unſichtbar biſt, kenne ich deine Stimme; und mein Geiſt iſt bekannter mit ihr, als mit dem ehernen Klange der tyrrheniſchen Trommete! Wie ſollteſt du es nicht wiſſen, daß ich dieſes feindſeligen Mannes, des Ajax wegen, mich hier herumtreibe? Ihm, und keinem andern, ſuche ich auf die Spur zu kommen. Er hat uns dieſe Nacht eine That verübet, deren ſich kein Menſch vermuthet hätte, wenn er ſie anders verübt hat. Denn noch wiſſen wir nichts gewiſſes; wir vermuthen es nur; und freiwillig habe ich mich ſelbſt der weitern Nachforſchung unterzogen. Es findet ſich alles unſer Beutevieh ſchändlich zugerichtet, und ſamt den Hirten erwürgt. Jedermann glaubt ihm die Schuld

beimeſſen zu dürfen; und eine Wache hat ausgeſagt, ſie habe ihn ganz allein mit bluttriefendem Schwerte über das Feld laufen ſehen. Sogleich machte ich mich auf: und die Fußſtapfen, die ich hier erblicke, beſtärken mich zum Theil; zum Theil verwirren ſie mich auch: ich kann nicht begreifen, weſſen Fußſtapfen es ſind [1]. — Aber du kommſt! und wie erwünſcht! Deiner leitenden Hand, der ich mich immer überließ, überlaß' ich mich noch.

Minerva. Das weiß ich, Ulyſſes. Ich hielt dein Spähen genehm, und ging dir ſogleich entgegen.

Ulyſſes. Gütigſte Göttin! ſo iſt ſie nicht vergebens, meine Mühe?

Minerva. Er iſt der Thäter! Er iſt es!

Ulyſſes. Und was hat ihn zu ſo etwas Widerſinnigem vermögen können?

Minerva. Der wütende Zorn über die ihm abgeſprochnen Waffen des Achilles.

Ulyſſes. Aber die Heerde — warum fiel er über die her?

Minerva. Er glaubte ſeine Hände mit eurem Blut zu färben.

Ulyſſes. Und alſo galt es den Griechen?

Minerva. Sie würden es auch empfunden haben, wenn ich nicht geweſen wäre!

Ulyſſes. Welche Verwegenheit! Welche Tollkühnheit!

Minerva. Es war Nacht; er war allein, und ging als Meuchelmörder auf euch los.

Ulyſſes. Wie weit, wie nahe, kam er denn dem Ziele?

Minerva. Schon nahte er ſich den Zelten beider Feldherrn.

Ulyſſes. Und was hielt da ſeine raſende Fauſt?

Minerva. Ich! — Ich ſtörte ihm dieſe grauſame Freude. Mit täuſchenden Bildern füllte ich ſein Auge, und wandte ihn gegen die vermiſchten Heerden, gegen die Hüter des ſämtlichen Beuteviehs. Welch ein Metzeln! Alles hieb er um ſich in Stücke. Bald glaubte er, beide Atriden mit eigner Hand zu morden, bald gegen einen andern Heerführer zu wüthen. Denn ich reizte den Wahnwitzigen, und ließ die grauſamſte der Erynnyen gegen den Tobenden los.

[1] *Δια την μανιαν*, ſagt der Scholiaſt ſehr wohl, *δυσιχνευτος και ἀπιτεταραγμενη ἡ βαδις γεγονε του Αιαντος.* Der Gang eines Raſenden nämlich iſt ſo verwirrt, daß man aus ſeinen Tritten nicht klug werden kann.

Das Theater des Herrn Diderot.

Aus dem Franzöſiſchen.

Erſter Theil.

1760.[1]

Vorrede des Ueberſetzers.

Dieſes Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmſten Verfaſſern der berufenen Encyklopädie, beſtehet aus zwey Stücken, die er als Beyſpiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit ſeinen Gedanken ſowohl über dieſe neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatiſchen Poeſie, und aller ihr untergeordneten Künſte, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geſchmack vermiſſen; und in dieſen überall den denkenden Kopf ſpüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl ſagen, daß ſich, nach dem Ariſtoteles, kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher ſieht er auch die Bühne ſeiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher ſie unter uns die ſchaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottſched iſt. Er geſtehet, daß ihre Dichter und Schauſpieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernet ſind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anſtändigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen ꝛc.

[1] Berlin, bey Chriſtian Friedrich Voß 1760. 1761. Erſter und zweyter Theil. 12.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischen Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alte Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdrenget; ob der Mann, der es zugestehet, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieser Mann bey uns mehr Gehör findet, als er bey seinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes seine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in solcher Hofnung der Uebersetzung dieses Werks unterzogen habe.

Das Theater des Herrn Diderot.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Gotthold Ephraim Lessing.

Erster Theil.

Zweyte, verbesserte Ausgabe.

1781.[1]

Vorrede des Uebersetzers zu dieser zweyten Ausgabe.

Ich bin ersucht worden, dieser Uebersetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängst unbekannt zu seyn aufgehöret hat, daß ich wirklich der Verfasser derselben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer

[1] Berlin, 1781. bey Christian Friedrich Voß und Sohn. Erster und zweyter Theil kl. 8.

mit Vergnügen erinnere: ſo ſehe ich nicht, warum ich mich einer Anforderung weigern ſollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geſchmacks ſo großen Antheil hat.

Denn es mag mit dieſem auch beſchaffen ſeyn, wie es will: ſo bin ich mir doch zuwohl bewußt, daß er, ohne Diderots Muſter und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch ſchwerlich eine, mit der am Ende mein Verſtand zufriedener geweſen wäre.

Diderot ſcheint überhaupt auf das deutſche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater ſeines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf dieſem hervorbringen wollte, in der That weit ſchwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verſchafte. Die Franzöſiſchen Stücke, welche auf unſerm Theater geſpielt wurden, ſtellten doch nur lauter fremde Sitten vor: und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menſchliche Natur; noch unſere beſondere Volksnatur erkennen, ſind bald verdrengt. Aber je mehr die Franzoſen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: deſto hartnäckiger muß der Widerſtand ſeyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie ſie dafür halten, unnöthigen Bemühung, ſie zu verwiſchen oder zu überſtempeln, entgegenſetzen.

Wir hingegen hatten es längſt ſatt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel, und einen jungen Geck in bebänderten Hoſen, unter ein Halbduzend alltäglichen Perſonen, auf der Bühne herumtoben zu ſehen; wir ſehnten uns längſt nach etwas beſſerm, ohne zu wiſſen, wo dieſes Beſſere herkommen ſollte: als der Hausvater erſchien. In ihm erkannte ſogleich der rechtſchafne Mann, was ihm das Theater noch eins ſo theuer machen müſſe. Sey immerhin wahr, daß es ſeitdem von dem Geräuſche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche iſt nicht, was am lauteſten lachen macht; und Ungereimtheiten ſollen nicht blos unſere Lunge in Bewegung ſetzen.

Selbſt unſere Schauſpieler fingen an dem Hausvater zuerſt an, ſich ſelbſt zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder Franzöſiſch, noch deutſch: er war blos menſchlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verſtand und fühlte.

Und daß jeder ſeine Rolle verſtand und fühlte, dafür hatte nun

freylich Diderot vornemlich geſorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Ueberſezung ein kleines Verdienſt in dieſem Punkte zuſchreibe: ſo habe ich, wenigſtens bis itzt, von den Kunſtrichtern noch keinen beſondern Widerſpruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Ueberſetzung frey von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir ſchmeichelte, überall, auch da den wahren Sinn des Verfaſſers getroffen zu haben, wo er ſelbſt in ſeiner Sprache ſich nicht beſtimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erſt itzt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von dieſem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie iſt in dem natürlichen Sohne in dem dritten Auftritte des erſten Aufzuges, wo Thereſia ihrer Sorgfalt um Roſaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es „angelegen ſeyn, ſagt ſie, den Geiſt und beſonders den Charakter dieſes „Kindes zu bilden, von welchem einſt das Schickſal meines Bruders ab„hangen ſollte. Es war unbeſonnen, ich machte es bedächtig. Es war „heftig, ich ſuchte dem Sanften ſeiner Natur aufzuhelfen.“ Das es iſt in allen vier Stellen im Franzöſiſchen durch il ausgedruckt, welches eben ſowohl auf das vorhergehende enfant, auf Roſalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Roſalien gezogen: aber es kann leicht ſeyn, daß es die beiden erſtenmale auf den Bruder gehen, und ſonach heißen ſoll. „Er war unbeſonnen, ich machte ſie bedächtig. Er war „heftig, ich ſuchte dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen.“ Ja dieſer Sinn iſt unſtreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen ſolchen Fehler ſich zu Schulden kommen laſſen, und doch noch eine ſehr mittelmäſſige Ueberſetzung gemacht haben!

Laokoon:

oder

über die Grenzen der Mahlerey und Poeſie.

Υλη και τροποις μιμησεως διαφερουσι.
Πλουτ. ποτ. Αθ. κατα Π. ἡ κατα Σ. ἐνδ.

Mit beyläufigen Erläuterungen verſchiedener Punkte der alten Kunſtgeſchichte;

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Erſter Theil.

1766.

Berlin, bey Chriſtian Friedrich Voß. 1766. 8.* — Die Handſchrift nach der die Ausgabe von 1766 gedruckt iſt und ein vollſtändiges Correktur-Exemplar derſelben hat Herr B. Friedländer in Berlin dem Herausgeber zur Benutzung freundlichſt mitgetheilt. Es ſchien indeſſen nicht rathſam die verworfenen Lesarten anzugeben, ſondern es ſind nur einige Druckfehler verbeſſert worden. Die ſpäteren Ausgaben ſollen aus einem Exemplar gedruckt ſein, in welchem „der Verfaſſer einige wenige Stellen geändert hatte“: es fand ſich aber, daß in dieſen Ausgaben die Verbeſſerungen auf den Cartons der erſten ganz oder zum Theil vernachläſſigt worden ſind. (K. Lachmann. 1839.)

Vorrede.

Der erste, welcher die Mahlerey und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beyden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beyde, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beyde täuschen, und beyder Täuschung gefällt.

Ein zweyter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bey beyden aus einerley Quelle fliesse. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen; auf Handlungen, auf Gedanken, sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Mahlerey, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bey diesen die Poesie der Mahlerey, bey jenen die Mahlerey der Poesie mit Erläuterungen und Beyspielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweyte der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

Jene beyden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bey den Bemerkungen des Kunstrichters beruhet das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzeln Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwischen beyden Künsten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes, in ihren verlornen Schriften von der

Mahlerey, die Regeln derſelben durch die bereits feſtgeſetzten Regeln der Poeſie beſtätiget und erläutert haben, ſo darf man ſicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geſchehen ſeyn, mit welcher wir noch itzt den Ariſtoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundſätze und Erfahrungen der Mahlerey auf die Beredtſamkeit und Dichtkunſt anwenden ſehen. Es iſt das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über ſie weg zu ſetzen, wenn wir ihre kleinen Luſtwege in Landſtraſſen verwandelten; ſollten auch die kürzern und ſichrern Landſtraſſen darüber zu Pfaden eingehen, wie ſie durch Wildniſſe führen.

Die blendende Antitheſe des griechiſchen Voltaire, daß die Mahlerey eine ſtumme Poeſie, und die Poeſie eine redende Mahlerey ſey, ſtand wohl in keinem Lehrbuche: Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; deſſen wahrer Theil ſo einleuchtend iſt, daß man das Unbeſtimmte und Falſche, welches er mit ſich führet, überſehen zu müſſen glaubet.

Gleichwohl überſahen es die Alten nicht. Sondern in dem ſie den Ausſpruch des Simonides auf die Wirkung der beyden Künſte einſchränkten, vergaſſen ſie nicht einzuſchärfen, daß, ohngeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieſer Wirkung, ſie dennoch, ſowohl in den Gegenſtänden als in der Art ihrer Nachahmung, (Υλῃ και τροποις μιμησεως) verſchieden wären.

Völlig aber, als ob ſich gar keine ſolche Verſchiedenheit fände, haben viele der neueſten Kunſtrichter aus jener Uebereinſtimmung der Mahlerey und Poeſie die crudeſten Dinge von der Welt geſchloſſen. Bald zwingen ſie die Poeſie in die engern Schranken der Mahlerey; bald laſſen ſie die Mahlerey die ganze weite Sphäre der Poeſie füllen. Alles was der einen Recht iſt, ſoll auch der andern vergönnt ſeyn; alles was in der einen gefällt oder mißfällt, ſoll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieſer Idee, ſprechen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone die ſeichteſten Urtheile, wenn ſie, in den Werken des Dichters und Mahlers über einerley Vorwurf, die darinn bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die ſie dem einen oder dem andern, nach dem ſie entweder mehr Geſchmack an der Dichtkunſt oder an der Mahlerey haben, zur Laſt legen.

Ja dieſe Aftercritik hat zum Theil die Virtuoſen ſelbſt verführet.

Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht, und in der Mahlerey die Allegoristerey erzeuget; indem man jene zu einem redenden Gemählde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie mahlen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maasse sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkührlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche, als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten seyn werden. An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nun wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, Trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen grossen Theil der Beyspiele in seiner Aesthetik, Gesners Wörterbuche schuldig zu seyn. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist als das Baumgartensche, so werden doch meine Beyspiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam ausgesetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, so habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Punkte der alten Kunstgeschichte, tragen weniger zu meiner Absicht bey, und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Mahlerey, die bildenden Künste überhaupt begreiffe; so wie ich nicht dafür stehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poesie, auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen dürfte.

I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Mahlerey und Bildhauerkunst, setzet Herr Winkelmann in eine edele

Einfalt und ſtille Gröſſe, ſowohl in der Stellung als im Ausdrucke. „So wie die Tiefe des Meeres ſagt er, *a* allezeit ruhig bleibt, die Ober„fläche mag auch noch ſo wüthen, eben ſo zeiget der Ausdruck in den „Figuren der Griechen bey allen Leidenſchaften eine groſſe und geſetzte Seele.

„Dieſe Seele ſchildert ſich in dem Geſichte des Laokoons, und nicht „in dem Geſichte allein, bey dem heftigſten Leiden. Der Schmerz, wel„cher ſich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdecket, und den „man ganz allein, ohne das Geſicht und andere Theile zu betrachten, an „dem ſchmerzlich eingezogenen Unterleibe bey nahe ſelbſt zu empfinden „glaubt; dieſer Schmerz, ſage ich, äuſſert ſich dennoch mit keiner Wuth „in dem Geſichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein ſchreck„liches Geſchrey, wie Virgil von ſeinem Laokoon ſinget; die Oefnung des „Mundes geſtattet es nicht: es iſt vielmehr ein ängſtliches und beklemmtes „Seufzen, wie es Sadolet beſchreibet. Der Schmerz des Körpers und die „Gröſſe der Seele ſind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher „Stärke ausgetheilet, und gleichſam abgewogen. Laokoon leidet, aber er „leidet wie des Sophokles Philoktet: ſein Elend gehet uns bis an die „Seele; aber wir wünſchten, wie dieſer groſſe Mann das Elend ertragen „zu können.“

„Der Ausdruck einer ſo groſſen Seele geht weit über die Bildung „der ſchönen Natur. Der Künſtler mußte die Stärke des Geiſtes in ſich „ſelbſt fühlen, welche er ſeinem Marmor einprägte. Griechenland hatte „Künſtler und Weltweiſe in einer Perſon, und mehr als einen Metrodor. „Die Weisheit reichte der Kunſt die Hand, und bließ den Figuren der„ſelben mehr als gemeine Seelen ein, u. ſ. w.“

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz ſich in dem Geſichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bey der Heftigkeit deſſelben vermuthen ſollte, iſt vollkommen richtig. Auch das iſt unſtreitig, daß eben hierinn, wo ein Halbkenner den Künſtler unter der Natur geblieben zu ſeyn, das wahre Pathetiſche des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, ſage ich, eben hierinn die Weisheit deſſelben ganz beſonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieſer Weisheit

a) Von der Nachahmung der griechiſchen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunſt. S. 21 f.

giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus dieſem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meynung zu ſeyn.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerſt ſtutzig gemacht hat; und nächſt dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen, und meine Gedanken in eben der Ordnung niederſchreiben, in welcher ſie ſich bey mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet.“ Wie leidet dieſer? Es iſt ſonderbar, daß ſein Leiden ſo verſchiedene Eindrücke bey uns zurückgelaſſen. — Die Klagen, das Geſchrey, die wilden Verwünſchungen, mit welchen ſein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen ſtörte, erſchollen nicht minder ſchrecklich durch das öde Eiland, und ſie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ. — Man hat den dritten Aufzug dieſes Stücks ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus ſieht man, ſagen die Kunſtrichter, *b* daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun geweſen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieſes. Die jammervollen Ausruffungen, das Winſeln, die abgebrochenen ἀ, ἀ, φεῦ, ἀτατται, ὠ μοι, μοι! die ganzen Zeilen voller παπαῖ; παπαῖ, aus welchen dieſer Aufzug beſtehet, und die mit ganz andern Dehnungen und Abſetzungen declamiret werden müßten, als bey einer zuſammenhangenden Rede nöthig ſind, haben in der Vorſtellung dieſen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben ſo lange dauern laſſen, als die andern. Er ſcheinet dem Leſer weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen ſeyn.

Schreyen iſt der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht ſelten mit Geſchrey zu Boden. Die geritzte Venus ſchreyet laut; *c* nicht um ſie durch dieſes Geſchrey als die weichliche Göttin der Wolluſt zu ſchildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn ſelbſt der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlet, ſchreyet ſo gräßlich, als ſchrieen zehn tauſend wüthende Krieger zugleich, daß beyde Heere ſich entſetzen. *d*

b) Brumoy Theat. des Grecs T. II. p. 89.
c) Iliad. *E* v. 343. *Η δε μεγα ἰαχουσα* —
d) Iliad. *E* v. 859.

So weit auch Homer ſonſt ſeine Helden über die menſchliche Natur erhebt, ſo treu bleiben ſie ihr doch ſtets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeuſſerung dieſes Gefühls durch Schreyen, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten ſind es Geſchöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menſchen.

Ich weis es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt, wiſſen über unſern Mund und über unſere Augen beſſer zu herrſchen. Höflichkeit und Anſtand verbieten Geſchrey und Thränen. Die thätige Tapferkeit des erſten rauhen Weltalters hat ſich bey uns in eine leidende verwandelt. Doch ſelbſt unſere Uraltern waren in dieſer größer, als in jener. Aber unſere Uraltern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeiſſen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen ſehen, unter den Biſſen der Nattern lachend ſterben, weder ſeine Sünde noch den Verluſt ſeines liebſten Freundes beweinen; ſind Züge des alten Nordiſchen Heldenmuths. e Palnatoko gab ſeinen Jomsburgern das Geſetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht ſo der Grieche! Er fühlte und furchte ſich; er äuſſerte ſeine Schmerzen und ſeinen Kummer; er ſchämte ſich keiner der menſchlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung ſeiner Pflicht zurückhalten. Was bey dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entſprang, das wirkten bey ihm Grundſätze. Bey ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kieſel, die ruhig ſchlafen, ſo lange keine äuſſere Gewalt ſie wecket, und dem Steine weder ſeine Klarheit noch ſeine Kälte nehmen. Bey dem Barbaren war der Heroismus eine helle freſſende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenſchaft in ihm verzehrte, wenigſtens ſchwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geſchrey, die Griechen hingegen in entſchloßner Stille zur Schlacht führet, ſo merken die Ausleger ſehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, dieſe als geſittete Völker ſchildern wollen. Mich wundert, daß ſie an einer andern Stelle eine ähnliche charakteriſtiſche Entgegenſetzung nicht bemerket haben. f Die feindlichen Heere haben einen Waffenſtillestand getroffen; ſie ſind mit Verbrennung ihrer Todten beſchäftiget, welches auf beyden Theilen nicht ohne

e) Th. Bartholinus de causis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis, cap. I.
f) Iliad. H v. 421.

heiſſe Thränen abgehet; δακρυα θερμα χεοντες. Aber Priamus verbietet ſeinen Trojanern zu weinen; οὐδ' εἰα κλαιειν Πριαμος μεγας. Er verbietet ihnen zu weinen, ſagt die Dacier, weil er beſorgt, ſie möchten ſich zu ſehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieſes beſorgen? Warum ertheilet nicht auch Agamemnon ſeinen Griechen das nehmliche Verboth? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der geſittete Grieche zugleich weinen und tapfer ſeyn könne; indem der ungeſittete Trojaner, um es zu ſeyn, alle Menſchlichkeit vorher erſticken müſſe. Νεμεσσωμαι γε μεν ουδεν κλαιειν, läßt er an einem andern Orte g) den verſtändigen Sohn des weiſen Neſtors ſagen.

Es iſt merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerſpielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen ſind, ſich zwey Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinſte Theil des Unglücks iſt, das den leidenden Helden trift. Auſſer dem Philoktet, der ſterbende Herkules. Und auch dieſen läßt Sophokles klagen, winſeln, weinen und ſchreyen. Dank ſey unſern artigen Nachbarn, dieſen Meiſtern des Anſtändigen, daß nunmehr ein winſelnder Philoktet, ein ſchreyender Herkules, die lächerlichſten unerträglichſten Perſonen auf der Bühne ſeyn würden. Zwar hat ſich einer ihrer neueſten Dichter h) an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbſt ein Laokoon findet ſich unter den verlornen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schickſal doch auch dieſen Laokoon gegönnet hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die ſeine einige alte Grammatiker thun, läßt ſich nicht ſchlieſſen, wie der Dichter dieſen Stoff behandelt habe. So viel bin ich verſichert, daß er den Laokoon nicht ſtoiſcher als den Philoktet und Herkules, wird geſchildert haben. Alles Stoiſche iſt untheatraliſch; und unſer Mitleiden iſt allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der intereſſirende Gegenſtand äuſſert. Sieht man ihn ſein Elend mit groſſer Seele ertragen, ſo wird dieſe groſſe Seele zwar unſere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung iſt ein kalter Affekt, deſſen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenſchaft, ſo wie jede andere deutliche Vorſtellung, ausſchlieſſet.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr iſt,

g) Odyss. Δ. 195.
h) Chataubrun.

daß das Schreyen bey Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer grossen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht seyn, warum dem ohngeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreyen nicht nachahmen wollen; sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgehet, der dieses Geschrey mit bestem Vorsatze ausdrücket.

II.

Es sey Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird itzt die Mahlerey überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben, so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzet, und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringet, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich mahlen wollen, da dich niemand sehen will," sagt ein alter Epigrammatist *a*, über einen höchst ungestalteten Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sey so ungestalten, wie möglich; ich will dich doch mahlen. Mag dich schon niemand gern sehen; so soll man doch mein Gemählde gern sehen; nicht in so fern es dich vorstellt, sondern in so fern es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weiß."

Freylich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerey mit leidigen

a) Antiochus. (Anthолog. lib. II. cap. 4.) Harduin über den Plinius (lib. 35. sect. 36. p. m. 698.) legt dieses Epigramm einem Piso bey. Es findet sich aber unter allen griechischen Epigrammatisten keiner dieses Namens.

Geſchicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenſtände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauſon, ihren Pyreicus ſollten gehabt haben. Sie hatten ſie; aber ſie lieſſen ihnen ſtrenge Gerechtigkeit wiederfahren. Pauſon, der ſich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, deſſen niedriger Geſchmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menſchlichen Bildung am liebſten ausdrückte, *b* lebte in der verächtlichſten Armuth. *c* Und Pyreicus, der Barbierſtuben, ſchmutzige Werkſtätte, Eſel und Küchenkräuter, mit allem den Fleiſſe eines niederländiſchen Künſtlers mahlte, als ob dergleichen Dinge in der Natur ſo viel Reitz hätten, und ſo ſelten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen, *d* des Kothmalers; obgleich der wollüſtige Reiche ſeine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch dieſen eingebildeten Werth zu Hülfe zu kommen.

Die Obrigkeit ſelbſt hielt es ihrer Aufmerkſamkeit nicht für unwürdig, den Künſtler mit Gewalt in ſeiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Geſetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere bey Strafe verboth, iſt bekannt. Es war kein Geſetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und ſelbſt vom Junius, *e* gehalten wird. Es verdammte die griechiſchen Ghezzi; den unwürdigen Kunſtgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur.

b) Jungen Leuten, befiehlt daher Ariſtoteles, muß man ſeine Gemählde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, ſo viel möglich, von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. (Polit. lib. VIII. cap. 5. p. 526. Edit. Conring.) Herr Boden will zwar in dieſer Stelle anſtatt Pauſon, Pauſanias geleſen wiſſen, weil von dieſem bekannt ſey, daß er unzüchtige Figuren gemahlt habe. (de Umbra poetica, Comment. I. p. XLI.) Als ob man es erſt von einem philoſophiſchen Geſetzgeber lernen müßte, die Jugend von dergleichen Reitzungen der Wolluſt zu entfernen. Er hätte die bekannte Stelle in der Dichtkunſt (cap. II.) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um ſeine Vermuthung zurück zu behalten. Es giebt Ausleger (z. E. Kühn, über den Aelian Var. Hist. lib. IV. cap. 3.) welche den Unterſchied, den Ariſtoteles daſelbſt zwiſchen dem Polygnotus, Dionyſius und Pauſon angiebt, darin ſetzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionyſius Menſchen, und Pauſon Thiere gemahlt habe. Sie mahlten alleſamt menſchliche Figuren; und daß Pauſon einmal ein Pferd mahlte, beweiſet noch nicht, daß er ein Thiermahler geweſen, wofür ihn Hr. Boden hält. Ihren Rang beſtimmten die Grade des Schönen, die ſie ihren menſchlichen Figuren gaben, und Dionyſius konnte nun desgegen nichts als Menſchen mahlen, und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu ſklaviſch folgte, und ſich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu mahlen, ein Religionsverbrechen geweſen wäre.

c) Aristophanes Plut. v. 602. et Acharnens. v. 854.

d) Plinius lib. XXX. sect. 37. Edit. Hard.

e) De Pictura vet. lib. II. cap. IV. §. 1.

Aus eben dem Geiſte des Schönen war auch das Geſetz der Hellanodiken gefloſſen. Jeder Olympiſche Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreymaligen Sieger, ward eine Ikoniſche geſetzet. *f* Der mittelmäßigen Portraits ſollten unter den Kunſtwerken nicht zu viel werden. Denn obſchon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, ſo muß doch die Aehnlichkeit darüber herrſchen; es iſt das Ideal eines gewiſſen Menſchen, nicht das Ideal eines Menſchen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bey den Alten auch die Künſte bürgerlichen Geſetzen unterworffen geweſen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unſtreitig müſſen ſich die Geſetze über die Wiſſenſchaften keine Gewalt anmaaſſen; denn der Endzweck der Wiſſenſchaften iſt Wahrheit. Wahrheit iſt der Seele nothwendig; und es wird Tyranney, ihr in Befriedigung dieſes weſentlichen Bedürfniſſes den geringſten Zwang anzuthun. Der Endzweck der Künſte hingegen iſt Vergnügen; und das Vergnügen iſt entbehrlich. Alſo darf es allerdings von dem Geſetzgeber abſtangen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maaſſe er jede Art deſſelben verſtatten will.

Die bildenden Künſte insbeſondere, auſſer dem unfehlbaren Einfluſſe, den ſie auf den Charakter der Nation haben, ſind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufſicht des Geſetzes heiſchet. Erzeigten ſchöne Menſchen ſchöne Bildſäulen, ſo wirkten dieſe hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte ſchönen Bildſäulen ſchöne Menſchen mit zu verdanken. Bey uns ſcheinet ſich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äuſſern.

Aus dieſem Geſichtspunkte glaube ich in gewiſſen alten Erzehlungen, die man gerade zu als Lügen verwirft, etwas wahres zu erblicken. Den Müttern des Ariſtomenes, des Ariſtodamas, Alexanders des Groſſen, des Scipio, des Auguſtus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerſchaft allen, als ob ſie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit; *g* und die ſchönen Bildſäulen und Gemählde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines

f) Plinius lib. XXXIV. sect. 9.

g) Man irret ſich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer medicinischen Gottheit hält. Juſtinus Martyr (Apolog. II. p. 56. Edit. Sylburg.) ſagt ausdrücklich: παρα παντι των νομιζομενων παϑ ὑμιν ϑεων, ὀφις συμβολον μεγα και μυστηριον ἀνδγραφεται; und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringſte Beziehung auf die Geſundheit haben.

Herkules, waren selten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum, und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverschämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Ursache mußte es wohl haben, warum die ehebrecherische Phantasie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte bloß festsetzen, daß bey den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sey.

Und dieses festgesetzt, folget nothwendig, daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet seyn müssen.

Ich will bey dem Ausdrucke stehen bleiben. Es giebt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äussern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Diese enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maasses von Schönheit fähig sind.

Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben. *h*

h) Man gehe alle die Kunstwerke durch, deren Plinius und Pausanias und andere gedenken: man übersehe die noch itzt vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Denkmahle: und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind. Indeß hätte Spence, da er Furien haben mußte, sie doch lieber von den Münzen erborgen sollen, (Seguini Numis. p. 178. Spanhem. de Praest. Numism. Dissert. XIII. p. 639. Les Cesars de Julien; par Spanheim p. 48.) als daß er sie durch einen witzigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem sie ganz gewiß nicht sind. Er sagt in seinem Polymetis (Dial. XVI. p. 272.) „Ob„schon die Furien in den Werken der alten Künstler etwas sehr seltenes sind, so findet sich doch „eine Geschichte, in der sie durchgängig von ihnen angebracht werden. Ich meine den Tod des „Meleager, als in dessen Vorstellung auf Basreliefs sie öfters die Althäa aufmuntern und an„treiben, den unglücklichen Brand, von welchem das Leben ihres einzigen Sohnes abhing, dem „Feuer zu übergeben. Denn auch ein Weib würde in ihrer Rache so weit nicht gegangen seyn, „hätte der Teufel nicht ein wenig zugeschürt. In einem von diesen Basreliefs, bey dem Bel„lori (in den Admirandis) sieht man zwey Weiber, die mit der Althäa am Altare stehen, und „allem Ansehen nach Furien seyn sollen. Denn wer sonst als Furien, hätte einer solchen Hand„lung beywohnen wollen? Daß sie für diesen Charakter nicht schrecklich genug sind, liegt ohne „Zweifel an der Abzeichnung. Das Merkwürdigste aber auf diesem Werke ist die runde Scheibe,

Zorn ſetzten ſie auf Ernſt herab. Bey dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz ſchleuderte; bey dem Künſtler nur der ernſte.

Jammer ward in Betrübniß gemildert. Und, wo dieſe Milderung nicht Statt finden konnte, wo der Jammer eben ſo verkleinernd als entſtellend geweſen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemählde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umſtehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Geſicht des Vaters aber, welches den allerhöchſten hätte zeigen ſollen, verhüllete, iſt bekannt, und es ſind viel artige Dinge darüber geſagt worden. Er hatte ſich, ſagt dieſer, in den traurigen Phyſiognomien ſo erſchöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, ſagt jener, daß der Schmerz eines Vaters bey dergleichen

Antlitz gegen die Mitte, auf welcher ſich offenbar der Kopf einer Furie zeiget. Vielleicht war es die Furie, an die Althäa, ſo oft ſie eine üble That vornahm, ihr Gebet richtete, und vornehmlich itzt zu richten alle Urſache hatte ꝛc." — Durch ſolche Wendungen kann man aus allem alles machen. Wer ſonſt, fragt Spence, als Furien, hätte einer ſolchen Handlung beywohnen wollen? Ich antworte: Die Mägde der Althäa, welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten. Ovid ſagt: (Metamorph. VIII. v. 460. 461.)

Protulit hunc ſtupidam genitrix, taedaſque in fragmina poni
Imperat, et poſitis iſtimicos admovet ignes.

Dergleichen taedae lange Stücke von Kien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beyde Perſonen in den Händen, und die eine hat eben ein ſolches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werks, erkenne ich die Furie eben ſo wenig. Es iſt ein Geſicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel ſoll es der Kopf des Meleagers ſelbſt ſeyn. (Metamorph. l. c. v. 515.)

Inſcius atque abſens flamma Meleagros in illa
Uritur: et caecis torreri viſcera ſentit
Ignibus: et magnos ſuperat virtute dolores.

Der Künſtler brauchte ihn gleichſam zum Uebergange in den folgenden Zeitpunkt der nehmlichen Geſchichte, welcher den ſterbenden Meleager gleich darneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen, (Antiq. expl. T. I. p. 162.) den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den er gleichfalls für eine Furie ausgiebt. Bellori ſelbſt (Admiranda-Tab. 77.) läßt es unentſchieden, ob es Parzen oder Furien ſind. Ein Oder, welches genugſam zeiget, daß ſie weder das eine noch das andere ſind. Auch Montfaucons übrige Auslegung ſollte genauer ſeyn. Die Weibsperſon, welche neben dem Bette ſich auf den Ellebogen ſtützet, hätte zu Caſſandra und nicht Atalanta penſirt ſollen. Atalanta iſt die, welche mit dem Rücken gegen das Bette gekehret, in einer traurigen Stellung ſitzet. Der Künſtler hat ſie mit vielem Verſtande von der Familie abgewendet, weil ſie nur die Geliebte, nicht die Gemählin des Meleagers war, und ihre Betrübniß über ein Unglück, das ſie ſelbſt unſchuldiger Weiſe veranlaſſet hatte, die Anverwandten erbittern mußte.

e) Plinius lib. XXXV. ſect. 36. Cum modestos pinxisset omnes, praecipue patruum, et tristitiae omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

f) Summi moeroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est. Valerius Maximus lib. VIII. cap. 11.

Vorfällen über allen Ausdruck sey. Ich für mein Theil sehe hier weder die Unvermögenheit des Künstlers, noch die Unvermögenheit der Kunst. Mit dem Grade des Affects verstärken sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts; der höchste Grad hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien seiner Kunst setzen. Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind. So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, so weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm seine Composition beydes nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht mahlen durfte, ließ er errathen. Kurz, diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beyspiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll.

Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herab setzen; er mußte Schreyen in Seufzen mildern, nicht weil das Schreyen eine unedle Seele verräth, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise darstellet. Denn man reisse dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urtheile. Man lasse ihn schreyen, und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süsse Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Oefnung des Mundes, — bey Seite gesetzt, die gewaltsam und eckel auch die übrigen Theile des Gesichts dadurch verzerret und verschoben werden, — ist in der Mahlerey ein Fleck und in der Bildhauerey eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewieß wenig Geschmack, als er einen alten bärtigen Kopf, mit aufgerissenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter

ausgab.[l] Muß ein Gott schreyen, wenn er die Zukunft eröfnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes seine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemählde des Timanthes sollte geschrieen haben.[m] Weit schlechtere Meister aus den Zeiten der schon verfallenen Kunst, lassen auch nicht einmal die wildesten Barbaren, wenn sie unter dem Schwerde des Siegers Schrecken und Todesangst ergreift, den Mund bis zum Schreyen öfnen.[n]

Es ist gewiß, daß diese Herabsetzung des äußersten körperlichen Schmerzes auf einen niedrigern Grad von Gefühl, an mehrern alten Kunstwerken sichtbar gewesen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande, von der Hand eines alten unbekannten Meisters, war nicht der Sophokleische, der so gräßlich schrie, daß die Lokrischen Felsen, und die Euböischen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finster, als wild. Der Philoktet des Pythagoras Leontinus schien dem Betrachter seinen Schmerz mitzutheilen, welche Wirkung der geringste gräßliche Zug verhindert hätte. Man dürfte fragen, woher ich wisse, daß dieser Meister eine Bildsäule des Philoktet gemacht habe? Aus einer Stelle des Plinius, die meine Verbesserung nicht erwartet haben sollte, so offenbar verfälscht oder verstümmelt ist sie.[p]

l) Antiquit. expl. T. I. p. 50.

m) Er giebt nehmlich die von dem Thimanthes wirklich ausgedrückten Grade der Traurigkeit so an: Calchantem tristem, moestum Ulyssem, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum. — Der Schreyer Ajax müßte eine häßliche Figur gewesen seyn; und da weder Cicero noch Quintilian in ihren Beschreibungen dieses Gemähldes seiner gedenken, so werde ich ihn um so viel eher für einen Zusatz halten dürfen, mit dem es Valerius aus seinem Kopfe bereichern wollen.

n) Bellorii Admiranda. Tab. 11. 12.

o) Plinius libr. XXXIV. sect. 19.

p) Eundem, nehmlich den Myro, lieset man bey dem Plinius, (libr. XXXIV. sect. 19.) vicit et Pythagoras Leontinus, qui fecit stadiodromon Astylon; qui Olympiae ostenditur: et Libyn puerum tenentem tabulam, eodem loco, et mala ferentem nudum. Syracusis autem claudicantem: cujus hulceris dolorem sentire etiam spectantes videntur. Man erwäge die letzten Worte etwas genauer. Wird nicht darinn offenbar von einer Person gesprochen, die wegen eines schmerzhaften Geschwieres überall bekannt ist? Cujus hulceris u. s. w. Und dieses cujus sollte auf das bloße claudicantem, und das claudicantem vielleicht auf das noch entferntere puerum gehen? Niemand hatte mehr Recht, wegen eines solchen Geschwieres bekannter zu seyn als Philoktet. Ich lese also anstatt claudicantem, Philoctetem, oder halte wenigstens dafür, daß das letztere durch das erstere gleichlautende Wort verdrungen worden, und man beydes zusammen Philoctetem claudicantem lesen müsse. Sophokles läßt ihn ϛιβον κατ' ἀναγκαν ἐρπειν, und es mußte ein Hinken verursachen, daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte.

III.

Aber, wie ſchon gedacht, die Kunſt hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, ſagt man, erſtrecke ſich auf die ganze ſichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil iſt. Wahrheit und Ausdruck ſey ihr erſtes Geſetz; und wie die Natur ſelbſt die Schönheit höhern Abſichten jederzeit aufopfere, ſo müſſe ſie auch der Künſtler ſeiner allgemeinen Beſtimmung unterordnen, und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichſte der Natur in ein Schönes der Kunſt verwandelt werde.

Geſetzt, man wollte dieſe Begriffe vors erſte unbeſtritten in ihrem Werthe oder Unwerthe laſſen, ſollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen ſeyn, warum dem ohngeachtet der Künſtler in dem Ausdrucke Maaß halten und ihn nie aus dem höchſten Punkte der Handlung nehmen müſſe.

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunſt alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künſtler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Mahler insbeſondere dieſen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Geſichtspunkte, brauchen; ſind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß oberflächlich, ſondern betrachtet zu werden, lange und wiederholter betrachtet zu werden: ſo iſt es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Geſichtspunkt dieſes einzigen Augenblickes, nicht fruchtbar genug gewählet werden kann. Dasjenige aber nur allein iſt fruchtbar, was der Einbildungskraft freyes Spiel läßt. Je mehr wir ſehen, deſto mehr müſſen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, deſto mehr müſſen wir zu ſehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects iſt aber kein Augenblick der dieſen Vortheil weniger hat, als die höchſte Staffel deſſelben. Ueber ihr iſt weiter nichts, und dem Auge das Aeuſſerſte zeigen, heißt der Phantaſie die Flügel binden, und ſie nöthigen, da ſie über den ſinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, ſich unter ihm mit ſchwächern Bildern zu beſchäftigen, über die ſie die ſichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze ſcheuet. Wenn Laokoon alſo ſeufzet, ſo kann ihm die Einbildungskraft ſchreyen hören, wenn er aber ſchreyet, ſo kann ſie von dieſer Vorſtellung weder eine Stuffe höher, noch eine Stuffe tiefer ſteigen, ohne

ihn in einem leidlichern, folglich unintereſſantern Zuſtande zu erblicken. Sie hört ihn erſt ächzen, oder ſie ſieht ihn ſchon todt.

Ferner. Erhält dieſer einzige Augenblick durch die Kunſt eine unveränderliche Dauer: ſo muß er nichts ausdrücken, was ſich nicht anders als tranſitoriſch denken läßt. Alle Erſcheinungen, zu deren Weſen wir es nach unſerm Begriffen rechnen, daß ſie plötzlich ausbrechen und plötzlich — verſchwinden, daß ſie das, was ſie ſind, nur einen Augenblick ſeyn können; alle ſolche Erſcheinungen, ſie mögen angenehm oder ſchrecklich ſeyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunſt ein ſo widernatürliches Anſehen, daß mit jedem wiederhohlten Erblicken der Eindruck ſchwächer wird, und uns endlich von dem ganzen Gegenſtande ekelt oder gräuet. La Mettrie, der ſich alle einen zweyten Demokrit mahlen und ſtechen laſſen, lacht nur die erſten male, wie man ihn ſieht. Betrachtet ihn öfters, und er wird aus einem Philoſopher ein Geck; aus ſeinem Lachen wird ein Grinſen. So auch mit dem Schreyen. Der heftige Schmerz, welcher das Schreyen auspreſſet, läßt entweder bald nach, oder zerſtöret das leidende Subject. Wann alſo auch der geduldigſte ſtandhafteſte Mann ſchreyet, ja ſchreyen er doch nicht unabläßlich. Und nur dieſes ſcheinbar Unabläßliche in der materiellen Nachahmung der Kunſt iſt es, was ſein Schreyen zu weibiſchem Unvermögen, zu kindiſcher Unleidlichkeit machen würde. Dieſes wenigſtens mußte der Künſtler des Laokoons vermeiden, hätte ſchon das Schreyen der Schönheit nicht geſchadet, wäre es auch ſeiner Kunſt ſchon erlaubt geweſen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Mahlern ſcheinet Timomachus Vorwürfe des äuſerſten Affects am liebſten gewählet zu haben. Sein raſender Ajax, ſeine kindermörderin Medea, waren berühmte Gemählde. Aber aus den Beſchreibungen, die wir von ihnen haben, erhellet, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Aeuſſerſte nicht ſowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erſcheinung, mit der wir den Begriff des Tranſitoriſchen nicht ſo nothwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derſelben in der Kunſt mißfallen ſollte, vortreflich verſtanden und mit einander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem ſie ihre Kinder wirklich ermordet; ſondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eiferſucht kämpfet. Wir ſehen das Ende dieſes Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun

bald bloß die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft gehet weit über alles hinweg, was uns der Mahler in diesem schrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidiget uns die in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, daß wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabey geblieben, der Streit der Leidenschaften hätte sich nie entschieden, oder hätte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern können. Auch hat dem Timomachus diese seine Weisheit grosse und häuffige Lobsprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern unbekannten Mahler erhoben, der unverständig genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserey zu zeigen, und so diesem flüchtig überhingehenden Grade der äussersten Raserey eine Dauer zu geben, die alle Natur empöret. Der Dichter a der ihn desfalls tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „Durstest du „denn beständig nach dem Blute deiner Kinder? Ist denn immer ein neuer „Jason, immer eine neue Creusa da, die dich unaufhörlich erbittern? — „Zum Henker mit dir auch im Gemählde! setzt er voller Verdruß hinzu.

Von dem rasenden Ajax des Timomachus läßt sich aus der Nachricht des Philostrats urtheilen. b Ajax erschien nicht, wie er unter den Heerden wüthet, und Rinder und Böcke für Menschen fesselt und mordet. Sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet da sitzt, und den Anschlag fasset, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Ajax; nicht weil er eben itzt raset, sondern weil man siehet, daß er geraset hat; weil man die Grösse seiner Raserey am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimt, die er nun selbst darüber empfindet. Man siehet den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworffen.

IV.

Ich übersehe die angeführten Ursachen, warum der Meister des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maaß halten müssen,

a) Philippus (Anthol. lib. IV. cap. 9. ep. 10.)

Αἰει γαρ διψας βρεφεων φονον. ἡ τις Ιησων
Δευτερος, ἡ Γλαυκη τις παλι σοι προφασις;
Ερρε και εν κηρῳ παιδοκτονε —

b) Vita Apoll. lib. II. cap. 22.

und finde, daß sie allesamt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst, und von derselben nothwendigen Schranken und Bedürfnissen hergenommen sind. Schwerlich dürfte sich also wohl irgend eine derselben auf die Poesie anwenden lassen.

Ohne hier zu untersuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern: so ist so viel unstreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen stehet, diese sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zur Schönheit wird, nur eines von den geringsten Mitteln seyn kann, durch die er uns für seine Personen zu interessiren weiß. Oft vernachläßiget er dieses Mittel gänzlich; versichert, daß wenn sein Held unsere Gewogenheit gewonnen, uns dessen edlere Eigenschaften entweder so beschäftigen, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken, oder, wenn wir darauf denken, uns so bestechen, daß wir ihm selbst nie nicht eine schöne, doch eine gleichgültige ertheilen. Am wenigsten wird er bey jedem einzelnen Zuge, der nicht ausdrücklich für das Gesicht bestimmet ist, seine Rücksicht dennoch auf diesen Sinn nehmen dürfen. Wenn Virgils Laokoon schreyet, wem fällt es dabey ein, daß ein großes Maul zum Schreyen nöthig ist, und daß dieses große Maul häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabener Zug für das Gehör ist, mag er noch für das Gesicht seyn, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nöthiger hiernächst, als des Dichters sein Gemählde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er hängt jede seiner Handlungen, wenn es will, bey ihrem Ursprunge auf, und führet sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes besonderes Stück kosten würde, kostet ihm einen einzigen Zug, und würde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so war er entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet, oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen einzeln Eindruck verlieret, und in der Verbindung die treflichste Wirkung von der Welt thut. Wäre es also auch wirklich einem Manne unanständig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu schreyen; was kann diese kleine überhingehende Unanständigkeit demjenigen bey uns für Nachtheil bringen, dessen andere Tugenden uns schon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon schreyet, aber dieser schreyende Laokoon ist eben derjenige,

den wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreyen nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein hören wir in seinem Schreyen; und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreyen allein sinnlich machen.

Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler wohl that, daß er den Laokoon nicht schreyen ließ, so that der Dichter eben sowohl, daß er ihn schreyen ließ.

Aber Virgil ist hier bloß ein erzehlender Dichter. Wird in seiner Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit begriffen seyn? Einen andern Eindruck macht die Erzehlung, wo jemands Geschrey; einen andern dieses Geschrey selbst. Das Drama, welches für die lebendige Mahlerey des Schauspielers bestimmt ist, dürfte vielleicht eben deswegen sich an die Gesetze der materiellen Mahlerey strenger halten müssen. Zu ihm glauben wir nicht bloß einen schreyenden Philoktet zur sehen und zu hören; wir hören und sehen wirklich schreyen. Je näher das Schauspiel der Natur kömmt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidiget werden; denn es ist unwidersprechlich, daß sie es in der Natur werden, wenn wir so laute und heftige Aeusserungen des Schmerzes vernehmen. Zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Uebel erwecken. Unsere Einbildung kann zu wenig in ihm unterscheiden, als daß die bloße Erblickung desselben etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns hervor zu bringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloß willkührlichen, sondern in dem Wesen unserer Empfindungen selbst gegründeten Anstand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules so winseln und weinen, so schreyen und brüllen läßt. Die Umstehenden können unmöglich so viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als diese ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern scheinen. Sie werden uns Zuschauern vergleichungsweise kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders, als wie das Maaß des unsrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich oder gar nicht bis zur Illusion treiben kann: und wer weis, ob die neuern dramatischen Dichter nicht eher zu loben, als zu tadeln sind, daß sie diese Klippe entweder ganz und gar vermieden, oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwiderſprechlich ſcheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerſpiel durch die That zu erweiſen. Alle dieſe Betrachtungen ſind nicht ungegründet, und doch bleibet Philoktet eines von den Meiſterſtücken der Bühne. Denn ein Theil derſelben trift den Sophokles nicht eigentlich; und nur indem er ſich über den andern Theil hinwegſetzet, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtſamen Kunſtrichter, ohne dieſes Beyſpiel, nie träumen würde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verſtärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umſtände der Geſchichte kann man betrachten, als ob ſie von ſeiner Wahl abgehangen hätten, in ſo fern er nehmlich die ganze Geſchichte, eben dieſer ihm vortheilhaften Umſtände wegen, wählte) — er wählte, ſage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit; weil ſich von jener eine lebhaftere Vorſtellung machen läßt, als von dieſer, wenn ſie auch noch ſo ſchmerzlich iſt. Die innere ſympathetiſche Gluth, welche den Meleager verzehrte, als ihn ſeine Mutter in dem fatalen Brande ihrer ſchweſterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatraliſch ſeyn, als eine Wunde. Und dieſe Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darinn, und nur ein ſtärkerer Anfall von Schmerzen hatte ſeine geſetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem ſich ſeine erſchöpfte Natur erhohlen mußte, den nehmlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chateaubrun läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet ſeyn. Was kann man ſich von einem ſo gewöhnlichen Zufalle auſſerordentliches verſprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgeſetzt; wie kam es, daß er nur bey dem Philoktet ſo ſchreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirket, ohne zu tödten, iſt noch dazu weit unwahrſcheinlicher, als alles das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgeſtret hat.

2. So groß und ſchrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen ſeines Helden machte, ſo fühlte er es doch ſehr wohl, daß ſie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband ſie daher mit andern Uebeln, die gleichfalls für ſich betrachtet nicht beſonders rühren konnten, die aber durch dieſe Verbindung einen

eben ſo melancholiſchen Anſtrich erhielten, als ſie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Dieſe Uebel waren, völlige Beraubung der menſchlichen Geſellſchaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgeſetzt iſt. *a* Man denke ſich einen Menſchen in dieſen Umſtänden, man gebe

a) Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieſer Verbindung betrachtet, ſo ſcheinet ihn die hülfloſe Einſamkeit, deſſelben ganz beſonders zu rühren. In jedem Worte hören wir den geſelligen Griechen. Ueber eine, um den Hiehes gehörigen Stellen habe ich indeß meinen Zweifel. Sie iſt dieſe (v. 201—205.)

Ἰὼ ἀνδρὸς ἦν προσουρος; ὃν ἀχὼ βαθὶν
Οὐδὸν τὶν ἐγχωρῶν,
Κακογειτονα παρ' ᾧ ξυνον ἀντιτυπον
Βιῳ βροτοῦ ἄπαλλαν
δεινὸν αἰμάτηρον.

Die gemeine Winshemſche Ueberſetzung giebt dieſes ſo:

Ventis expositus et pedibus captus
Nullum cohabitatorem
Nec vicinum ullum malum habens, apud quem gemitum mutuum
Gravemque ac cruentum
Ederet.

Hiervon weicht die interpolirte Ueberſetzung des Th. Johnſon nur in den Worten ab:

Ubi ipse ventis erat expositus, ullum gradum non habens,
Nec quenquam indigenarum,
Nec malum vicinum, apud quem ploraret
Vehementer edacem
Sanguineum morbum mutuo gemitu.

Man ſollte glauben, er habe dieſe veränderten Worte aus der gebundenen Ueberſetzung des Thomas Naogeorgus entlehnet. Denn dieſer ſeltne Werk iſt ſehr ſelten, und Fabricius ſelbſt hat es nur aus dem Operiniſchen Bücherverzeichniſſe gekannt. Es drückt ſich ſo aus:

— ubi expositus fuit
Ventis, ipse, gradum nullum haud habens,
Nec quenquam indigenam, nec vicinum malum,
Vicinum, plorarat apud quem
Vehementer edacem atque cruentum
Morbum mutuo.

Wenn dieſe Ueberſetzungen ihre Richtigkeit haben, ſo ſagt der Chor das Stärkſte, was man nur immer zum Lobe der menſchlichen Geſellſchaft ſagen kann: Der Elende hat keinen Menſchen um ſich; er weis von keinem freundlichen Nachbar; zu glücklich, wenn er auch nur einen böſen Nachbar hätte! Thomſon würde ſodann dieſe Stelle vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüſte Inſel von Böſewichtern ausgeſetzten Melſander ſagen läßt:

Cast on the wildest of the Cyclad isles
Where never human foot had mark'd the shore
These Ruffians left me — yet believe me, Artas,
Such is the rooted love we bear mankind
All ruffians as they were, I never heard
A found so dismal as their parting oars.

Auch ihm wäre die Geſellſchaft von Böſewichtern lieber geweſen, als gar keine. Ein groſſer vortreflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich ſo etwas geſagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts dergleichen bey ihm finde; es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholiaſten, als mit meinen eigenen ſehen wollte, welcher

ihm aber Gesundheit, und Kräfte, und Industrie, und es ist ein Robinson Crusoe, der auf unser Mitleid wenig Anspruch macht, ob uns gleich sein Schicksal sonst gar nicht gleichgültig ist. Denn wir sind selten mit der menschlichen Gesellschaft so zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir ausser derselben geniessen, nicht sehr reitzend dünken sollte, besonders unter der Vorstellung, welche jedes Individuum schmeichelt, daß es fremden Beystandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menschen die schmerzlichste unheilbarste Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden lassen, die sein Uebel, so viel in ihren Kräften stehet, erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unstreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieses Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achsel und verweisen ihn zur Geduld. Nur wenn beyde Fälle zusammen kommen, wenn der Einsame auch seines

die Worte des Dichters so umschreibt: *Οὐ μονον ὁπου καλον ὀυκ ἐιχε τινα των εγχωριων γειτονα, ἀλλα ὀυδε κακον, παρ' ὁυ ἀμοιβαιον λογον ςεναζων ἀκουσειε.* Wie dieser Auslegung die angeführten Uebersetzer gefolgt sind, so hat sich auch eben so wohl Brumoy, als unser neuer deutscher Uebersetzer daran gehalten. Jener sagt, sans societé, meme importune; und dieser „jeder Gesellschaft, auch der beschwerlichsten beraubet." Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, sind diese. Erstlich ist es offenbar, daß wenn *κακογειτονα* von *τιν' εγχωρων* getrennet werden, und ein besonders Glied ausmachen sollte, die Partikel *ὀυδε* vor *κακογειτονα* nothwendig wiederhohlt seyn müßte. Da sie es aber nicht ist, so ist es eben so offenbar, daß *κακογειτονα* zu *τινα* gehöret, und das Komma nach *ἐγχωρων* wegfallen muß. Dieses Komma hat sich aus der Uebersetzung eingeschlichen, wie ich denn wirklich finde, daß es einige ganz griechische Ausgaben (z. E. die Wittenbergische von 1585 in 8, welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben, und es erst, wie gehörig, nach *κακογειτονα* setzen. Zweytens, ist das wohl ein böser Nachbar, von dem wir uns *ςονον ἀντιτυπον, ἀμοιβαιον* wie es der Scholiast erklärt, versprechen können? Wechselsweise mit uns seufzen, ist die Eigenschaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz also: man hat das Wort *κακογειτονα* unrecht verstanden; man hat angenommen, daß es aus dem Adjectivo *κακος* zusammen gesetzt sey, und es ist aus dem Substantivo *το κακον* zusammen gesetzt; man hat es durch einen bösen Nachbar erklärt, und hätte es durch einen Nachbar des Bösen erklären sollen. So wie *κακομαντις* nicht einen bösen, das ist, falschen, unwahren Propheten, sondern einen Propheten des Bösen, *κακοτεχνος* nicht einen bösen, ungeschickten Künstler, sondern einen Künstler im Bösen bedeuten. Unter einem Nachbar des Bösen versteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen, als wir, behäftet ist, oder aus Freundschaft an unsern Unfällen Antheil nimt: so daß die ganzen Worte *ὀυδ' ἔχων τιν' ἐγχωρων κακογειτονα* bloß durch neque quenquam indigenarum mali socium habens zu übersetzen sind. Der neue Englische Uebersetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kann nicht anders als meiner Meynung gewesen seyn, indem er den bösen Nachbar in *κακογειτων* auch nicht findet, sondern es bloß durch fellow-mourner übersetzet:

Exposid to te inclement skies,
Deserted and forlorn he lyes,
No friend nor fellow-mourner there,
To sooth his sorrow, and divide his care.

Körpers nicht mächtig ist, wenn dem Kranken eben so wenig jemand anders hilft, als er sich selbst helffen kann, und seine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann sehen wir alles Elend, was die menschliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zusammen schlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an seiner Stelle denken, erreget Schaudern und Entsetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns, und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzet mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischet. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn auch seines Bogens beraubet sehen, des einzigen, was ihm sein kümmerliches Leben erhalten mußte. — O des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen, gehabt hat! Oder wann er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmacke seiner Nation alles dieses aufzuopfern. Chataubrun giebt dem Philoktet Gesellschaft. Er läßt eine Prinzeßin Tochter zu ihm in die wüste Insel kommen. Und auch diese ist nicht allein, sondern hat ihre Hofmeisterin bey sich; ein Ding, von dem ich nicht weis, ob es die Prinzeßin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortrefliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelassen. Dafür läßt er schöne Augen spielen. Freylich würden Pfeil und Bogen der französischen Heldenjugend sehr lustig vorgekommen seyn. Nichts hingegen ist erschrecklicher als der Zorn schöner Augen. Der Grieche marterk uns mit der gräulichen Besorgung, der arme Philoktet werde ohne seinen Bogen auf der wüsten Insel bleiben und elendiglich umkommen müssen. Der Franzose weis einen gewissern Weg zu unsern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne seine Prinzeßin abziehen müssen. Dieses hiessen dem auch die Pariser Kunstrichter, über die Alten triumphiren, und einer schlug vor, das Chataubrunsche Stück la Difficulté vaincue zu benennen. b)

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzeln Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlassene Kranke ist; wo er Hoffnung hat, nun bald die trostlose Einöde zu verlassen und wieder in sein Reich zu gelangen; wo sich also sein ganzes Unglück auf die schmerzliche Wunde einschränkt. Er wimmert, er schreyet, er bekömmt die gräßlichsten Zuckungen. Hierwider gehet eigentlich der Einwurf des beleidigten Anstandes.

b) Mercure de France, Avril 1755. p. 177.

Es ist ein Engländer, welcher diesen Einwurf macht; ein Mann also, bey welchem man nicht leicht eine falsche Delicatesse argwohnen darf. Wie schon berührt, so giebt er ihm auch einen sehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenschaften, sagt er, mit welchen andere nur sehr wenig sympathisiren können, werden anstössig, wenn man sie zu heftig ausdrückt. c „Aus diesem Grunde ist nichts unanständiger, und einem Manne „unwürdiger, als wenn er den Schmerz, auch den allerheftigsten, nicht „mit Geduld ertragen kann, sondern weinet und schreyet. Zwar giebt es „eine Sympathie mit dem körperlichen Schmerze. Wenn wir sehen, daß „jemand einen Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen soll, „so fahren wir natürlicher Weise zusammen, und ziehen unsern eigenen „Arm, oder Schienbein, zurück; und wenn der Schlag wirklich geschieht, „so empfinden wir ihn gewissermaassen eben sowohl, als der, den er getroffen. Gleichwohl aber ist es gewiß, daß das Uebel, welches wir fühlen, gar nicht beträchtlich ist; wenn der Geschlagene daher ein heftiges „Geschrey erregt, so ermangeln wir nicht ihn zu verachten, weil wir in „der Verfassung nicht sind, eben so heftig schreyen zu können, als er." — Nichts ist betrüglicher als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, daß es auch der behutsamsten Speculation kaum möglich ist, einen einzeln Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung gänzlich verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine blosse Erfahrung in wenig einzeln Fällen einschränken. — Wir verachten denjenigen, sagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig schreyen hören. Aber nicht immer: nicht zum erstenmale; nicht, wenn wir sehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verbeissen; nicht, wenn wir ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger, wenn wir ihn selbst unter dem Leiden Proben von seiner Standhaftigkeit ablegen sehen, wenn wir sehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreyen, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er sich lieber der längern Fortdauer dieses Schmerzes

c) The Theory of Moral Sentiments. by Adam Smith. Part I. sect. 2. chap. 1. p. 41. (London 1761.)

unterwirft, als das geringſte in ſeiner Denkungsart, in ſeinen Entſchlüſſen ändert, ob er ſchon in dieſer Veränderung die gänzliche Endſchaft ſeines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet ſich bey dem Philoktet. Die moraliſche Gröſſe beſtand bey den alten Griechen in einer eben ſo unveränderlichen Liebe gegen ſeine Freunde, als unwandelbarem Haſſe gegen ſeine Feinde. Dieſe Gröſſe behält Philoktet bey allen ſeinen Martern. Sein Schmerz hat ſeine Augen nicht ſo vertrocknet, daß ſie ihm keine Thränen über das Schickſal ſeiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn ſo mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, ſeinen Feinden vergeben, und ſich gern zu allen ihren eigennützigen Abſichten brauchen laſſen möchte. Und dieſen Felſen von einem Manne hätten die Athenienſer verachten ſollen, weil die Wellen, die ihn nicht erſchüttern können, ihn wenigſtens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philoſophie des Cicero überhaupt wenig Geſchmack finde; am allerwenigſten aber an der, die er in dem zweyten Buche ſeiner Tuſculaniſchen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramet. Man ſollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, ſo ſehr eifert er wider den äuſſerlichen Ausdruck des Schmerzes. In dieſem ſcheinet er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freywillig iſt, die wahre Tapferkeit aber ſich nur in freywilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bey dem Sophokles den Philoktet nur klagen und ſchreyen, und überſieht ſein übriges ſtandhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch ſonſt die Gelegenheit zu ſeinem rhetoriſchen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie ſollen uns weichlich „machen, weil ſie die tapferſten Männer klagend einführen.“ Sie müſſen ſie klagen laſſen; denn ein Theater iſt keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anſtand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehöret, keine ſchmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da ſeine Wunden, ſein Tod, die Zuſchauer ergötzen ſollten: ſo mußte die Kunſt alles Gefühl verbergen lehren. Die geringſte Aeuſſerung deſſelben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde dieſen froſtig grauſamen Schauſpielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden ſollte, iſt die einzige Abſicht der tragiſchen Bühne, und fodert daher ein gerade entgegen geſetztes Betragen. Ihre Helden müſſen Gefühl zeigen, müſſen ihre Schmerzen äuſſern, und die bloſſe Natur in ſich wirken laſſen. Verrathen ſie

Abrichtung und Zwang, ſo laſſen ſie unſer Herz kalt, und Klopfechter im Cothurne können höchſtens nur bewundert werden. Dieſe Benennung verdienen alle Perſonen der ſogenannten Senecaſchen Tragödien, und ich bin der feſten Meinung, daß die Gladiatoriſchen Spiele die vornehmſte Urſache geweſen, warum die Römer in dem Tragiſchen noch ſo weit unter dem Mittelmäßigen geblieben ſind. Die Zuſchauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Kteſias ſeine Kunſt ſtudieren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragiſchſte Genie, an dieſe künſtliche Todesſcenen gewöhnet, mußte auf Bombaſt und Rodomontaden verfallen. Aber ſo wenig als ſolche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, eben ſo wenig können Philoktetiſche Klagen weichlich machen. Die Klagen ſind eines Menſchen, aber die Handlungen eines Helden. Beyde machen den menſchlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet iſt, ſondern bald dieſes bald jenes ſcheinet, ſo wie ihn itzt Natur, itzt Grundſätze und Pflicht verlangen. Er iſt das Höchſte, was die Weisheit hervorbringen, und die Kunſt nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles ſeinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung geſichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebauet, was man ſonſt aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir ſchon denjenigen nicht immer, der bey körperlichen Schmerzen ſchreyet, ſo iſt doch dieſes unwiderſprechlich, daß wir nicht ſo viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieſes Geſchrey zu erfordern ſcheinet. Wie ſollen ſich alſo diejenigen verhalten, die mit dem ſchreyenden Philoktet zu thun haben? Sollen ſie ſich in einem hohen Grade gerührt ſtellen? Es iſt wider die Natur. Sollen ſie ſich ſo kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bey dergleichen Fällen zu ſeyn pflegt? Das würde die widrigſte Diſſonanz für den Zuſchauer hervorbringen. Aber, wie geſagt, auch dieſem hat Sophokles vorgebauet. Dadurch nehmlich, daß die Nebenperſonen ihr eigenes Intereſſe haben; daß der Eindruck, welchen das Schreyen des Philoktet auf ſie macht, nicht das einzige iſt, was ſie beſchäftiget, und der Zuſchauer daher nicht ſowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit dieſem Geſchrey, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Geſinnungen und Anſchlägen durch das Mitleid, es ſey ſo ſchwach oder ſo ſtark es will, entſtehet, oder entſtehen ſollte. Neoptolem und der Chor haben den

unglücklichen Philoktet hintergangen; sie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug stürzen werde; nun bekömmt er seinen schrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieser Zufall keine merkliche sympathetische Empfindung in ihnen erregen, so kann er sie doch antreiben, in sich zu gehen, gegen so viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherey nicht häuffen zu wollen. Dieses erwartet der Zuschauer, und seine Erwartung findet sich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuscht. Philoktet, seiner Schmerzen Meister, würde den Neoptolem bey seiner Verstellung erhalten haben. Philoktet, den sein Schmerz aller Verstellung unfähig macht, so höchst nöthig sie ihm auch scheinet, damit seinen künftigen Reisegefährten das Versprechen, ihn mit sich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur wieder zurück. Diese Umkehr ist vortrefflich, und um so viel rührender, da sie von der blossen Menschlichkeit bewirket wird. Bey dem Franzosen haben wiederum die schönen Augen ihren Theil daran. *d* Doch ich will an diese Parodie nicht mehr denken. — Des nehmlichen Kunstgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geschrey über körperliche Schmerzen hervorbringen sollte, in den Umstehenden einen andern Affect zu verbinden, hat sich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules ist kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raserey, in der er nach nichts als nach Rache schnaubet. Schon hatte er in dieser Wuth den Lichas ergriffen, und an dem Felsen zerschmettert. Der Chor ist weiblich; um so viel natürlicher muß sich Furcht und Entsetzen seiner bemeistern. Dieses, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen, oder Herkules unter diesem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Interesse, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zusammenhaltung der Orakel entschieden ist, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über seinen letzten Entschluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bey der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergessen, daß jener ein Halbgott, und dieser nur ein Mensch ist. Der Mensch schämt sich seiner Klagen nie; aber der Halbgott schämt sich, daß sein sterblicher Theil über den unsterblichen so viel vermocht habe,

d) Act. II. Sc. III. De mes deguisemens que penseroit Sophie? Sagt der Sohn des Achilles.

daß er wie ein Mädchen weinen und winſeln müſſen.*e* Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringſte Held ſoll bey uns wie ein Halbgott empfinden, und handeln.

Ob der Schauſpieler das Geſchrey und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illuſion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejaen wagen. Wenn ich fände, daß es unſere Schauſpieler nicht könnten, ſo müßte ich erſt wiſſen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre: und wenn es auch dieſem nicht gelänge, ſo würde ich mir noch immer die Skävopoeie und Declamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürffen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

V.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechiſcher Meiſter, aber aus der Zeit der Kayſer halten, weil ſie glauben, daß der Virgiliſche Laokoon dabey zum Vorbilde gedienet habe: Ich will von den ältern Gelehrten, die dieſer Meinung geweſen ſind nur den Bartholomäus Marliani,*a* und von den neuern, den Montfaucon*b* nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters eine ſo beſondere Uebereinſtimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beyde von ohngefehr auf einerley Umſtände ſollten gefallen ſeyn, die ſich nichts weniger, als von ſelbſt darbieten. Dabey ſetzten ſie voraus, daß wenn es auf die Ehre der Erfindung und des erſten Gedankens ankomme, die Wahrſcheinlichkeit für den Dichter ungleich gröſſer ſey, als für den Künſtler.

Nur ſcheinen ſie vergeſſen zu haben, daß ein dritter Fall möglich ſey. Denn vielleicht hat der Dichter eben ſo wenig den Künſtler, als der Künſtler den Dichter nachgeahmt, ſondern beyde haben aus einerley älteren

e) Trach. v. 1088. 89.

— — ὁςις ὡςε καρθενος
Βεβρυχα κλαιων — —

a) Topographiae Urbis Romae libr. IV. cap. 14. Et quanquam hi (Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii) ex Virgilii descriptione statuam hanc formavisse videntur etc.

b) Suppl. aux Ant. Expliq. T. I. p. 252. Il semble qu'Agesandre, Polydore et Athenodore, qui en furent les ouvriers, ayent travaillé comme à l'envie, pour laisser un monument, qui repondoit à l'incomparable description qu'a fait Virgile de Laocoon etc.

Quelle geſchöpft. Nach dem Macrobius würde Piſander dieſe ältere Quelle ſeyn können. c Denn als die Werke dieſes griechiſchen Dichters noch vorhanden waren, war es ſchulkundig, pueris decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung und Zerſtörung Iliums, ſein ganzes zweytes Buch, aus ihm nicht ſo ſowohl nachgeahmet, als treulich überſetzt habe. Wäre nun alſo Piſander auch in der Geſchichte des Laokoon Virgils Vorgänger geweſen, ſo brauchten die griechiſchen Künſtler ihre Anleitung nicht aus einem lateiniſchen Dichter zu hohlen, und die Muthmaaſſung von ihrem Zeitalter gründet ſich auf nichts.

Indeß wenn ich nothwendig die Meinung des Marliani und Montfaucon behaupten müßte, ſo würde ich ihnen folgende Ausflucht leihen. Piſanders Gedichte ſind verloren; wie die Geſchichte des Laokoon von ihm erzehlet worden, läßt ſich mit Gewißheit nicht ſagen; es iſt aber wahrſcheinlich, daß es mit eben den Umſtänden geſchehen ſey, von welchen wir noch itzt bey griechiſchen Schriftſtellern Spuren finden. Nun kommen aber dieſe mit der Erzehlung des Virgils im geringſten nicht überein; ſondern der römiſche Dichter muß die griechiſche Tradition völlig nach ſeinem Gutdünken umgeſchmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzehlet, ſo iſt es ſeine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künſtler in ihrer Vorſtellung mit ihm harmoniren, ſo können ſie nicht wohl anders als nach ſeiner Zeit gelebt, und nach ſeinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen; allein der Zorn der Minerva, welchen ſich dieſer dadurch zuziehet, äuſſert ſich bey ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angſt überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobet in ſeinen Augen; ſein Gehirn leidet; er raſet; er verblindet. Erſt, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes anzurathen, ſendet

c) Saturnal. lib. V. cap. 2. Quae Virgilius traxit a Graecis, dicturumne me putatis quae vulgo nota sunt? quod Theocritum sibi fecerit pastoralis operis autorem, ruralis Hesiodum? et quod in ipsis Georgicis, tempestatis serenitatisque signa de Arati Phaenomenis traxerit? vel quod aversionem Trojae, cum Sinone suo, et equo ligneo, caeterisque omnibus, quae librum secundum faciunt, a Pisandro pene ad verbum transcripserit? qui inter Graecos poetas eminet opere, quod a nuptiis Jovis et Junonis incipiens universas historias, quae mediis omnibus saeculis usque ad aetatem ipsius Pisandri contigerunt, in unam seriem coactas redegerit, et unum ex diversis hiatibus temporum corpus effecerit? in quo opere inter historias caeteras interitus quoque Trojae in hunc modum relatus est. Quae fideliter Maro interpretando, fabricatus est sibi Iliacae urbis ruinam. Sed et haec et talia ut pueris decantata praetereo.

Minerva zwey ſchreckliche Drachen, die aber bloß die Kinder des Laokoon ergreiffen. Umſonſt ſtrecken dieſe die Hände nach ihrem Vater aus; der arme blinde Mann kann ihnen nicht helffen; ſie werden zerfleiſcht, und die Schlangen ſchlupfen in die Erde. Dem Laokoon ſelbſt geſchieht von ihnen nichts; und daß dieſer Umſtand dem Quintus *d* nicht eigen, ſondern vielmehr allgemein angenommen müſſe geweſen ſeyn, bezeiget eine Stelle des Lykophron, wo dieſe Schlangen *e* das Beywort der Kinderfreſſer führen.

War er aber, dieſer Umſtand, bey den Griechen allgemein angenommen, ſo würden ſich griechiſche Künſtler ſchwerlich erkühnt haben, von ihm abzuweichen, und ſchwerlich würde es ſich getroffen haben, daß ſie auf eben die Art wie ein römiſcher Dichter abgewichen wären, wenn ſie dieſen Dichter nicht gekannt hätten, wenn ſie vielleicht nicht den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu arbeiten. Auf dieſem Punkte, meine ich, müßte man beſtehen, wenn man den Marliani und Montfaucon vertheidigen wollte. Virgil iſt der erſte und einzige, *f*

d) Paralip. lib. XII. v. 398—408. et v. 439—474.

e) Oder vielmehr, Schlange; denn Lykophron ſcheinet nur eine angenommen zu haben:

Και παιδοβρωτος πορκεως νησους διπλας.

f) Ich erinnere mich, daß man das Gemählde hierwider anführen könnte, welches Cumoly bey dem Petron auslegt. Es ſtellte die Zerſtörung von Troja, und beſonders die Geſchichte des Laokoon, vollkommen ſo vor, als ſie Virgil erzehlet; und da in der nehmlichen Gallerie zu Neapel, in der es ſtand, andere alte Gemählde vom Zeuris, Protogenes, Apelles waren, ſo ließe ſich vermuthen, daß es gleichfalls ein altes griechiſches Gemählde geweſen ſey. Allein man erlaube mir, einen Romandichter für keinen Hiſtoricus halten zu dürffen. Dieſe Gallerie, und dieſes Gemählde, und dieſer Cumoly haben, allem Anſehen nach, nirgends als in der Phantaſie des Petrons exiſtiret. Nichts verräth ihre gänzliche Erdichtung deutlicher, als die offenbaren Spuren einer bey nahe ſchülermäßigen Nachahmung der Virgiliſchen Beſchreibung. Es wird ſich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzuſtellen. So Virgil: (Aeneid. lib. II. 199—224.)

Hic aliud majus miseris multoque tremendum
Objicitur magis, atque improvida pectora turbat.
Laocoon, ductus Neptuno sorte sacerdos,
Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.
Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horresco referens) immensis orbibus angues
Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
Sanguineae exsuperant undas; pars cetera pontum
Pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus, spumante salo: jamque arva tenebant,
Ardentesque oculos suffecti sanguine et igni
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.
Diffugimus visu exsangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt. et primum parva duorum

welcher ſowohl Vater als Kinder von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thun dieſes gleichfalls, da ſie es doch als Griechen nicht hätten

Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat, et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem,
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus: et jam
Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.
Ille simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno:
Clamores simul horrendos ad sidera tollit.
Quales mugitus, fugit cum saucius aram
Taurus et incertam excussit cervice securim.

Und ſo Cumelp: (von dem man ſagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreife ergangen ſey; ihr Gedächtniß hat immer an ihren Verſen eben ſo viel Antheil, als ihre Einbildung.)

Ecce alia monstra. Celsa qua Tenedos mare
Dorso repellit, tumida consurgunt freta,
Undaque resultat scissa tranquillo minor.
Qualis silenti nocte remorum sonus
Longe refertur, cum premunt classes mare,
Pulsumque marmor abiete imposita gemit.
Respicimus, angues orbibus geminis ferunt
Ad saxa fluctus: tumida quorum pectora
Rates ut altae, lateribus spumas agunt:
Dat cauda sonitum; liberae ponto jubae
Coruscant luminibus, fulmineum jubar
Incendit aequor, sibilisque undae tremunt.
Stupuere mentes. Infulis stabant sacri
Phrygioque cultu gemina nati pignora
Laocoonte, quos repente tergoribus ligant
Angues corusci: parvulas illi manus
Ad ora referunt: neuter auxilio sibi,
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.
Accumulat ecce liberûm funus Parens,
Infirmus auxiliator; invadunt virum
Iam morte pasti, membraque ad terram trahunt.
Iacet sacerdos inter aras victima.

Die Hauptzüge ſind in beyden Stellen eben dieſelben, und verſchiedenes iſt mit den nehmlichen Worten ausgedrückt. Doch das ſind Kleinigkeiten, die von ſelbſt in die Augen fallen. Es giebt andere Kennzeichen der Nachahmung die feiner, aber nicht weniger ſicher ſind. Iſt der Nachahmer ein Mann, der ſich etwas zutrauet, ſo ahmet er ſelten nach, ohne verſchönern zu wollen; und wenn ihm dieſes Verſchönern, nach ſeiner Meinung, geglückt iſt, ſo iſt er Fuchs genug, ſeine Fußſtapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, verrathen würden, mit dem Schwanze zuzukehren. Aber eben dieſe eitle Begierde zu verſchönern, und dieſe Behutſamkeit Original zu ſcheinen, entdeckt ihn. Denn ſein Verſchönern iſt nichts als Uebertreibung und unnatürliches Raffiniren. Virgil ſagt, sanguineae jubae: Petron, liberae jubae luminibus coruscant. Virgil, ardentes oculos suffecti sanguine et igni: Petron, fulmineum jubar incendit aequor. Virgil, fit sonitus spumante solo: Petron, sibilis undae tremunt. So geht der Nachahmer immer aus dem Groſſen ins Ungeheuere; aus dem Wunderbaren ins Unmögliche. Die von den Schlangen umwundene Knaben ſind dem Virgil ein Parergon, das er mit

thun sollen: also ist es wahrscheinlich, daß sie es auf Veranlassung des Virgils gethan haben.

Ich empfinde sehr wohl, wie viel dieser Wahrscheinlichkeit zur historischen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts historisches weiter daraus schliessen will, so glaube ich wenigstens daß man sie als eine Hypothesis kann gelten lassen, nach welcher der Criticus seine Betrachtungen anstellen darf. Bewiesen oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geschrey habe ich mich schon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit seinen beyden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein mahlerischen Phantasie zeiget. Wem gehört er? Dem Dichter, oder den Künstlern? Montfaucon will ihn bey dem Dichter nicht finden. g Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerksam genug gelesen.

wenigen bedeutenden Strichen hinsetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennet. Petron mahlt dieses Nebenwerk aus, und macht aus den Knaben ein Paar heldenmüthige Seelen,

— — — — neuter auxilio sibi
Uterque fratri transtulit pias vices
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.

Wer erwartet von Menschen, von Kindern, diese Selbstverläugnung? Wie viel besser kannte der Grieche die Natur, (Quintus Calaber lib. XII. v. 459—61.) welcher bey Erscheinung der schrecklichen Schlangen, sogar die Mütter ihrer Kinder vergessen läßt, so sehr war jedes nur auf seine eigene Erhaltung bedacht.

— — — — ἐνθα γυναικες
Ὀιμωζον, και που τις ἐων ἐπελησατο τεκνων,
Ἀυτη ἀλευομενη ζυγερον μορον — —

Zu verbergen sucht sich der Nachahmer gemeiniglich dadurch, daß er den Gegenständen eine andere Beleuchtung giebt, die Schatten des Originals heraus, und die Lichter zurücktreibt. Virgil giebt sich Mühe, die Grösse der Schlangen recht sichtbar zu machen, weil von dieser Grösse die Wahrscheinlichkeit der folgenden Erscheinung abhängt; das Geräusche, welches sie verursachen, ist nur eine Nebenidee, und bestimmt, den Begriff der Grösse auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht diese Nebenidee zur Hauptsache, beschreibt das Geräusch mit aller möglichen Ueppigkeit, und vergißt die Schilderung der Grösse so sehr, daß wir sie nur fast aus dem Geräusche schliessen müssen. Es ist schwerlich zu glauben, daß er in diese Unschicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus seiner Einbildung geschildert, und kein Muster vor sich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verrathen wollen. So kann man zuverläßig jedes poetische Gemählde, das in kleinen Zügen überladen, und in den grossen fehlerhaft ist, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag sonst so viele kleine Schönheiten haben als es will, und das Original mag sich lassen angeben können oder nicht.

g) Suppl. aux Antiq. Expl. T. I. p. 243. Il y a quelque petite différence entre ce

— — — illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem et tela ferentem
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geſchildert. Sie haben die Knaben umſtrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kömmt, ergreiffen ſie auch ihn. (corripiunt) Nach ihrer Gröſſe konnten ſie ſich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte alſo einen Augenblick geben, da ſie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen ſchon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verſchlungen hielten. Dieſer Augenblick iſt in der Fortſchreitung des poetiſchen Gemähldes nothwendig; der Dichter läßt ihn ſattſam empfinden; nur ihn auszumahlen, dazu war itzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, ſcheinet eine Stelle des Donatus *h* zu bezeigen. Wie viel weniger wird er den Künſtlern entwiſcht ſeyn, in deren verſtändiges Auge, alles was ihnen vortheilhaft werden kann, ſo ſchnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen ſelbſt, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führet, vermeidet er ſehr ſorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirkſamkeit zu laſſen.

Ille simul manibus tendit divellere nodos.

Hierinn mußten ihm die Künſtler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affecte beſonders, iſt das ſprechendſte Geſicht ohne ſie unbedeutend. Aerme, durch die Ringe der Schlangen feſt an den Körper geſchloſſen, würden Froſt und Tod

que dit Virgile, et ce que le marbre represente. Il semble, selon ce que dit le poete, que les serpens quitterent les deux enfans pour venir entortiller le pere, au lieu que dans ce marbre ils lient en meme tems les enfans et leur pere.

h) Donatus ad. v. 227. lib. II. Aeneid. Mirandum non est, clypeo et simulachri vestigiis tegi potuisse, quos supra et longos et validos dixit, et multiplici ambitu circumdedisse Laocoontis corpus ac libeorum, et fuisse superfluam partem. Mich dünkt übrigens, daß in dieſer Stelle aus den Worten mirandum non est, entweder das non wegfallen muß, oder am Ende der ganze Nachſatz mangelt. Denn da die Schlangen ſo auſſerordentlich groß waren, ſo iſt es allerdings zu verwundern, daß ſie ſich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieſes Schild nicht ſelbſt ſehr groß war, und zu einer koloſſaliſchen Figur gehörte. Und die Verſicherung hievon mußte der mangelnde Nachſatz ſeyn; oder das non hat keinen Sinn

über die ganze Gruppe verbreitet haben. Alſo ſehen wir ſie, an der Hauptfigur ſo wohl als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meiſten beſchäftiget, wo gegenwärtig der heftigſte Schmerz iſt.

Weiter aber auch nichts, als dieſe Freyheit der Arme, fanden die Künſtler zuträglich, in Anſehung der Verſtrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon ſich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieſes Bild füllet unſere Einbildungskraft vortrefflich; die edelſten Theile ſind bis zum Erſticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Geſichte. Dem ohngeachtet war es kein Bild für Künſtler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um dieſe bemerken zu können, mußten die Hauptheile ſo frey ſeyn als möglich, und durchaus mußte kein äußrer Druck auf ſie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und ſchwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene ſchmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche ſo ſehr ausdrückend iſt, würde unſichtbar geblieben ſeyn. Was man über, oder unter, oder zwiſchen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Preſſungen und Aufſchwellungen erſchienen ſeyn, die nicht von dem innern Schmerze, ſondern von der äuſſern Laſt gewirket worden. Der eben ſo oft umſchlungene Hals würde die pyramidaliſche Zuſpitzung der Gruppe, welche dem Auge ſo angenehm iſt, gänzlich verdorben haben; und die aus dieſer Wulſt ins Freye hinausragende ſpitze Schlangenköpfe hatten einen ſo plötzlichen Abfall von Menſur gemacht, daß die Form des Ganzen äuſſerſt anſtößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverſtändig genug geweſen ſind, ſich demohngeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt ſich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn i mit Abſcheu erkennen. Die alten Bildhauer überſahen es mit einem

i) In der prächtigen Ausgabe von Drydens engliſchem Virgil. (London 1697 in groß Folio.) Und doch hat auch dieſer die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach, und um den Hals faſt gar nicht geführt. Wenn ein ſo mittelmäßiger Künſtler anders eine Entſchuldigung verdient, ſo könnte ihm nur die zu Statten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als bloſſe Erläuterungen, nicht aber als für ſich beſtehende Kunſtwerke zu betrachten ſind.

Blicke, daß ihre Kunſt hier eine gänzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halſe, um die Schenkel und Füſſe. Hier konnten dieſe Windungen, dem Ausdrucke unbeſchadet, ſo viel decken und preſſen, als nöthig war. Hier erregten ſie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künſtlichen Fortdauer des nehmlichen Zuſtandes ſehr vortheilhaft iſt.

Ich weis nicht, wie es gekommen, daß die Kunſtrichter dieſe Verſchiedenheit, welche ſich in den Windungen der Schlangen zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters ſo deutlich zeiget, gänzlich mit Stillſchweigen übergangen haben. Sie erhebet die Weisheit der Künſtler eben ſo ſehr als die andre, auf die ſie alle fallen, die ſie aber nicht ſowohl anzupreiſen wagen, als vielmehr nur zu entſchuldigen ſuchen. Ich meine die Verſchiedenheit iſt der Bekleidung. Virgils Laokoon iſt in ſeinem prieſterlichen Ornate, und in der Gruppe erſcheinet er, mit beyden ſeinen Söhnen, völlig nackend. Man ſagt, es gebe Leute, welche eine groſſe Ungereimtheit darinn fänden, daß ein Königsſohn, ein Prieſter, bey einem Opfer, nackend vorgeſtellet werde. Und dieſen Leuten antworten Kenner der Kunſt in allem Ernſte, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche ſey, daß aber die Künſtler dazu gezwungen worden, weil ſie ihren Figuren keine anſtändige Kleidung geben können. Die Bildhauerey, ſagen ſie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwey Unbequemlichkeiten habe man alſo die geringſte wählen, und lieber gegen die Wahrheit ſelbſt verſtoſſen, als in den Gewändern tadelhaft werden müſſen. *k* Wenn die alten Artiſten bey dem

k) So urtheilet ſelbſt De Piles in ſeinen Anmerkungen über den Du Freſnoy v. 210. Remarqués, s'il vous plait, que les Draperies tendres et legeres n'etant données qu'au sexe feminin, les anciens Sculpteurs ont evité autant qu'ils ont pû, d'habiller les figures d'hommes, parce qu'ils ont pensé, comme nous l'avons deja dit, qu'en Sculpture on ne pouvoit imiter les etoffes et que les gros plis faisoient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette vérité, qu'il y a parmi les antiques de figures d'hommes nuds. Je rapporterai seulement celui du Laocoon, lequel selon la vraisemblance devroit etre vetu. En effet, quelle apparence y-a-t'il qu'un fils de Roi, qu'un Pretre d'Apollon se trouvat tout nud dans la ceremonie actuelle d'un sacrifice; car les serpens passerent de l'Isle de Tenedos au rivage de Troye, et surprirent Laocoon et ses fils dans le tems meme qu'il sacrifioient à Neptune sur le bord de la mer, comme le marque Virgile dans le second livre de son Eneide. Cependant les Artistes, qui sont les Auteurs de ce bel ouvrage ont bien vû, qu'ils ne pouvoient pas leur donner de vetemens convenables à leur qualité, sans faire comme un amas de pierres, dont la masse ressembleroit à un rocher, au lieu des trois admirables figures, qui ont été et qui sont toujours l'admiration des siecles. C'est pour cela que de deux inconvéniens, ils ont jugé celui des draperies beaucoup plus facheux, que celui d'aller contre la verité même.

Einwurfe lachen würden, ſo weis ich nicht, was ſie zu der Beantwortung ſagen dürften. Man kann die Kunſt nicht tiefer herabſetzen, als es dadurch geſchiehet. Denn geſetzt, die Sculptur könnte die verſchiednen Stoffe eben ſo gut nachahmen, als die Mahlerey: würde ſodann Laokoon nothwendig bekleidet ſeyn müſſen? Würden wir unter dieſer Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk ſklaviſcher Hände, eben ſo viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organiſirter Körper? Erfordert es einerley Fähigkeiten, iſt es einerley Verdienſt, bringt es einerley Ehre, jenes oder dieſen nachzuahmen? Wollen unſere Augen nur getäuſcht ſeyn, und iſt es ihnen gleich viel, womit ſie getäuſcht werden?

Bey dem Dichter iſt ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unſere Einbildungskraft ſieht überall hindurch. Laokoon habe es bey dem Virgil, oder habe es nicht, ſein Leiden iſt ihr an jedem Theile ſeines Körpers einmal ſo ſichtbar, wie das andere. Die Stirne iſt mit der prieſterlichen Binde für ſie umbunden, aber nicht umhüllet. Ja ſie hindert nicht allein nicht, dieſe Binde; ſie verſtärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Perſusus sanie vittas atroque veneno.

Nichts hilft ihm ſeine prieſterliche Würde; ſelbſt das Zeichen derſelben, das ihm überall Anſehen und Verehrung verſchaft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiliget.

Aber dieſen Nebenbegriff mußte der Artiſt aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden ſollte. Hätte er dem Laokoon nur dieſe Binde gelaſſen, ſo würde er den Ausdruck um ein groſſes geſchwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne iſt der Sitz des Ausdruckes. Wie er alſo dort, bey dem Schreyen, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, ſo opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bey den Alten eine ſehr geringſchätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchſte Beſtimmung ihrer Kunſt ſie auf die völlige Entbehrung deſſelben führte. Schönheit iſt dieſe höchſte Beſtimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunſt mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt? aber was iſt ſie, gegen die Schönheit der menſchlichen Form? Und wird der, der das Gröſſere erreichen kann, ſich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte ſehr, der vollkommenſte Meiſter in Gewändern, zeigt durch dieſe Geſchicklichkeit ſelbſt, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Voraussetzung, daß die Künstler dem Dichter nachgeahmet haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erscheinet vielmehr durch diese Nachahmung in dem schönsten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne sich in der geringsten Kleinigkeit von ihm verführen zu lassen. Sie hatten ein Vorbild, aber da sie dieses Vorbild aus einer Kunst in die andere hinüber tragen mußten, so fanden sie genug Gelegenheit selbst zu denken, Und diese ihre eigene Gedanken, welche sich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweisen, daß sie in ihrer Kunst eben so groß gewesen sind, als er in der seinigen.

Nun will ich die Voraussetzung umkehren: der Dichter soll den Künstlern nachgeahmet haben. Es giebt Gelehrte, die diese Voraussetzung als eine Wahrheit behaupten. *a* Daß sie historische Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da sie das Kunstwerk so überschwenglich schön fanden, so konnten sie sich nicht bereden, daß es aus so später Zeit seyn sollte. Es mußte aus der Zeit seyn, da die Kunst in ihrer vollkommensten Blüthe war, weil es daraus zu seyn verdiente.

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemählde des Virgils ist, die Künstler dennoch verschiedene Züge desselben nicht brauchen können. Der Satz leidet also seine Einschränkung, daß eine gute poetische Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemählde geben müsse, und daß der Dichter nur in so weit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt diese Einschränkung zu vermuthen, noch ehe man sie durch Beyspiele erhärtet sieht; blos aus Erwägung der weitern Sphäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannigfaltigkeit neben einander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wohl die Dinge selbst, oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

Wenn aber das Kleinere das Grössere nicht fassen kann, so kann das Kleinere in dem Größern enthalten seyn. Ich will sagen; wenn nicht

a) Maffei, Richardson, und noch neuerlich der Herr von Hagedorn. (Betrachtungen über die Mahlerey S. 37. Richardson, Traité de la Peinture Tome III. p. 513.) De Fontaines verdient es wohl nicht, daß ich ihn diesen Männern beyfüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Virgils gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe; er ist aber so unwissend, daß er sie für ein Werk des Phidias ausgiebt.

jeder Zug, den der mahlende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: so möchte vielleicht jeder Zug, deſſen ſich der Artiſt bedienet, in dem Werke des Dichters von eben ſo guter Wirkung ſeyn können? Ohnſtreitig; denn was wir in einem Kunſtwerke ſchön finden, daß findet nicht unſer Auge, ſondern unſere Einbildungskraft, durch das Auge, ſchön. Das nehmliche Bild mag alſo in unſerer Einbildungskraft durch willkührliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, ſo muß auch jederzeit das nehmliche Wohlgefallen, obſchon nicht in dem nehmlichen Grade, wieder entſtehen.

Dieſes aber eingeſtanden, muß ich bekennen, daß mir die Vorausſetzung, Virgil habe die Künſtler nachgeahmet, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerſpiel derſelben geworden iſt. Wenn die Künſtler dem Dichter gefolgt ſind, ſo kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nehmlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verurſacht haben würden, die ſich bey ihm nicht äuſſern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wann er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemählde geliefert haben? *b* Ich begreiffe wohl, wie ſeine vor ſich ſelbſt arbeitende

b) Ich kann mich desfalls auf nichts entſcheidenderes beruffen, als auf das Gedichte des Sadolet. Es iſt eines alten Dichters würdig, und da es ſehr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, ſo glaube ich es hier ganz einrücken zu dürffen.

DE LAOCOONTIS STATUA
IACOBI SADOLETI CARMEN.

Ecce alto terrae e cumulo, ingentisque ruinae
Visceribus, iterum reducem longinqua reduxit
Laocoonta dies; aulis regalibus olim
Qui stetit, atque tuos ornabat, Tite, penates.
Divinae simulacrum artis, nec docta vetustas
Nobilius spectabat opus, nunc celsa revisit
Exemptum tenebris redivivae moenia Romae.
Quid primum summumve loquar? miserumne parentem
Et prolem geminam? an sinuatos flexibus angues
Terribili aspectu? caudasque irasque draconum
Vulneraque et veros, saxo moriente, dolores?
Horret ad haec animus, mutaque ab imagine pulsat
Pectora, non parvo pietas commixta tremori.
Prolixum bini spiris glomerantur in orbem
Ardentes colubri, et sinuosis orbibus errant,
Ternaque multiplici constringunt corpora nexu.
Vix oculi sufferre valent, crudele tuendo
Exitium, casusque feros: emicat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque

Phantaſie ihn auf dieſen und jenen Zug bringen können; aber die Urſachen, warum ſeine Beurtheilungskraft ſchöne Züge, die er vor Augen gehabt, in dieſe andere Züge verwandeln zu müſſen glaubte, dieſe wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dünket ſogar, wenn Virgil die Gruppe zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte, daß er ſich ſchwerlich würde haben mäßigen können, die

Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu.
Connexum refugit corpus, torquentia sese
Membra, latusque retro sinuatum a vulnere cernas.
Ille dolore acri, et laniatu impulsus acerbo,
Dat gemitum, ingentem, crudosque evellere dentes
Connixus, laevam impatiens ad terga Chelydri
Obiicit: intendunt nervi, collectaque ab omni
Corpore vis frustra summis connatibus instat.
Ferre nequit rabiem, et de vulnere murmur anhelum est.
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.
Absistunt surae, spirisque prementibus arctum
Crus tumet, obsepto turgent vitalia pulsu,
Liventesque atro distendunt sanguine venas.
Nec minus in natos eadem vis effera saevit
Implexuque angit rapido, miserandaque membra
Dilacerat: jamque alterius depasta cruentum
Pectus, suprema genitorem voce cientis,
Circumiectu orbis, validoque volumine fulcit.
Alter adhuc nullo violatus corpora morsu,
Dum parat adducta caudam divellere planta,
Horret ad adspectum miseri patris, haeret in illo,
Et jam jam ingentes fletus, lachrymasque cadentes
Anceps in dubio retinet timor. Ergo perenni
Qui tantum statuistis opus jam laude nitentes,
Artifices magni (quanquam et melioribus actis
Quaeritur aeternum nomen, multoque licebat
Clarius ingenium venturae tradere famae)
Attamen ad laudem quaecunque oblata facultas
Egregium hanc rapere, et summa ad fastigia niti.
Vos rigidum lapidem vivis animare figuris
Eximii, et vivos spiranti in marmore sensus
Inserere, aspicimus motumque iramque doloremque,
Et pene audimus gemitus: vos extulit olim
Clara Rhodos, vestrae jacuerunt artis honores
Tempore ab immenso, quos rursum in luce secunda
Roma videt, celebratque frequens: operisque vetusti
Gratia parta recens. Quanto praestantius ergo est
Ingenio, aut quovis extendere fata labore;
Quam fastus et opes et inanem extendere luxum.

(v. Leodegarii a Quercu Farrago Poematum T. II. p. 63.) Auch Gruter hat dieſes Gedicht, nebſt andern des Sabolets, ſeiner bekannten Sammlung (Delic. Poet. Italorum Parte alt. p. 582.) mit einverleibet; allein ſehr fehlerhaft. Für bini (v. 14.) lieſet er vivi; für errant (v. 15.) oram, u. ſ. w.

Verſtrickung aller drey Körper in einen Knoten, gleichſam nur errathen zu laſſen. Sie würde ſein Auge zu lebhaft gerührt haben, er würde eine zu treffliche Wirkung von ihr empfunden haben, als daß ſie nicht auch in ſeiner Beſchreibung mehr vorſtechen ſollte. Ich habe geſagt: es war itzt die Zeit nicht, dieſe Verſtrickung auszumahlen. Nein; aber ein einziges Wort mehr, würde ihr in dem Schatten, worinn ſie der Dichter laſſen mußte, einen ſehr entſcheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artiſt, ohne dieſes Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bey dem Artiſten geſehen hätte, nicht ohne daſſelbe gelaſſen haben.

Der Artiſt hatte die dringendſten Urſachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geſchrey ausbrechen zu laſſen. Wenn aber der Dichter die ſo rührende Verbindung von Schmerz und Schönheit in dem Kunſtwerke vor ſich gehabt hätte, was hätte ihn eben ſo unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anſtande und großmüthiger Geduld, welche aus dieſer Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entſpringt, ſo völlig unangedeutet zu laſſen, und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geſchrey ſeines Laokoons zu ſchrecken? Richardſon ſagt: Virgils Laokoon muß ſchreyen, weil der Dichter nicht ſowohl Mitleid für ihn, als Schrecken und Entſetzen bey den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardſon nicht erwogen zu haben ſcheinet, daß der Dichter die Beſchreibung nicht in ſeiner eignen Perſon macht, ſondern ſie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug beſtürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geſchrey, ſondern der Mangel aller Gradation bis zu dieſem Geſchrey, auf welche das Kunſtwerk den Dichter natürlicher Weiſe hätte bringen müſſen, wann er es, wie wir es vorausſetzen, zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte. Richardſon füget hinzu: c die Geſchichte des Laokoon ſolle bloß zu der pathetiſchen Beſchreibung der endlichen Zerſtörung leiten; der Dichter habe ſie alſo nicht intereſſanter machen dürfen, um unſere Aufmerkſamkeit, welche dieſe letzte ſchreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzeln Bürgers nicht zu zerſtreuen. Allein das heißt die Sache aus einem mahleriſchen Augenpunkte betrachten wollen, aus welchem ſie gar

c) De la Peinture, Tome III. p. 546. C'est l'horreur que les Troïens ont conçue contre Laocoon, qui etoit necessaire à Virgile pour la conduite de son Poeme; et cela le-mene à cette Description patétique de la destruction de la patrie de son Heros. Aussi Virgile n'avoit garde de diviser l'attention sur la derniere nuit, pour une grande ville entiere, par la peinture d'un petit malheur d'un Particulier.

nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerstörung sind bey dem Dichter kein Gemählde neben einander; sie machen beyde kein Ganzes aus, das unser Auge auf einmal übersehen könnte oder sollte; und nur in diesem Falle wäre es zu besorgen, daß unsere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beyder Beschreibungen folgen auf einander, und ich sehe nicht, welchen Nachtheil es der folgenden bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch so sehr gerührt hätte. Es sey denn, daß die folgende an sich selbst nicht rührend genug wäre.

Noch weniger Ursache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beschäftigen in dem Kunstwerke die Hände, und verstricken die Füsse. So sehr dem Auge diese Vertheilung gefällt, so lebhaft ist das Bild, welches in der Einbildung davon zurück bleibt. Es ist so deutlich und rein, daß es sich durch Worte nicht viel schwächer darstellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

— — — — micat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu
— — — — — — —
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das sind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch mahlerischer gekommen wären, wenn ein sichtbares Vorbild seine Phantasie befeuert hätte, und die alsdann gewiß besser gewesen wären, als was er uns itzt dafür giebt:

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Diese Züge füllen unsere Einbildungskraft allerdings; aber sie muß nicht dabey verweilen, sie muß sie nicht aufs reine zu bringen suchen, sie muß itzt nur die Schlangen, itzt nur den Laokoon sehen, sie muß sich nicht vorstellen wollen, welche Figur beyde zusammen machen. Sobald sie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgilische Bild an zu mißfallen, und sie findet es höchst unmahlerisch.

Wären aber auch schon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, so wären sie doch bloß willkührlich. Man ahmet nach, um ähnlich zu werden; kann

man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr, wenn man dieſes thut, iſt der Vorſatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man alſo nicht nachgeahmet habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wohl dieſen und jenen Theil. Gut; doch welches ſind denn dieſe einzeln Theile, die in der Beſchreibung und in dem Kunſtwerke ſo genau übereinſtimmen, daß ſie der Dichter aus dieſem entlehnet zu haben ſcheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter ſowohl als dem Artiſten, die Geſchichte. Auſſer dem Hiſtoriſchen kommen ſie in nichts überein, als darinn, daß ſie Kinder und Vater in einen einzigen Schlangenknoten verſtricken. Allein der Einfall hierzu entſprang aus dem veränderten Umſtande, daß den Vater eben daſſelbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Dieſe Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, ſcheinet Virgil gemacht zu haben; denn die griechiſche Tradition ſagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Anſehung jener gemeinſchaftlichen Verſtrickung, auf einer oder der andern Seite Nachahmung ſeyn ſoll, ſo iſt ſie wahrſcheinlicher auf der Seite der Künſtler, als des Dichters zu vermuthen. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterſchiede, daß wenn es der Künſtler iſt, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorſatz den Dichter nachzuahmen noch dabey beſtehen kann, indem ihn die Beſtimmung und die Schranken ſeiner Kunſt dazu nöthigten; iſt es hingegen der Dichter, welcher dem Künſtler nachgeahmet haben ſoll, ſo ſind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider dieſe vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche ſie dem ohngeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunſtwerk älter ſey, als die poetiſche Beſchreibung.

VII.

Wenn man ſagt, der Künſtler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künſtler nach, ſo kann dieſes zweyerley bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenſtande ſeiner Nachahmung, oder ſie haben beyde einerley Gegenſtände der Nachahmung, und der eine entlehnet von dem andern die Art und Weiſe es nachzuahmen.

Wenn Virgil das Schild des Aeneas beſchreibet, ſo ahmet er dem

Künſtler, welcher dieſes Schild gemacht hat, in der erſten Bedeutung nach. Das Kunſtwerk, nicht das was auf dem Kunſtwerke vorgeſtellet worden, iſt der Gegenſtand ſeiner Nachahmung, und wenn er auch ſchon das mit beſchreibt, was man darauf vorgeſtellet ſieht, ſo beſchreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes, und nicht als die Sache ſelbſt. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmet hätte, ſo würde dieſes eine Nachahmung von der zweyten Gattung ſeyn. Denn er würde nicht dieſe Gruppe, ſondern das, was dieſe Gruppe vorſtellet, nachgeahmet, und nur die Züge ſeiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Bey der erſten Nachahmung iſt der Dichter Original, bey der andern iſt er Copiſt. Jene iſt ein Theil der allgemeinen Nachahmung, welche das Weſen ſeiner Kunſt ausmacht, und er arbeitet als Genie, ſein Vorwurf mag ein Werk anderer Künſte, oder der Natur ſeyn. Dieſe hingegen ſetzt ihn gänzlich von ſeiner Würde herab; anſtatt der Dinge ſelbſt ahmet er ihre Nachahmungen nach, und giebt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies, für urſprüngliche Züge ſeines eigenen.

Wenn indeß Dichter und Künſtler diejenigen Gegenſtände, die ſie mit einander gemein haben, nicht ſelten aus dem nehmlichen Geſichtspunkte betrachten müſſen: ſo kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinſtimmen ſollten, ohne daß zwiſchen ihnen ſelbſt die geringſte Nachahmung oder Beeiferung geweſen. Dieſe Uebereinſtimmungen können bey zeitverwandten Künſtlern und Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhanden ſind, zu wechſelsweiſen Erläuterungen führen; allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzuſtutzen ſuchen, daß man aus dem Zufalle Vorſatz macht, und beſonders dem Poeten bey jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf dieſe Statue, oder auf jenes Gemählde andichtet, heißt ihm einen ſehr zweydeutigen Dienſt erweiſen. Und nicht allein ihm, ſondern auch dem Leſer, dem man die ſchönſte Stelle dadurch, wenn Gott will, ſehr deutlich, aber auch trefflich froſtig macht.

Dieſes iſt die Abſicht und der Fehler eines berühmten engliſchen Werks. Spence ſchrieb ſeinen Polymetis *a* mit vieler klaßiſchen Gelehrſamkeit,

a) Die erſte Ausgabe iſt von 1747; die zweyte von 1755 und führet den Titel: Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement between the Works of the Roman Poets, and the Remains of the antient Artists, being an Attempt to illustrate them mutually from one another. In ten Books, by the Revd. Mr. Spence. London. printed for Dodsley. fol. Auch ein Auszug, welchen N. Tindal aus dieſem Werke gemacht hat, iſt bereits mehr als ein mal gedruckt worden.

und in einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunst. Seinen Vorsatz, aus diesen die römischen Dichter zu erklären, und aus den Dichtern hinwiederum Aufschlüsse für noch unerklärte alte Kunstwerke herzuhohlen, hat er öfters glücklich erreicht. Aber dem ohngeachtet behaupte ich, daß sein Buch für jeden Leser von Geschmack ein ganz unerträgliches Buch seyn muß.

Es ist natürlich, daß, wenn Valerius Flaccus den geflügelten Blitz auf den römischen Schilden beschreibt,

(Nec primus radios; miles Romane, corusci
Fulminis et rutilas scutis effuderis alas)

mir diese Beschreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines solchen Schildes auf einem alten Denkmals erblicke. *b* Es kann seyn, daß Mars in eben der schwebenden Stellung, in welcher ihn Addison über der Rhea auf einer Münze zu sehen glaubte, *c* auch von den alten

b) Val. Flaccus lib. VI. v. 56. 56. Polymetis Dial. VI. p. 50.

c) Ich sage es kann seyn. Doch wollte ich zehne gegen eins wetten, daß es nicht ist. — Juvenal redet von den ersten Zeiten der Republik, als man noch von keiner Pracht und Ueppigkeit wußte, und der Soldat das erbeutete Gold und Silber nur auf das Geschirr seines Pferdes und auf fette Waffen verwandte. (Sat. XI. v. 100. 107.)

Hunc rudis et Graias nirari nescius artes
Urbibus eversis praeclarum in parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles,
Ut phaleris gauderet equus, caelataque cassis
Romuleae simulacra ferae mansuescere jussae
Imperii fato, geminos sub rupe Quirinos,
Ac nudam effigiem clypeo fulgentis et hasta,
Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

Der Soldat zerbrach die kostbarsten Becher, die Meisterstücke grosser Künstler um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu lassen, womit er seinen Helm ausschmückte. Alles ist verständlich, bis auf die letzten zwey Zeilen, in welchen der Dichter fortfährt, noch ein solches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beschreiben. So viel sieht man wohl, daß dieses Bild der Gott Mars seyn soll; aber was soll das Beywort pendentis, welches er ihm giebt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Glosse, die es durch quasi ad ictum se inclinantis erklärt. Lubinus meinet, das Bild sey auf dem Schilde gewesen, und der das Schild an dem Arme hänge, so habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieses ist wider die Construction; denn das zu ostenderet gehörige Subjectum ist nicht miles sondern cassis. Britannicus will, alles was hoch in der Luft stehe, könne hangend heissen, und also auch dieses Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen für perdentis dafür lesen, um einen Gegensatz mit dem folgenden perituro zu machen, der aber nur sie allein schön finden dürften. Was sagt nun Addison bey dieser Ungewißheit? Die Ausleger, sagt er, irren sich alle, und die wahre Meinung ist ganz gewiß diese. (S. dessen Reisen deut. Ueberl. Seite 249.) „Da die römischen Soldaten sich nicht wenig auf den Stifter und kriegerischen Geist ihrer Republik einbildeten, so waren sie gewohnt auf ihren Helmen die erste Geschichte des Romulus zu tragen, wie er von einem Gotte erzeugt, und von einer Wölfin gesäuget worden. Die Figur des Gottes war vorgestellt, wie er sich auf die Priesterin Ilia, oder wie sie andere nennen, Rhea Sylvia, herabläßt, und in diesem Herablassen schien

Waffenſchmieden auf den Helmen und Schilden vorgeſtellet wurde, und daß Juvenal einen ſolchen Helm oder Schild in Gedanken hatte, als er mit

„ſie über der Jungfrau in der Luft zu ſchweben, welches denn durch das Wort pendentis ſehr „eigentlich und poetiſch ausgedruckt wird. Außer dem alten Basrelief beym Bellori, welches „mich zuerſt auf dieſe Auslegung brachte, habe ich ſeitdem die nehmliche Figur auf einer Münze „gefunden, die unter der Zeit des Antoninus Pius geſchlagen worden. — Da Spence dieſe Entdeckung des Addiſon ſo auſſerordentlich glücklich findet, daß er ſie als ein Muſter in ihrer Art, und als das ſtärkſte Beyſpiel anführet, wie nützlich die Werke der alten Artiſten zur Erklärung der klaſſiſchen römiſchen Dichter gebraucht werden können: ſo kann ich mich nicht enthalten, ſie ein wenig genauer zu betrachten. (Polymetis Dial. VII. p. 77.) — Vors erſte muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addiſon wohl ſchwerlich die Stelle des Juvenals in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er ſich nicht zugleich erinnert hätte, bey dem alten Scholiaſten, der in der letzten ihm einer Zeile anſtatt fulgentis, ventientis gefunden, die Gloſſe geleſen zu haben, Martis ſacri Higm. ventientis ut conſumberet. Nun nehme man aber dieſe Lesart des Scholiaſten nicht an, ſondern man nehme die an, welche Addiſon ſelbſt annimt, und ſage, ob man ſodann die geringſte Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man ſage, ob es nicht ein wahres Hyſterouproteron von ihm ſeyn würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede, und ſodann erſt von dem Abentheuer, dem ſie ihr Daſeyn zu danken haben? Die Rhea iſt noch nicht Mutter, und die Kinder liegen ſchon unter dem Felſen. Man ſage, ob eine Schäferſtunde wohl ein ſchickliches Emblema auf dem Helme eines römiſchen Soldaten geweſen wäre? Der Soldat war auf den göttlichen Urſprung ſeines Stifters ſtolz; das zeigten die Wölfin und die Kinder genugſam: mußte er auch noch den Mars im Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Ueberraſchung der Rhea mag auf noch ſo viel alten Marmorn und Münzen zu finden ſeyn, paßt ſie darum auf das Stück einer Rüſtung? Und welches ſind denn die Marmor und Münzen auf welchen ſie Addiſon fand, und wo er den Mars in dieſer ſchwebenden Stellung ſahe? Das alte Basrelief, worauf er ſich beruft, ſoll Bellori haben. Aber die Admiranda, welches ſeine Sammlung der ſchönſten alten Basreliefs iſt, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder beſitzen noch ſonſt wo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillſchweigen übergeht. Alles kömmt alſo auf die Münze an. Nun betrachte man dieſe bey dem Addiſon ſelbſt. Ich erblicke eine liegende Rhea, und da dem Stempelſchneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu ſtellen, ſo ſtehet er ein wenig höher. Das iſt es alles; ſchwebendes hat ſie auſſer dieſem nicht das geringſte. Es iſt wahr, in der Abbildung die Spence davon giebt, iſt das Schweben ſehr ſtark ausgedrückt; die Figur fällt mit dem Obertheile weit vor; und man ſieht deutlich, daß es kein ſtehender Körper iſt, ſondern daß, wenn es kein fallender Körper ſeyn ſoll, es nothwendig ein ſchwebender ſeyn muß. Spence ſagt, er beſitze dieſe Münze ſelbſt. Es wäre hart, obſchon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefaßtes Vorurtheil kann auch auf unſere Augen Einfluß haben: zu dem konnte er es zum Beſten ſeiner Leſer für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu ſehen glaubte, durch ſeinen Künſtler ſo verſtärken zu laſſen, daß uns eben ſo wenig Zweifel deßfalls übrig bliebe, als ihm ſelbſt. So viel iſt gewiß, das Spence und Addiſon eben dieſelbe Münze meinen, und daß ſie ſonach entweder bey dieſem ſehr verſtellt, oder bey jenem ſehr verſchönert ſeyn muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieſes vermeintliche Schweben des Mars. Dieſe nehmlich: daß ein ſchwebender Körper, ohne eine ſcheinbare Urſache, durch welche die Wirkung ſeiner Schwere verhindert wird, eine Ungereimtheit iſt, welcher man in den alten Kunſtwerken kein Exempel findet. Auch die neue Mahlerey erlaubt ſich dieſelben nie, ſondern wenn ein Körper in der Luft hangen ſoll, ſo müſſen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen ſcheinen, und ſollte es auch nur eine bloße Wolke ſeyn. Wenn Homer die Thetis von dem Geſtade ſich zu Fuße in den Olymp erheben läßt. Την ῥα ἀφ' Ὀυλυμπονδε κατεβησετο πεζον ἰουσαν (Iliad. Σ. v. 148) ſo verſtehet der Graf Caylus die Bedürfniſſe der Kunſt zu wohl, als daß er dem Mahler rathen ſollte, die Göttin ſo frey die Luft

einem Worte darauf anſpielte, welches bis auf den Addiſon ein Räthſel für alle Ausleger geweſen. Mich dünkt ſelbſt, daß ich die Stelle des Ovids, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüften ruft:

Aura — — — venias —. —
Mèque juves, intresque sinus, gratissima, nostros!

und ſeine Procris dieſe Aura für den Namen einer Nebenbuhlerin hält,

durchſchrikten zuzulaſſen. Sie muß ihren Weg auf einer Wolke nehmen, (Tableaux tirés de l'Iliade, p. 84.) ſo wie er ſie ein andermal auf einen Wagen ſetzt, (p. 134.) obgleich der Dichter das Gegentheil von ihr ſagt. Wie kann es auch wohl anders ſeyn? Ob uns ſchon der Dichter die Göttinnen allenfalls unter einer menſchlichen Figur denken läßt, ſo hat er doch alle Begriffe eines gröbern und ſchwerern Stoffes davon entfernet, und ihren menſchenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Geſetzen unſerer Bewegung zunimt. Wodurch aber könnte die Mahlerey die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menſchen ſo vorzüglich unterſcheiden, daß unſer Auge nicht belelbiget würde, wenn es bey der einen ganz andere Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände, als bey der andern? Wodurch anders als durch verabredete Zeichen? In den That ſind ein Paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders, als dergleichen Zeichen. Doch von dieſem ein mehreres an einem andern Orte. Hier iſt es genug, von den Vertheidigern der Addiſonſchen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die ſo frey und bloß in der Luft hange. Sollte dieſer Mars die einzige in ihrer Art ſeyn? Und warum? Hatte vielleicht die Tradition einen Umſtand überliefert, der ein dergleichen Schweben in dieſem Falle nothwendig machte? Beym Ovid. (Fast. lib. 1.) läßt ſich nicht die geringſte Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen ſolchen Umſtand könne gegeben haben. Denn es finden ſich andere alte Kunſtwerke, welche die nehmliche Geſchichte vorſtellen, und wo Mars offenbar nicht ſchwebet, ſondern gehet. Man betrachte das Basrelief Hrn Montfaucon, (Suppl. T. I. p. 183.) das ſich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Pallaſte der Mellini befindet. Die ſchlafende Rhea liegt unter einem Baume, und Mars nähert ſich ihr mit leiſen Schritten, und mit der bedeutenden Zurückſtreckung der rechten Hand, mit der wir beym Hinter uns, entweder zurückzubleiben, oder ſachte zu folgen, befehlen. Es iſt vollkommen die nehmliche Stellung in der er auf der Münze erſcheinet, nur daß er hier die Lanze in der rechten und dort in der linken Hand führet. Man findet öftrer berühmte Statuen und Basreliefe auf alten Münzen copiret, als daß es auch nicht hier könnte geſchehen ſeyn, wo der Stempelſchneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte, und ſie daher beſſer mit der Lanze füllen zu können glaubte. — Alles dieſes nun zuſammen genommen, wie viel Wahrſcheinlichkeit bleibet dem Addiſon noch übrig? Schwerlich mehr, als ſo viel deren die bloße Möglichkeit hat. Doch woher, eine beſſere Erklärung, wenn dieſe nichts taugt? Es kann ſeyn, daß ſich ſchon eine beſſere unter den vom Addiſon verworfenen Erklärungen findet. Findet ſich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters iſt verdorben; ſie mag es bleiben. Und ſie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue Vermuthungen dazuher auskramen wollte. Dergleichen könnte, z. E. dieſe ſeyn, daß pondentis in ſeiner figürlichen Bedeutung genommen werden müſſe, nach welcher es ſo viel als ungewiß, unentſchloßen, unentſchieden, heißet; Mars pondens wäre alsdenn ſo viel als Mars incertus oder Mars communis. Dii communes sunt, ſagt Servius, (ad v. 448. lib. XII. Aeneid.) Mars, Bellona, Victoria, quia hi in bello utrique parte favere possunt. Und die ganze Zeile,

Pendentisque Dei (effigiem) perituro ostendorat hosti,

würde dieſen Sinn haben, daß der alte römiſche Soldat das Bildniß des gemeinſchaftlichen Gottes ſeinem dem ohngeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt geweſen ſey. Ein ſehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eignen Tapferkeit, als zur Frucht des partheyiſchen Beyſtandes, ihres Stammvaters macht. Dem ohngeachtet: non liquet.

daß ich, sage ich, diese Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den Kunstwerken der Alten ersehe, daß sie wirklich die sanften Lüfte personifiret, und eine Art weiblicher Sylphen, unter dem Namen Aurae, verehret haben. *d* Ich gebe es zu, daß wenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermesſäule vergleicht, man das Aehnliche in dieſer Vergleichung ſchwerlich finden dürfte, ohne eine ſolche Säule zu ſehen, ohne zu wiſſen; daß es ein ſchlechter Pfeiler iſt, der blos das Haupt, höchſtens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt, und weil wir weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erwecket. *e*

d) „Ehe ich, ſagt Spence (Polymetis Dialogue XIII. p. 208.) mit dieſen Aurae, Luftnymphen bekannt ward, hußte ich mich in die Geſchichte von Cephalus und Procris, beym „Ovid, gar nicht zu finden. Ich konnte auf keine Weiſe begreifen, wie Cephalus durch ſeine „Ausruffung, Aura venias, ſie möchte auch in einem noch ſo zärtlichen ſchmachtenden Tone „erſchollen ſeyn, jemanden auf den Argwohn bringen können, daß er ſeiner Procris untreu ſey. „Da ich gewohnt war, unter dem Worte Aura, nichts als die Luft überhaupt, oder einen „ſanften Wind insbeſondere, zu verſtehen, ſo kam mir die Eiferſucht der Procris noch weit „ungegründeter vor, als auch die aller ausſchweifendſte gemeiniglich zu ſeyn pflegt. Als ich „aber einmal gefunden hatte, daß Aura eben ſowohl ein ſchönes junges Mädchen, als die Luft „bedeuten könnte, ſo bekam die Sache ein ganz andres Anſehen, und die Geſchichte dünkte mich „eine ziemlich vernünftige Wendung zu bekommen.“ Ich will den Beyfall, den ich dieſer Entdeckung, mit der ſich Spence ſo ſehr ſchmeichelt, in dem Texte ertheile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt laſſen, daß auch ohne ſie die Stelle des Dichters, ganz natürlich und begreiflich iſt. Man darf nehmlich nur wiſſen, daß Aura bey den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. beym Nonnus (Dionys. lib. XLVIII.) die Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, weil ſie ſich einer männlichern Schönheit rühmte, als ſelbſt der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermeßenheit, ſchlafend den Umarmungen des Bacchus Preis gegeben ward.

e) Iuvenalis Sacy. VIII. v. 52—59.

— — — — At tu
Nil nisi Cecropides, truncoque simillimus Hermae;
Nullo quippe alio virtutis discrimine, quam quod
Illi marmoreum caput est, tua vivit imago.

Wenn Spence die griechiſchen Schriftſteller mit in ſeinen Plan gezogen gehabt hätte, ſo würde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte Aeſopiſche Fabel beygefallen ſeyn, die aus der Bildung einer ſolchen Hermesſäule ein noch weit ſchöneres, und zu ihrem Verſtändniſſe weit unentbehrlicheres Licht erhält, als dieſe Stelle des Juvenals. „Merkur, erzehlet Aeſopus, „wollte gern erfahren, in welchem Anſehen er bey den Menſchen ſtünde. Er verbarg ſeine „Gottheit, und kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die Statue des Jupiters, und fragte „den Künſtler, wie theuer er ſie halte? Eine Drachme: war die Antwort. Merkur lächelte; „und dieſe Juno? fragte er weiter. Ohngefehr eben ſo viel. Indem ward er ſein eigenes Bild „gewahr, und dachte bey ſich ſelbſt: ich bin der Bothe der Götter; von mir kömmt aller Gewinn; mich müßen die Menſchen nothwendig weit höher ſchätzen. Aber hier dieſer Gott? „(Er wies auf ſein Bild.) Wie theuer möchte wohl der ſeyn? Dieſer? antwortete der Künſtler. „O, wenn ihr mir jene beyde abkauft, ſo ſollt ihr dieſen oben drein haben.“ Merkur war abgeführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht, und konnte alſo auch nicht die Abſicht haben, ſeine Eigenliebe zu kränken, ſondern es mußte in der Beſchaffenheit der Statuen ſelbſt gegründet ſeyn, warum er die letztere ſo geringſchätzig hielt, daß er ſie zur Zugabe beſtimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen ſie vorſtellte, konnte dabey nichts thun, denn der Künſtler

Erläuterungen von dieſer Art ſind nicht zu verachten, wenn ſie auch ſchon weder allezeit nothwendig, noch allezeit hinlänglich ſeyn ſollten. Der Dichter hatte das Kunſtwerk als ein für ſich beſtehendes Ding, und nicht als Nachahmung vor Augen; oder Künſtler und Dichter hatten einerley angenommene Begriffe, dem zu Folge ſich auch Uebereinſtimmung in ihren Vorſtellungen zeigen mußte, aus welcher ſich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückſchließen läßt.

Allein wenn Tibull die Geſtalt des Apollo mahlet, wie er ihm im Traume erſchienen: — Der ſchönſte Jüngling, die Schläfe mit dem keuſchen Lorbeer umwunden; ſyriſche Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken ſchwimmet; glänzendes Weiß und Purpurröthe miſchen ſich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die itzt ihrem Geliebten zugeführet wird: — warum müßen dieſe Züge von alten berühmten Gemählden erborgt ſeyn? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom geweſen ſeyn, mag tauſend und tauſendmal ſeyn copiret worden, war darum die bräutliche Schaam ſelbſt aus der Welt verſchwunden? Seit ſie der Mahler geſehen hatte, war ſie für keinen Dichter mehr zu ſehen, als in der Nachahmung des Mahlers? *f* Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und ſein vor der Eſſe erhitztes Geſicht roth, brennend nennet: mußte er es erſt aus dem Werke eines Mahlers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet? *g* Oder wenn Lucrez den Wechſel der Jahreszeiten beſchreibet,

ſchätzet ſeine Werke nach der Geſchicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche ſie erfordern, und nicht nach dem Range und dem Werthe der Weſen, welche ſie ausdrücken. Die Statue des Merkurs mußte weniger Geſchicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn ſie weniger koſten ſollte, als eine Statue des Jupiters oder der Juno. Und ſo war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiters und der Juno zeigten die völlige Perſon dieſer Götter; die Statue des Merkurs hingegen war ein ſchlechter viereckigter Pfeiler, mit dem bloßen Bruſtbilde deſſelben. Was Wunder alſo, daß ſie oben drein gehen konnte? Merkur überſahe dieſen Umſtand, weil er ſein vermeintliches überwiegendes Verdienſt nur allein vor Augen hatte, und ſo war ſeine Demüthigung eben ſo natürlich, als verdient. Man wird ſich vergebens bey den Auslegern und Ueberſetzern und Nachahmern der Fabeln des Aeſopus nach der geringſten Spur von dieſer Erklärung umſehen; wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es ſich der Mühe lohnte, die das Mährchen gerade zu verſtanden, das iſt, ganz und gar nicht verſtanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darinn liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerley Ausführung annimmt, entweder nicht gefühlt, oder wohl noch gar übertrieben. Was ſonſt in dieſer Fabel anſtößig ſeyn könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künſtler ſeinem Jupiter ſetzet. Für eine Drachma kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachma muß alſo hier überhaupt für etwas ſehr geringes ſtehen. (Fab. Aesop. 90. Edit. Haupt. p. 70.)

f) Tibullus Eleg. 4. lib. III. Polymetis Dial. VIII. p. 84.

g) Statius lib. I. Sylv. 5. v. 8. Polymetis Dial. VIIf. p. 84.

und ſie, mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde, in ihrer natürlichen Ordnung vorüber führet: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebet, um alle die Veränderungen ſelbſt erfahren zu haben, daß er ſie nach einer Proceßion ſchildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erſt von dieſen Statuen den alten poetiſchen Kunſtgriff lernen, dergleichen Abſtracta zu wirklichen Weſen zu machen? *h* Oder Virgils pontem indignatus Araxes, dieſes vortreffliche poetiſche Bild eines über ſeine Ufer ſich ergießenden Flußes, wie er die über ihn geſchlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht ſeine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunſtwerk damit angeſpielet hat, in welchem dieſer Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgeſtellet wird? *i* — Was ſollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus den klärſten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künſtlers durchſchimmern zu laßen?

h) Lucretius de R. N. lib. V. v. 736—747.

It Ver, et Venus, et Veneris praenuntius ante
Pinnatus graditur Zephyrus; vestigia propter
Flora quibus mater praespargens ante viai
Cuncta coloribus egregiis et odoribus opplet.
Inde loci sequitur Calor aridus, et comes una
Pulverulenta Ceres; et Etesia flabra Aquilonum.
Inde Autumnus adit; graditur simul Evius Evan:
Inde alipe tempestates ventique sequuntur,
Altitonans Volturnus et Auster fulmine pollens.
Tandem Bruma nives adfert, pigrumque rigorem
Reddit, Hyems sequitur, crepitans ao dentibus Algus.

Spence erkennet dieſe Stelle für eine von den ſchönſten in dem ganzen Gedichte des Lucrez. Wenigſtens iſt ſie eine von denen, auf welche ſich die Ehre des Lucrez als Dichter gründet. Aber wahrlich, es heißt ihm dieſe Ehre ſchmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man ſagt: Dieſe ganze Beſchreibung ſcheinet nach einer alten Proceßion der vergötterten Jahreszeiten, nebſt ihrem Gefolge, gemacht zu ſeyn. Und warum das? „Darum, ſagt der Engländer, weil bey den Römern ehedem dergleichen Proceßionen mit ihren Göttern überhaupt, „eben ſo gewöhnlich waren, als noch itzt in gewiſſen Ländern die Proceßionen ſind, die man „den Heiligen zu Ehren anſtellet; und weil hiernächſt alle Ausdrücke welche der Dichter hier „braucht, auf eine Proceßion recht ſehr wohl paſſen." (come in very aptly, if applied to a procession.) Treffliche Gründe. Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden. Schon die Beywörter, welche der Dichter den perſonifirten Abſtrakten giebt, Calor aridus, Ceres pulverulenta, Volturnus altitonans, fulmine pollens Auster, Algus dentibus crepidans, zeigen, daß ſie das Weſen von ihm, und nicht von dem Künſtler haben, der ſie ganz anders hätte charakteriſiren müſſen. Spence ſcheinet übrigens auf dieſen Einfall von einer Proceßion durch Abraham Preigern gekommen zu ſeyn, welcher in ſeinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters ſagt: Ordo est quasi Pompae cujusdam, Ver et Venus, Zephyrus et Flora etc. Allein dabey hätte es auch Spence nur ſollen bewenden laſſen. Der Dichter führet die Jahrszeiten gleichſam in einer Proceßion auf; das iſt gut. Aber er hat es von einer Proceßion gelernt, ſie ſo aufzuführen; das iſt ſehr abgeſchmackt.

i) Aeneid. Lib. VIII. v. 725. Polymetis Dial. XIV. p. 230.

Ich betaure, daß ein so nützliches Buch, als Polymetis sonst seyn könnte, durch diese geschmacklose Grille, den alten Dichtern statt eigenthümlicher Phantasie, Bekanntschaft mit fremder unter zu schieben, so eckel, und den classischen Schriftstellern weit nachtheiliger geworden ist, als ihnen die wäßrigen Auslegungen der schaalsten Wortforscher nimmermehr seyn können. Noch mehr betauere ich, daß Spencen selbst Addison hierinn vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunstwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle eben so wenig unterschieden hat, in welchen die Nachahmung des Künstlers dem Dichter anständig, in welchen sie ihm verkleinerlich ist. *k*

VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poesie und Mahlerey mit einander haben, macht sich Spence die allerseltsamsten Begriffe. Er glaubet, daß beyde Künste bey den Alten so genau verbunden gewesen, daß sie beständig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Mahler, der Mahler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poesie die weitere Kunst ist, daß ihr Schönheiten zu Gebothe stehen, welche die Mahlerey nicht zu erreichen vermag; daß sie öfters Ursachen haben kann, die unmahlerischen Schönheiten den mahlerischen vor zu ziehen: daran scheinet er gar nicht gedacht zu haben, und ist daher bey dem geringsten Unterschiede, den er unter den alten Dichtern und Artisten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichsten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meistentheils Hörner. Es ist also doch wunderbar, sagt Spence, daß man diese Hörner an seinen Statuen so selten erblickt. *a* Er fällt auf diese, er fällt auf eine andere Ursache, auf die Unwissenheit der Antiquare; auf die Kleinheit der Hörner selbst, die sich unter den Trauben und Epheublättern, dem beständigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet sich um die wahre Ursache herum, ohne sie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie sie es an den Faunen und Satyren

k) In verschiedenen Stellen seiner Reisen und seines Gespräches über die alten Münzen.
a) Polymetis Dial. IX. p. 129.

waren. Sie waren ein Stirnſchmuck, den er aufſetzen und ablegen konnte.

— Tibi, cum sine cornibus adstas
Virgineum caput est: — —

heißt es in der feyerlichen Anruffung des Bachus beym Ovid. b. Er konnte ſich alſo auch ohne Hörner zeigen; und zeigte ſich ohne Hörner, wenn er in ſeiner jungfräulichen Schönheit erſcheinen wollte. In dieſer wollten ihn nun auch die Künſtler darſtellen, und mußten daher alle Zuſätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein ſolcher Zuſatz wären die Hörner geweſen, die auf dem Diadem befeſtiget waren, wie man an einem Kopfe in dem Königl. Cabinet zu Berlin ſehen kann. c Ein ſolcher Zuſatz war das Diadem ſelbſt, welches die ſchöne Stirne verdeckte, und daher auf den Statuen des Bacchus eben ſo ſelten vorkömmt als die Hörner, ob es ihm ſchon, als ſeinem Erfinder, von den Dichtern eben ſo oft beygeleget wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem ſeine Anſpielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes: dem Künſtler hingegen wurden ſie Hinderungen größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube eben darum den Beynamen Biformis, Διμορφος, hatte, weil er ſich ſowohl ſchön als ſchrecklich zeigen konnte, ſo war es wohl natürlich, daß die Künſtler diejenige von ſeiner Geſtalt am liebſten wählten, die der Beſtimmung ihrer Kunſt am meiſten entſprach.

Minerva und Juno ſchleidern bey den römiſchen Dichtern öfters den Blitz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildungen? fragt Spence. d Er antwortet: es war ein beſonderes Vorrecht dieſer zwey Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erſt in den Samothraciſchen Geheimniſſen erfuhr; weil aber die Artiſten bey den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu dieſen Geheimniſſen ſelten zugelaßen wurden, ſo wußten ſie ohne Zweifel nichts davon, und was ſie nicht wußten, konnten ſie nicht vorſtellen? Ich möchte Spencen dagegen fragen: arbeiteten dieſe gemeinen Leute vor ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimniſſen unterrichtet ſeyn konnten? Stunden die Artiſten auch bey den Griechen in dieſer Verachtung? Waren

b) Metamorph. lib. IV. v. 19. 20.
c) Begeri Thes. Brandenb. Vol. III. p. 242.
d) Polymetis Dial. VI. p. 63.

die römiſchen Artiſten nicht mehrentheils gebohrne Griechen? Und ſo weiter.

Statius und Valerius Flaccus ſchildern eine erzürnte Venus, und mit ſo ſchrecklichen Zügen, daß man ſie in dieſem Augenblicke eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten ſollte. Spence ſiehet ſich in den alten Kunſtwerken vergebens nach einer ſolchen Venus um. Was ſchließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt iſt als dem Bildhauer und Mahler? Das hätte er daraus ſchließen ſollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundſatz angenommen, daß in einer poetiſchen Beſchreibung nichts gut ſeyn, was unſchicklich ſeyn würde, wenn man es in einem Gemählde, oder an einer Statue vorſtellte. e) Folglich müßen die Dichter gefehlt haben. „Statius und Valerius ſind aus einer „Zeit, da die römiſche Poeſie ſchon in ihrem Verfalle war. Sie zeigen „auch hierin ihren verderbten Geſchmack, und ihre ſchlechte Beurtheilungs„kraft. Bey den Dichtern aus einer beßern Zeit wird man dergleichen „Verſtoßungen wider den mahleriſchen Ausdruck nicht finden." f)

So etwas zu ſagen, braucht es wahrlich wenig Unterſcheidungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius noch des Valerius in dieſem Fall annehmen, ſondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und geiſtigen Weſen, wie ſie der Künſtler vorſtellet, ſind nicht völlig ebendieſelben, welche der Dichter braucht. Bey dem Künſtler ſind ſie perſonifirte Abſtracta, die beſtändig die ähnliche Charakteriſirung behalten müßen, wenn ſie erkenntlich ſeyn ſollen. Bey dem Dichter hingegen ſind ſie wirkliche handelnde Weſen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenſchaften und Affecten haben, welche nach Gelegenheit der Umſtände vor jenen vorſtechen können. Venus iſt dem Bildhauer nichts als die Liebe; er muß ihr alſo alle die ſittſame verſchämte Schönheit, alle die holden Reitze geben, die uns an geliebten Gegenſtänden entzücken, und die wir daher mit in den abgeſonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringſte Abweichung von dieſem Ideal läßt uns ſein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majeſtät als Scham, iſt ſchon keine Venus, ſondern eine Juno. Reitze, aber mehr gebietheriſche, männliche, als holde Reitze, geben eine Minerva ſtatt einer

e) Polymetis Dialogue XX. p. 311. Scarce any thing can be good in a poetical description, which would appear absurd, if represented in a statue or picture.

f) Polymetis Dial. VII. p. 74.

Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus von Rache und Wuth getrieben, iſt dem Bildhauer ein wahrer Widerſpruch; denn die Liebe, als Liebe, zürnet nie, rächet ſich nie. Bey dem Dichter hingegen iſt Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer dieſem Charakter, ihre eigene Individualität hat, und folglich der Triebe des Abſcheus eben ſo fähig ſeyn muß, als der Zuneigung. Was Wunder alſo, daß ſie bey ihm in Zorn und Wuth entbrennet, beſonders wenn es die beleidigte Liebe ſelbſt iſt, die ſie darein verſetzet?

Es iſt zwar wahr, daß auch der Künſtler in zuſammengeſetzten Werken, die Venus, oder jede andere Gottheit, außer ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Weſen, ſo gut wie der Dichter, einführen kann. Aber alsdenn müßen wenigſtens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widerſprechen, wenn ſie ſchon keine unmittelbare Folgen deſſelben ſind. Venus übergiebt ihrem Sohne die göttlichen Waffen: dieſe Handlung kann der Künſtler, ſowohl als der Dichter, vorſtellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Anmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen; vielmehr wird ſie eben dadurch in ſeinem Werke um ſo viel kenntlicher. Allein wenn ſich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rächen will, in vergrößerter wilder Geſtalt, mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreift, ein ſchwarzes Gewand um ſich wirft, und auf einer finſtern Wolke ſtürmiſch herabfährt: ſo iſt das kein Augenblick für den Künſtler, weil er ſie durch nichts in dieſem Augenblicke kenntlich machen kann. Es iſt nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieſer das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus iſt, ſo nahe, ſo genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieſes thut Flaccus;

— — Neque enim alma videri
Iam tumet; aut tereti crinem subnectitur auro,
Sidereos diffusa sinus. Eadem effera et ingens
Et maculis suffecta genas; pinumque sonantem
Virginibus Stygiis, nigramque similima pallam. g

Eben dieſes thut Statius:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
Nec vultu nec crine prior, solvisse jugalem

g) Argonaut. Lib. II. v. 102—106.

Ceston, et Idalias procul ablegasse volucres
Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra
Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,
Tartarias inter thalamis volitasse sorores
Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
Anguibus, et saeva formidine cuncta replerit
Limina. *h* —

Oder man kann ſagen: der Dichter allein beſitzet das Kunſtſtück, mit negativen Zügen zu ſchildern, und durch Vermiſchung dieſer negativen mit poſitiven Zügen, zwey Erſcheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus; nicht mehr das Haar mit goldenen Spangen geheftet; von keinem azurſten Gewande umflattert; ohne ihren Gürtel; mit andern Flammen, mit größern Pfeilen bewafnet; in Geſellſchaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artiſt dieſes Kunſtſtückes entbehren muß, ſoll ſich ſeiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Mahlerey die Schweſter der Dichtkunſt ſeyn will: ſo ſey ſie wenigſtens keine eiferſüchtige Schweſter; und die jüngere unterſage der älteren nicht alle den Putz, der ſie ſelbſt nicht kleidet.

IX.

Wenn man in einzeln Fällen den Mahler und Dichter mit einander vergleichen will, ſo muß man vor allen Dingen wohl zuſehen, ob ſie beyde ihre völlige Freyheit gehabt haben, ob ſie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchſte Wirkung ihrer Kunſt haben arbeiten können.

Ein ſolcher äußerlicher Zwang war dem alten Künſtler öfters die Religion. Sein Werk zur Verehrung und Anbetung beſtimmt, konnte nicht allezeit ſo vollkommen ſeyn, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabey zur Abſicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die ſchönſten von ihnen wurden nicht überall als die ſchönſten verehret.

Bacchus ſtand in ſeinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme

h) Thebaid. Lib. V. v. 61—64.

Hypſipile ihren Vater unter der Geſtalt des Gottes rettete, *a* mit Hörnern, und ſo erſchien er ohne Zweifel in allen ſeinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches ſein Weſen mit bezeichnete. Nur der freye Künſtler, der ſeinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieſes Sinnbild weg; und wenn wir, unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden, *b* ſo iſt dieſes vielleicht ein Beweis, daß es keine von den geheiligten ſind, in welchen er wirklich verehret worden. Es iſt ohnedem höchſt wahrſcheinlich, daß auf dieſe letzteren die Wuth der frommen Zerſtörer in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums vornehmlich gefallen iſt, die nur hier und da ein Kunſtwerk ſchonte, welches durch keine Anbetung verunreiniget war.

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken ſich Stücke ſowohl von der einen als von der andern Art finden, ſo wünſchte ich, daß man den Namen der Kunſtwerke nur denjenigen beylegen möchte, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bey welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. Alles andere, woran ſich zu merkliche Spuren gottesdienſtlicher Verabredungen zeigen, verdienet dieſen Namen nicht, weil die Kunſt hier nicht um ihrer ſelbſt willen gearbeitet, ſondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bey den ſinnlichen

a) Valerius Flaccus Lib. II. Argonaut. v. 265—273.

Serta patri, juvenisque comam vestesque Lyaei
Induit et medium curru locat; aeraque circum
Tympanaque et plenas tacita formidine cistas.
Ipsa sinus hederisque ligat famularibus artus:
Pampineamque quatit ventosis ictibus hastam,
Respiciens; teneat virides velatus habenas
Ut pater, et nivea tumeant ut cornua mitra,
Et sacer ut Bacchum referat scyphus.

Das Wort tumeant, in der letzten ohn einen Zeile, ſcheinet übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht ſo klein gemacht, als ſich Spence einbildet.

b) Der ſo genannte Bacchus in dem Mediceiſchen Garten zu Rom (beym Montfaucon Suppl. aux Ant. T. I. p. 254.) hat kleine aus der Stirne hervorſproſſende Hörner; aber es giebt Kenner, die ihn eben darum lieber zu einem Faune machen wollen. In der That ſind ſolche natürliche Hörner eine Schändung der menſchlichen Geſtalt, und können nur Weſen geziemen, denen man eine Art von Mittelgeſtalt zwiſchen Menſchen und Thier ertheilte. Auch iſt die Stellung, der lüſterne Blick nach der über ſich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anſtändiger, als dem Gotte ſelbſt. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexander dem Groſſen ſagt (Protrept. p. 48. Edit. Pott.) *Εβουλετο δε και Αλεξανδρος Αμμωνος υιος ειναι δοκειν, και κερασφορος αναπλαττεσθαι προς των αγαλματοποιων, το καλον ανθρωπον υβρισαι σπευδων κερατι.* Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern verſtellen ſollte: er war es gern zufrieden, daß die menſchliche Schönheit in ihm mit Hörnern beſchimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Urſprunges zu ſeyn glaubte.

Vorstellungen, die sie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne sahe; ob ich schon dadurch nicht sagen will, daß sie nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne gesetzt, oder aus Nachsicht für die Kunst und den feinern Geschmack des Jahrhunderts, von jenem so viel nachgelaßen habe, daß dieses allein zu herrschen scheinen können.

Macht man keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streite liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nehmlich als Künstler nicht, freywillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen laßen, von dem Künstler nehmlich als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieser ohne Bedenken, aber zu großem Aergernisse der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammet, woraus sie gezogen worden. c)

c) Als ich oben behauptete, daß die alten Künstler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht gewesen sind. In dem zu Cerynea fand Pausanias dergleichen von Holz; sie waren wedek groß, noch sonst besonders merkwürdig; es schien, daß die Kunst, die sich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildsäulen ihrer Priesterinnen, die in der Halle des Tempels standen, einbringen wollen, als welche von Stein, und von sehr schöner Arbeit waren. (Pausanias Achaic. cap. XXV. p. 587. Edit. Kuhn.) Ich hatte eben so wenig vergessen, daß man Köpfe von ihnen auf einem Abraxas, den Chifletius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beym Lucius zu sehen glaube. (Dissertat. sur les Furies par Bannier, Memoires de l'Academie des Inscript. T. V. p. 48.) Auch sogar die Urne von Hetrurischer Arbeit beym Gorius (Tab. 154 Musei Etrusci) auf welcher Oreßes und Pylades erscheinen, wie ihnen zwey Furien mit Fackeln zusetzen, war mir nicht unbekannt. Allein ich redete von Kunstwerken, von welchen ich alle diese Stücke ausschließen zu können glaubte. Und wäre auch das letztere nicht so wohl als die übrigen davon auszuschließen, so dienet es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu bestärken, als zu widerlegen. Denn so wenig auch die hetruriſchen Künstler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, so scheinen sie doch auch die Furien nicht so wohl durch schreckliche Gesichtszüge, als vielmehr durch ihre Tracht und Attributa ausgedrückt zu haben. Diese stoßen mit so ruhigem Gesichte dem Oreßes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß sie fast scheinen, sie nur im Scherze erschrecken zu wollen. Wie fürchterlich sie dem Oreßes und Pylades vorgekommen, läßt sich nur aus ihrer Furcht, keinesweges aber aus der Bildung der Furien selbst, abnehmen. Es sind also Furien, und sind auch keine; sie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Verstellung von Grimm und Wuth, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt sind; nicht mit der Stirne, die wie Catull sagt, expirantis praeportat pectoris iras. — Noch kürzlich glaubte Herr Winkelmann, auf einem Carniole in dem Stoßischen Cabinette, eine Furie im Laufe mit fliegendem Rocke und Haaren, und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben. (Bibliothek der sch. Wiss. V Band S. 30.) Der Herr von Hagedorn rieth hierauf auch den Künstlern schon an, sich diese Anzeige zu Nutze zu machen, und die Furien in ihren Gemählden so vorzustellen. (Betrachtungen über die Mahlerey S. 222.) Allein Herr Winkelmann hat hernach diese seine Entdeckung selbst wiederum ungewiß gemacht,

Gegentheils kann man ſich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunſt zu groß vorſtellen. Spence giebt hiervon ein ſonderbares Beyſpiel. Er fand beym Ovid, daß Veſta in ihrem Tempel unter keinem perſönlichen Bilde verehret worden; und dieſes dünkte ihm genug, daraus zu ſchlieſſen, daß es überhaupt keine Bildſäulen von dieſer Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Veſta, ſondern eine Veſtalin vorſtelle. *d* Eine ſeltſame Folge! Verlohr der Künſtler darum ſein Recht, ein Weſen, dem die Dichter eine beſtimmte Perſönlichkeit geben, das ſie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das ſie in Gefahr kommen laſſen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was ſie ſonſt von ihr erzehlen, verlohr er, ſage ich, darum ſein Recht, dieſes Weſen auch nach ſeiner Art zu perſonifiren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehret ward? Denn Spence begehet dabey noch dieſen Fehler, daß er das, was Ovid nur von einem gewiſſen Tempel der Veſta, nehmlich von dem zu Rom ſagt, *e* auf alle Tempel dieſer Göttin ohne Unterſchied, und auf ihre Verehrung überhaupt, ausdehnet. Wie ſie in dieſem Tempel zu Rom verehret ward, ſo ward ſie nicht überall verehret, ſo war ſie ſelbſt nicht in Italien verehret worden, ehe ihn Numa erbaute. Numa wollte keine Gottheit in menſchlicher oder thieriſcher Geſtalt vorgeſtellet wiſſen; und

weil er nicht gefunden, daß die Furien, anſtatt mit Fackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden. (Descript. des Pierres gravées p. 84.) Ohne Zweifel erkennt er alſo die Figuren, auf Münzen der Städte Lyrba und Maſſaura, die Spanheim für Furien ausgiebt (Les Cesars de Julien p. 44.) nicht dafür, ſondern für eine Hecate triformis; denn ſonſt fände ſich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch führet, und es iſt ſonderbar, daß eben dieſe auch in bloßen ungebundenen Haaren erſcheint, die an den andern mit einem Schleyer bedeckt ſind. Doch geſetzt auch, es wäre wirklich ſo, wie es dem Herrn Winkelmann zuerſt vorgekommen: ſo würde es auch mit dieſem geſchnittenen Steine eben die Bewandtniß haben, die es mit der Hetruriſchen Urne hat, es wäre denn, daß ſich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Geſichtszüge erkennen ließen. Ueberdem gehören auch die geſchnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, ſchon mit zur Bilderſprache, und ihre Figuren mögen öfterer eigenſinnige Symbola der Beſitzer, als freywillige Werke der Künſtler ſeyn.

d) Polymetis Diss. VII. p. 81.

e) Fast. lib. VI. v. 295—98.

Esse diu stultus Vestae simulacra putavi:
Mox didici curvo nulla subesse tholo.
Ignis inexstinctus templo celatur in illo,
Effigiem nullam Vesta, nec ignis, habet.

Ovid redet nur von dem Gottesdienſte der Veſta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daſelbſt erbauet hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259. 60) ſagt:

Regis opus placidi, quo non metuentius ullum
Numinis ingenium terra Sabina tulit.

darinn beſtand ohne Zweifel die Verbeſſerung, die er in dem Dienſte der Veſta machte, daß er alle perſönliche Vorſtellung von ihr daraus verbannte. Ovid ſelbſt lehret uns, daß es vor den Zeiten des Numa, Bildſäulen der Veſta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Prieſterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben. *f* Daß ſogar in den Tempeln, welche die Göttin auſſer der Stadt in den römiſchen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art geweſen, als ſie Numa verordnet, ſcheinen verſchiedene alte Inſchriften zu beweiſen, in welchen eines Pontificis Vestae gedacht wird. *g* Auch zu Corinth war ein Tempel der Veſta ohne alle Bildſäule, mit einem bloßen Altare, worauf der Göttin geopfert ward. *h* Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Veſta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens. *i* Die Jaſſeer rühmten von einer, die bey ihnen unter freyem Himmel ſtand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf ſie falle. *k* Plinius gedenkt einer ſitzenden von der Hand des Scopas, die ſich zu ſeiner Zeit in den Servilianiſchen Gärten zu Rom befand. *l* Zugegeben, daß es uns itzt ſchwer wird, eine bloße Veſtalin von einer Veſta ſelbſt zu unterſcheiden, beweiſet dieſes, daß ſie auch die Alten nicht unterſcheiden können, oder wohl gar nicht

f) Fast. lib. III. v. 45. 46.

Sylvia fit mater: Vestae simulacra feruntur
Virgineas oculis opposuisse manus.

Auf dieſe Weiſe hätte Spence den Ovid mit ſich ſelbſt vergleichen ſollen. Der Dichter redet von verſchiednen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward ſie in Italien unter perſönlichen Vorſtellungen verehret, ſo wie ſie in Troja war verehret worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienſt mit herüber gebracht hatte.

— — Manibus vittas, Vestamque potentem
Aeternumque adytis effert penetralibus ignem:

ſagt Virgil von dem Geiſte des Hektors, nachdem er dem Aeneas zur Flucht gerathen. Hier wird das ewige Feuer von der Veſta ſelbſt, oder ihrer Bildſäule, ausdrücklich unterſchieden. Spence muß die römiſchen Dichter zu ſeinem Behufe doch noch nicht aufmerkſam genug durchgeleſen haben, weil ihm dieſe Stelle entwiſcht iſt.

g) Lipsius de Vesta et Vestalibus cap. 13.

h) Pausanias Corinth. cap. XXXV. p. 198. Edit. Kuh.

i) Idem Attic. cap. XVIII. p. 41.

k) Polyb. Hist. lib. XVI. §. 11. Op. T. II. p. 453. Edit. Ernest.

l) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 727. Edit. Hard. Scopas fecit — Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis. Dieſe Stelle muß Lipſius in Gedanken gehabt haben, als er (de Vesta cap. 3.) ſchrieb: Plinius Vestam sedentem effingi solidam ostendit, a stabilitate. Allein was Plinius von einem einzeln Stücke des Scopas ſagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgeben ſollen. Er merkt ſelbſt an, daß auf den Münzen die Veſta eben ſo oft ſtehend als ſitzend erſcheine. Allein er verbeſſert dadurch nicht den Plinius, ſondern ſeine eigene falſche Einbildung.

unterſcheiden wollen? Gewiße Kennzeichen ſprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium, laßen ſich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beyleget, kömmt ihr vielleicht nur als der Erde zu; oder Codinus wußte ſelbſt nicht recht, was er ſahe. *m*

X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeiget, wie wenig er über die Grenzen der Poeſie und Mahlerey muß nachgedacht haben.

„Was die Muſen überhaupt betrift, ſagt er, ſo iſt es doch ſonderbar, daß die Dichter in Beſchreibung derſelben ſo ſparſam ſind, weit „ſparſamer, als man es bey Göttinnen, denen ſie ſo große Verbindlichkeit haben, erwarten ſollte." *a*

Was heißt das anders, als ſich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, ſie es nicht in der ſtummen Sprache der Mahler thun? Urania iſt den Dichtern die Muſe der Sternkunſt; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künſtler, um es kenntlich zu machen muß ſie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weiſen laßen; dieſer Stab, dieſe Himmelskugel, dieſe ihre Stellung ſind ſeine Buchſtaben, aus welchen er uns den Namen Urania zuſammenſetzen

m) Georg. Codinus de Originib. Constant. Edit. Venet. p. 12. *Την γην λεγουσιν Εξιαν, και πλαττουσι ἀντην γυναικα, τυμπανον βαστάζουσαν, ἐπειδη τους ἀνεμους ἡ γη ὑφ' ἑαυτην συγκλειει.* Suidas: aus ihm, oder beyde aus einem ältern, ſagt unter dem Worte *Εξια* eben dieſes. „Die Erde wird unter dem Namen Veſta als eine „Frau gebildet, welche ein Tympanon trägt, weil ſie die Winde in ſich verſchloßen hält." Die Urſache iſt ein wenig abgeſchmackt. Es würde ſich eher haben hören laßen, wenn er geſagt hätte, daß ihr deswegen ein Tympanon beygegeben werde, weil die Alten zum Theil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinkomme; *σχημα ἀντης τυμπανοειδες ειναι.* (Plutarchus de placitis Philos. cap. 10. id. de facie in orbe Lunae.) Wo ſich aber Codinus nur nicht entweder in der Figur, oder in dem Namen, oder gar in beyden geirret hat. Er wußte vielleicht, was er die Veſta tragen ſahe, nicht beſſer zu nennen, als ein Tympanum; oder hörte es ein Tympanum nennen, und konnte ſich nichts anders dabey gedenken, als das Inſtrument, welches wir eine Heerpaucke nennen. Tympana waren aber auch eine Art von Rädern:

Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris
Agricolae —

(Virgilius Georgic. lib. II. v. 444.) Und einem ſolchen Rade ſcheinet mir das, was ſich an der Veſta des Fabretti zeiget, (Ad. Tabulam Iliadis p. 334.) und dieſer Gelehrte für ein Handmühle hält, ſehr ähnlich zu ſeyn.

a) Polymetis Dial. VIII. p. 91.

läßt. Aber wenn der Dichter sagen will: Urania hatte seinen Tod längst aus den Sternen vorhergesehn;

Ipsa diu positis lethum praedixerat astris
Uranie — *b*

warum soll er, in Rücksicht auf den Mahler, dazusetzen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor sich? Wäre es nicht, als ob ein Mensch, der laut reden kann und darf, sich noch zugleich der Zeichen bedienen sollte, welche die Stummen im Serraglio des Türken, aus Mangel der Stimme, unter sich erfunden haben?

Eben dieselbe Befremdung äußert Spence nochmals bey den moralischen Wesen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menschlichen Lebens vorsetzten. *c* „Es verdienet an„gemerkt zu werden, sagt er, daß die römischen Dichter von den besten „dieser moralischen Wesen weit weniger sagen, als man erwarten sollte. „Die Artisten sind in diesem Stücke viel reicher, und wer wissen will, „was jedes derselben für einen Aufzug gemacht, darf nur die Münzen „der römischen Kaiser zu Rathe ziehen. — *d* Die Dichter sprechen von „diesen Wesen zwar öfters, als von Personen; überhaupt aber sagen „sie von ihren Attributen, ihrer Kleidung und übrigem Ansehen sehr „wenig." —

Wenn der Dichter Abstracta personifiret, so sind sie durch den Namen, und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisiret.

Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personifirten Abstractis Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder weil sie etwas anders sind, und etwas anders bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren.

Eine Frauensperson mit einem Zaume in der Hand; eine andere an eine Säule gelehnet, sind in der Kunst allegorische Wesen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bey dem Dichter, sind keine allegorische Wesen, sondern bloß personifirte Abstracta.

Die Sinnbilder dieser Wesen bey dem Künstler, hat die Noth erfunden. Denn er kann sich durch nichts anders verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Wozu aber den Künstler die Noth

b) Statius Theb. VIII. v. 551.
c) Polym. Dial. X. p. 137.
d) Ibid. p. 134.

treibet, warum ſoll ſich das der Dichter aufdringen laßen, der von dieſer Noth nichts weis?

Was Spencen ſo ſehr befremdet, verdienet den Dichtern als eine Regel vorgeſchrieben zu werden. Sie müßen die Bedürfniſſe der Mahlerey nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müſſen die Mittel, welche die Kunſt erfunden hat, um der Poeſie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die ſie neidiſch zu ſeyn Urſache hätten. Wenn der Künſtler eine Figur mit Sinnbildern auszieret, ſo erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Weſen. Bedienet ſich aber der Dichter dieſer mahleriſchen Ausſtaffirungen, ſo macht er aus einem höhern Weſen eine Puppe.

So wie dieſe Regel durch die Befolgung der Alten bewähret iſt, ſo iſt die gefliſſendliche Uebertretung derſelben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Weſen der Einbildung gehen in Maske, und die ſich auf dieſe Maskeraden am beſten verſtehen, verſtehen ſich meiſtentheils auf das Hauptwerk am wenigſten: nehmlich, ihre Weſen handeln zu laßen, und ſich durch die Handlungen derſelben zu charakteriſiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künſtler ihre Abſtracta bezeichnen, eine Art, die des poetiſchen Gebrauchs fähiger und würdiger iſt. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts allegoriſches haben, ſondern als Werkzeuge zu betrachten ſind, deren ſich die Weſen, welchen ſie beygeleget werden, falls ſie als wirkliche Perſonen handeln ſollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule an welche ſich die Standhaftigkeit lehnet, ſind lediglich allegoriſch, für den Dichter alſo von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit, iſt es ſchon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stück der Gerechtigkeit iſt. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muſe, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulcans, ſind ganz und gar keine Sinnbilder, ſind bloße Inſtrumente, ohne welche dieſe Weſen die Wirkungen, die wir ihnen zuſchreiben, nicht hervorbringen können. Von dieſer Art ſind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beſchreibungen etwa noch einflechten, und die ich deswegen zum Unterſchiede jener allegoriſchen, die poetiſchen nennen möchte. Dieſe bedeuten die Sache ſelbſt, jene nur etwas ähnliches. e

e) Man mag in dem Gemählde, welches Horaz von der Nothwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichſte Gemählde bey allen alten Dichtern iſt. (Lib. I. Od. 35.)

XI.

Auch der Graf Caylus scheinet zu verlangen, daß der Dichter seine

Te semper anteit saeva Necessitas:
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans, aenea; nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum —

man mag, sage ich, in diesem Gemählde die Nägel, die Klammern, das fließende Bley, für Mittel der Befestigung oder für Werkzeuge der Bestrafung annehmen, so gehören sie doch immer mehr zu den poetischen, als allegorischen Attributen. Aber auch als solche sind sie zu sehr gehäuft; und die Stelle ist eine von den frostigsten des Horaz. Spondon sagt: Pose dire que ce tableau pris dans le detail seroit plus beau sur la toile que dans une ode heroique. Je ne puis souffrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs, et de plomb fondu. J'ai cru en devoir decharger la traduction, en substituant les idées generales aux idées singulieres. C'est dommage que le Poet ait eu besoin de ce correctif. Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, ist nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attributa ein attirail patibulaire sind; denn es stand nur bey ihm, die andere Auslegung anzunehmen; und das Galgengeräthe in die festesten Windmittel der Baukunst zu verwandeln; sondern, weil alle Attributa eigentlich für das Auge, und nicht für das Gehör gemacht sind, und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten sollten, wenn man sie uns durch das Gehör beybringen will, eine größere Anstrengung erfordern, und einer gewingern Klarheit fähig sind. — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übrigens an ein Paar Versehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vortheilhaftesten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorstellten. (Dial. X. p. 143.) „Die Römer, sagt er, nannten sie Fides; und wenn sie sie Sola Fides nannten, so scheinen sie den hohen Grad dieser Eigenschaft, den wir durch gründehrlich (im Englischen downright honesty) ausdrücken, darunter verstanden zu haben. Sie wird mit einer freyen offenen Gesichtsbildung und in nichts als einem dünnen Kleide vorgestellet, welches so fein ist, daß es für durchsichtig gelten kann. Horaz nennet sie daher, in einer von seinen Oden, dünnbekleidet; und in einer andern, durchsichtig." In dieser kleinen Stelle sind nicht mehr als drey ziemlich grobe Fehler. Erstlich ist es falsch, daß Sola ein besonderes Beywort sey, welches die Römer der Göttin Fides gegeben. In den beyden Stellen des Livius, die er deßfalls zum Beweise anführt, Lib. I. §. 21. Lib. II. §. 3.) bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet, die Ausschließung alles übrigen. In der einen Stelle scheinet den Critiois das soli sogar verdächtig und durch einen Schreibefehler, der durch das gleich darneben stehende Solonne veranlasset worden, in den Text gekommen zu seyn. In der andern aber ist nicht von der Treue, sondern von der Unschuld, der Unsträflichkeit, Innocentia, die Rede. Zweytens: Horaz soll sie in einer seiner Oden, der Treue das Beywort dünnbekleidet geben; nehmlich in der oben angezogenen fünf und dreißigsten des ersten Buchs:

Te spes, et albo rara fides colit
Velata panno.

Es ist wahr, rarus heißt auch dünne; aber hier heißt es bloß selten, was wenig vorkömmt, und ist das Beywort der Treue selbst, und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde Recht haben, wenn der Dichter gesagt hätte: Fides raro velata panno. Drittens: an einem andern Orte soll Horaz die Treue oder Redlichkeit durchsichtig nennen; um eben das damit anzudeuten, was wir in unsern gewöhnlichen Freundschaftsversicherungen zu sagen pflegen: ich wünschte, Sie könnten mein Herz sehen. Und dieser Ort soll die Zeile der achtzehnten Ode des ersten Buchs seyn:

Arcanique Fides prodiga, perlucidior vitro.

Wie kann man sich aber von einem bloßen Worte so verführen laßen? Heißt denn Fides arcani prodiga die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr, die Treulosigkeit? Von dieser sagt Horaz, und nicht von der Treue, daß sie durchsichtig wie Glas sey, weil sie die ihr anvertrauten Geheimnisse eines jeden Blicke bloßstellet.

Weſen der Einbildung mit allegoriſchen Attributen ausſchmücken ſolle. *a* Der Graf verſtand ſich beßer auf die Mahlerey, als auf die Poeſie.

Doch ich habe in ſeinem Werke, in welchem er dieſes Verlangen äußert, Anlaß zu erheblichern Betrachtungen gefunden, wovon ich das Weſentlichſte, zu beßerer Erwägung, hier anmerke.

Der Künſtler, iſt des Gräfen Abſicht, ſoll ſich mit dem größten mahleriſchen Dichter, mit dem Homer, mit dieſer zweyten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen noch nie genutzten Stoff zu den trefflichſten Schilderyen die von dem Griechen behandelte Geſchichte

a) Apollo übergiebt den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe, ihn nach ſeinem Vaterlande zu bringen. (Il. π. v. 681. 82.)

Πεμπε δε μιν πομποισιν αμα κραιπνοισι φερεσθαι
Υπνῳ και Θανατῳ διδυμαοσιν.

Caylus empfiehlt dieſe Erdichtung dem Mahler, fügt aber hinzu; Il est facheux, qu'Homere ne nous ait rien laissé sur les Attributs qu'on donnoit de son tems au Sommeil; nous ne connoissons, pour caracteriser ce Dieu, que son action même, et nous le couronnons de pavots. Ces idées sont modernes; la premiere est d'un mediocre service, mais elle ne peut être employée dans le cas present, ou même les fleurs me paroissent deplacées, sur tout pour une figure qui groups avec la mort. (S. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homere et de l'Enejde de Virgile, avec des observations generales sur le Costume, à Paris 1757. 8.) Das heißt von dem Homer eine von den kleinen Zierrathen verlangen, die am meiſten mit ſeiner großen Manier ſtreiten. Die ſinnreichſten Attributa, die er dem Schlafe hätte geben können, würden ihn bey weitem nicht ſo vollkommen charakteriſiret, bey weitem kein ſo lebhaftes Bild bey uns erregt haben, als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingsbruder des Todes macht. Dieſen Zug ſuche der Künſtler auszudrücken, und der wird alle Attributa entbehren können. Die alten Künſtler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter ſich vorgeſtellet, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten ſie beyde als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beyde mit übereinander geſchlagenen Füßen. Denn ſo wollte ich die Worte des Pauſanias (Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Küh.) αμφοτερους διεσφαμμενους τους ποδας, lieber überſetzen, als mit krummen Füßen, oder wie es Gedoyn in ſeiner Sprache gegeben hat: les pieds contrefaits. Was ſollten die krummen Füße hier ausdrücken? Uebereinander geſchlagene Füße hingegen ſind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beym Maffei (Raccol. Pl. 151.) liegt nicht anders. Die neuen Artiſten ſind von dieſer Aehnlichkeit, welche Schlaf und Tod bey den Alten mit einander haben, gänzlich abgegangen, und der Gebrauch iſt allgemein worden, den Tod als ein Skelet, höchſtens als ein mit Haut bekleidetes Skelet vorzuſtellen. Vor allen Dingen hätte Caylus dem Künſtler alſo hier rathen müßen, ob er in Vorſtellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen ſolle. Doch ſcheinet ſich für den neuern zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere mit Blumen gekrönet, nicht wohl gruppiren möchte. Hat er aber hierbey auch bedacht, wie unſchicklich dieſe moderne Idee in einem homeriſchen Gemählde ſeyn dürfte? Und hat ihm das Eckelhafte derſelben nicht anſtößig ſeyn können? Ich kann mich nicht bereden, daß das kleine metallene Bild in der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelet vorſtellet, das mit dem einen Arme auf einem Aſchenkruge ruhet, (Spence's Polymetis Tab. XLI.) eine wirkliche Antike ſey. Den Tod überhaupt kann es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten anders vorſtellten. Selbſt ihre Dichter haben ihm unter dieſem widerlichen Bilde nie gedacht.

darbiete, und wie so viel vollkommner ihm die Ausführung gelingen müße, je genauer er sich an die kleinsten von dem Dichter bemerkten Umstände halten könne.

In diesem Vorschlage vermischt sich also die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Mahler soll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmet hat, sondern er soll es auch mit den nehmlichen Zügen nachahmen; er soll den Dichter nicht bloß als Erzehler, er soll ihn als Dichter nutzen.

Diese zweyte Art der Nachahmung aber, die für den Dichter so verkleinerlich ist, warum ist sie es nicht auch für den Künstler? Wenn vor dem Homer eine solche Folge von Gemählden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden gewesen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus diesen Gemählden sein Werk genommen hätte: würde er nicht von unserer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kömmt es, daß wir dem Künstler nichts von unserer Hochachtung entziehen, wenn er schon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrücket?

Die Ursach scheinet diese zu seyn. Bey dem Artisten dünket uns die Ausführung schwerer, als die Erfindung; bey dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausführung dünket uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verstrickung des Laokoon und seiner Kinder von der Gruppe genommen, so würde ihm das Verdienst, welches wir bey diesem seinem Bilde für das schwerere und größere halten, fehlen, und nur das geringere übrig bleiben. Denn diese Verstrickung in der Einbildungskraft erst schaffen, ist weit wichtiger, als sie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künstler diese Verstrickung von dem Dichter entlehnet, so würde er in unsern Gedanken doch noch immer Verdienst genug behalten, ob ihm schon das Verdienst der Erfindung abgehet. Denn der Ausdruck in Marmor ist unendlich schwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darstellung gegen einander abwägen, so sind wir jederzeit geneigt, dem Meister an der einen so viel wiederum zu erlassen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt sogar Fälle, wo es für den Künstler ein größeres Verdienst ist, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmet zu haben, als ohne dasselbe. Der Mahler, der nach der Beschreibung

eines Thomſons eine ſchöne Landſchaft darſtellet, hat mehr gethan, als der ſie gerade von der Natur copiret. Dieſer ſiehet ſein Urbild vor ſich; jener muß erſt ſeine Einbildungskraft ſo anſtrengen, bis er es vor ſich zu ſehen glaubet. Dieſer macht aus lebhaften ſinnlichen Eindrücken etwas Schönes; jener aus ſchwanken und ſchwachen Vorſtellungen willkührlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit iſt, dem Künſtler das Verdienſt der Erfindung zu erlaßen, eben ſo natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen daßelbe bey ihm entſpringen müßen. Denn da er ſahe, daß die Erfindung ſeine glänzende Seite nie werden könne, daß ſein größtes Lob von der Ausführung abhange, ſo ward es ihm gleich viel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht ſey, ob ſie ihm oder einem anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publico geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ ſeine ganze Erfindſamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zuſammenſetzungen alter Gegenſtände. Das iſt auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Mahlerey mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob ſie dieſelbe ſchon ſogar in mahleriſche und dichteriſche eintheilen, ſo gehet doch auch die dichteriſche nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs ſelbſt, ſondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck. *b* Es iſt Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, ſondern einzelner Theile, und ihrer Lage unter einander. Es iſt Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz ſeinem tragiſchen Dichter anrieth.

— — — Tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus. *c*

Anrieth, ſage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als beßer und edler an ſich ſelbſt.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geſchichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert froſtige Kleinigkeiten, die ſonſt zum Verſtändniſſe des Ganzen unentbehrlich ſeyn würden, kann er übergehen; und je geſchwinder er ſeinen Zuhörern verſtändlich wird, deſto geſchwinder kann er ſie intereſſiren. Dieſen Vortheil hat auch der Mahler, wenn uns ſein Vorwurf nicht fremd iſt, wenn wir

b) Betrachtungen über die Mahlerey S. 159. u. f.
c) Ad Pisones v. 128—30.

mit dem ersten Blicke die Absicht und Meinung seiner ganzen Composition erkennen, wenn wir auf eins, seine Personen nicht bloß sprechen sehen, sondern auch hören, was sie sprechen. Von dem ersten Blicke hanget die größte Wirkung ab, und wenn uns dieser zu mühsamen Nachsinnen und Rathen nöthiget, so erkaltet unsere Begierde gerühret zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wann er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden sodann gar nichts, was uns reitzen könnte, vor seinem Werke zu verweilen; was wir sehen gefällt uns nicht, und was wir dabey denken sollen, wissen wir nicht.

Nun nehme man beydes zusammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das vornehmste bey weitem nicht ist, was wir von dem Mahler verlangen; zweitens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst befördert und erleichtert: und ich meine, man wird die Ursache, warum er sich so selten zu neuen Vorwürfen entschließt, nicht mit dem Grafen Caylus, in seiner Bequemlichkeit, in seiner Unwissenheit, in der Schwierigkeit des mechanischen Theiles der Kunst, welche allen seinen Fleiß, alle seine Zeit erfordere, suchen dürfen; sondern man wird sie tiefer gegründet finden, und vielleicht gar, was Anfangs Einschränkung der Kunst, Verkümmerung unsers Vergnügens, zu seyn scheinet, als eine weise und uns selbst nützliche Enthaltsamkeit an dem Artisten zu loben geneigt seyn. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Mahler werden dem Grafen für seinen guten Willen danken, aber ihn schwerlich so allgemein nutzen, als er es erwartet. Geschähe es jedoch: so würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig seyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künstler in das Feld zurückführte, wo andere vor ihm so unsterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publicum so gelehrt seyn soll, als der Kenner aus seinen Büchern ist? Daß ihm alle Scenen der Geschichte und der Fabel, die ein schönes Gemählde geben können, bekannt und geläufig seyn sollen? Ich gebe es zu, daß die Künstler beßer gethan hätten, wenn sie seit Raphaels Zeiten, anstatt des Ovids, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geschehen ist, so laße man das Publicum in seinem Gleise, und mache ihm sein Vergnügen nicht saurer, als ein Vergnügen zu stehen kommen muß, um das zu seyn, was es seyn soll.

Protogenes hatte die Mutter des Aristoteles gemahlt. Ich weis nicht wie viel ihm der Philosoph dafür bezahlte. Aber entweder anstatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung, ertheilte er ihm einen Rath, der mehr als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß sein Rath eine bloße Schmeicheley gewesen sey. Sondern vornehmlich weil er das Bedürfniß der Kunst erwog, allen verständlich zu seyn, rieth er ihm, die Thaten des Alexanders zu mahlen; Thaten, von welchen damals alle Welt sprach, und von welchen er voraus sehen konnte, daß sie auch der Nachwelt unvergeßlich seyn würden. Doch Protogenes war nicht gesetzt genug, diesem Rathe zu folgen; impetus animi, sagt Plinius, et quaedam artis libido, d) ein gewisser Uebermuth der Kunst, eine gewisse Lüsternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er mahlte lieber die Geschichte eines Jalysus, e) einer Cydippe und dergleichen, von welchen man itzt auch nicht einmal mehr errathen kann, was sie vorgestellet haben.

XII.

Homer bearbeitete eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen; sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann die Mahlerey nicht angeben: bey ihr ist alles sichtbar; und auf einerley Art sichtbar.

d) Lib. XXXV. sect. 36. p. 700 Edit. Hard.

e) Richardson nennet dieses Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemählde die Aufmerksamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch so vortrefflich seyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müße. „Protogenes," sagt er, „hatte in seinem berühmten „Gemählde Jalysus ein Rebhuhn mit angebracht, und es mit so vieler Kunst ausgemahlet, „daß es zu leben schien, und von ganz Griechenland bewundert ward; weil es aber aller Augen, „zum Nachtheil des Hauptwerks, zu sehr an sich zog, so löschte er es gänzlich wieder aus." (Traité de la Peinture T. I. p. 46.) Richardson hat sich geirret. Dieses Rebhuhn war nicht in dem Jalysus, sondern in einem andern Gemählde des Protogenes gewesen, welches der ruhende oder müßige Satyr, Σατυρος ἀναπαυομενος, hieß. Ich würde diesen Fehler, welcher aus einer mißverstandenen Stelle des Plinius entsprungen ist, kaum anmerken, wenn ich ihn nicht auch beym Meursius fände: (Rhodi lib. I. cap. 14. p. 38.) In eadem, tabula sc. in qua Ialysus, Satyrus erat, quem dicebant Anapaomenon, tibias tenens. Desgleichen bey dem Herrn Winkelmann selbst. (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mahl. und Bildh. S. 58.) Strabo ist der eigentliche Währmann dieses Histörchens mit dem Rebhuhne, und dieser unterscheidet den Jalysus, und den an eine Säule sich lehnenden Satyr, auf welchem das Rebhuhn saß, ausdrücklich. (Lib. XIV. p. 730 Edit. Xyl.) Die Stelle des Plinius (Lib. XXXV. sect. 36. p. 699.) haben Meursius und Richardson und Winkelmann deswegen falsch verstanden, weil sie nicht Acht gegeben, daß von zwey verschiedenen Gemählden daselbst die Rede ist: dem einen, dessenwegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreiffen wollte, wo es stand; und dem andern, welches Protogenes, während dieser Belagerung mahlte. Jenes war der Jalysus, und dieses der Satyr.

Wenn also der Graf Caylus die Gemählde der unsichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den sichtbaren fortlaufen läßt; wenn er in den Gemählden der vermischten Handlungen, an welchen sichtbare und unsichtbare Wesen Theil nehmen, nicht angiebt, und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemählde betrachten, darinn entdecken sollten, so anzubringen sind, daß die Personen des Gemähldes sie nicht sehen, wenigstens sie nicht nothwendig sehen zu müssen scheinen können: so muß nothwendig sowohl die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück dadurch äusserst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden.

Doch diesem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das schlimmste dabey ist nur dieses, daß durch die mahlerische Aufhebung des Unterschiedes der sichtbaren und unsichtbaren Wesen, zugleich alle die charakteristischen Züge verloren gehen, durch welche sich diese höhere Gattung über jene geringere erhebet.

Z. E. Wenn endlich die über das Schicksal der Trojaner getheilten Götter unter sich selbst handgemein werden: so gehet bey dem Dichter *a* dieser ganze Kampf unsichtbar vor, und diese Unsichtbarkeit erlaubet der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freyes Spiel, sich die Personen der Götter und ihre Handlungen so groß, und über das gemeine Menschliche so weit erhaben zu denken, als sie nur immer will. Die Mahlerey aber muß eine sichtbare Scene annehmen, deren verschiedene nothwendige Theile der Maaßstab für die darauf handelnden Personen werden; ein Maaßstab, den das Auge gleich darneben hat, und dessen Unproportion gegen die höhern Wesen, diese höhern Wesen, die bey dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künstlers ungeheuer macht.

Minerva, auf welche Mars in diesem Kampfe den ersten Angriff waget, tritt zurück, und fasset mit mächtiger Hand von dem Boden einen schwarzen, rauhen, grossen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Grenzsteine hingewälzet hatten.

Η δ' ἀναχασσαμενη λιθον εἱλετο χειρι παχειῃ,
Κειμενον ἐν πεδιῳ, μελανα, τρηχυν τε, μεγαν τε,
Τον ῥ' ἀνδρες προτεροι θεσαν ἐμμεναι οὐρον ἀρουρης.

Um die Grösse dieses Steins gehörig zu schätzen, erinnere man sich, daß Homer seine Helden noch einmal so stark macht, als die stärksten Männer

a) Iliad. Φ. v. 385.

seiner Zeit, jene aber von den Männern, wie sie Nestor in seiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Nestors Jugendjahren zum Grenzsteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen solchen Stein gegen den Mars schleudert, von welcher Statur soll die Göttin seyn? Soll ihre Statur der Grösse des Steines proportionirt seyn, so fällt das Wunderbare weg. Ein Mensch, der dreymal grösser ist als ich, muß natürlicher Weise auch einen dreymal grössern Stein schleudern können. Soll aber die Statur der Göttin der Grösse des Steins nicht angemessen seyn, so entstehet eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit in dem Gemählde, deren Anstößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenschliche Stärke haben müsse, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung sehe, will ich auch gröffere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von diesem gewaltigen Steine niedergeworffen,

Επτα δ' επεσχε πελεθρα — —

bedeckte sieben Hufen. Unmöglich kann der Mahler dem Gotte diese ausserordentliche Grösse geben. Giebt er sie ihm aber nicht, so liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homerische Mars, sondern ein gemeiner Krieger. b

b) Diesen unsichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in seinem zwölften Buche (v. 158—185.) nachgeahmet, mit der nicht undeutlichen Absicht, sein Vorbild zu verbessern. Es scheinet nehmlich, der Grammatiker habe es unanständig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er läßt also zwar auch die Götter große Felsenstücke, die sie von dem Ida abreissen, gegeneinander schleudern; aber diese Felsen zerschellen an den unsterblichen Gliedern der Götter, und stieben wie Sand um sie her:

— — — Οι δε κολωνας
Χερσιν απορρηξαντες απ' ουδεος Ιδαιοιο
Βαλλον επ' αλληλους· αι δε φαμαθοισι ομοιαι
Ρεια διεχνιδναντο· θεων περι δ' ασχετα γυια
Ρηγνυεν α δια τυτθα — —

Eine Künsteley, welche die Hauptsache verdirbt. Sie erhöhet unsern Begriff von den Körpern der Götter, und macht die Waffen, welche sie gegen einander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werffen, so müssen diese Steine auch die Götter beschädigen können, oder wir glauben muthwillige Buben zu sehen, die sich mit Erdklössen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weisere, und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunstrichter belegt, aller Wettstreit, in welchen sich geringere Genies mit ihm einlassen, dienen zu weiter nichts, als seine Weisheit in ihr bestes Licht zu setzen. Indeß will ich nicht leugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch sehr treffliche Züge vorkommen, und die ihm eigen sind. Doch sind es Züge, die nicht sowohl der bescheidenen Grösse des Homers geziemen, als dem stürmischen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geschrey der Götter, welches hoch bis in den Himmel und tief bis in den Abgrund ertönet, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erschüttert, von den Menschen nicht gehöret wird, dünket mich eine sehr vielbedeutende Wendung zu seyn. Das Geschrey war grösser, als daß es die kleinen Werkzeuge des menschlichen Gehöres fassen konnten.

Longin ſagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer ſeine Menſchen zu Göttern erheben, und ſeine Götter zu Menſchen herabſetzen wollen. Die Mahlerey vollführet dieſe Herabſetzung. In ihrer verſchwindet vollends alles, was bey dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menſchen ſetzet. Gröſſe, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für ſeine Götter in Vorrath hat, als er ſeinen vorzüglichſten Helden beyleget, c müſſen in dem Gemählde auf das gemeine Maaß der Menſchheit herabſinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden vollkommen einerley Weſen, die weiter an nichts als an äuſſerlichen verabredeten Merkmalen zu kennen ſind.

Das Mittel, deſſen ſich die Mahlerey bedienet, uns zu verſtehen zu geben, daß in ihren Compoſitionen dieſes oder jenes als unſichtbar betrachtet werden müſſe, iſt eine dünne Wolke, in welche ſie es von der Seite der mithandelnden Perſonen einhüllet. Dieſe Wolke ſcheinet aus dem Homer ſelbſt entlehnet zu ſeyn. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kömmt, aus der ihm

c) In Anſehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einzigesmal flüchtig durchlaufen hat, dieſer Aſſertion in Abrede ſeyn. Nur dürfte er ſich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellet, daß der Dichter ſeinen Göttern auch eine körperliche Gröſſe gegeben, die alle natürliche Maaſſe weit überſteiget. Ich verweiſe ihn alſo, auſſer der angezognen Stelle vom dem zu Boden geworfnen Mars, der ſieben Hufen bedecket; auf den Helm der Minerva, (Κυνεην εκατον πολεων πρυλεεσσ' αραρυιαν. Iliad. E. v. 744.) unter welchem ſich ſo viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu ſtellen vermögen, verbergen können; auf die Schritte des Neptunus; (Iliad. N. v. 20.) vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beſchreibung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen. (Iliad. Σ. v. 516—19.)

— — Ηρχε δ' αρα σφιν Αρης και Παλλας Αθηνη
Αμφω χρυσειω, χρυσειω δε ειματα. εσθην
Καλω και μεγαλω συν τευχεσιν, ως τε θεω περ,
Αμφις αριζηλω· λαοι δ' υπολιζονες ησαν.

Selbſt Ausleger des Homers, alte ſowohl als neue, ſcheinen ſich nicht allezeit dieſer wunderbaren Statur ſeiner Götter genugſam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die ſie über den groſſen Helm der Minerva geben zu müſſen glauben. (S. die Clarkiſch-Erneſtiſche Ausgabe des Homers an der angezogenen Stelle.) Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man ſich die Homeriſchen Götter nur immer in der gewöhnlichen Gröſſe denkt, in welcher man ſie, in Geſellſchaft der Sterblichen, auf der Leinewand zu ſehen verwöhnet wird. Iſt es indeß ſchon nicht der Mahlerey vergönnet, ſie in dieſen überſteigenden Dimenſionen darzuſtellen, ſo darf es doch die Bildhauerey gewiſſermaaſſen thun; und ich bin überzeugt, daß die alten Meiſter, ſo wie die Bildung der Götter überhaupt, alſo auch das Koloſſaliſche, das ſie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnet haben. (Herodot. lib. II. p. 130. Edit. Wessel.) Verſchiedene Anmerkungen über dieſes Koloſſaliſche insbeſondere, und warum es in der Bildhauerey von ſo groſſer, in der Mahlerey aber von gar keiner Wirkung iſt, verſpare ich auf einen andern Ort.

keine andere, als göttliche Macht retten kann: so läßt der Dichter ihn von der ſchützenden Gottheit in einen dicken Nebel, oder in Nacht verhüllen, und ſo davon führen; als den Paris von der Venus, *d* den Idäus vom Neptun, *e* den Hektor vom Apollo. *f* Und dieſen Nebel, dieſe Wolke, wird Caylus nie vergeſſen, dem Künſtler heſtens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemählde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer ſieht aber nicht, daß bey dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetiſche Redensart für unſichtbar-machen, ſeyn ſoll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, dieſen poetiſchen Ausdruck realiſiret, und eine wirkliche Wolke in dem Gemählde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer ſpaniſchen Wand, vor ſeinem Feinde verborgen ſtehet. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Grenzen der Mahlerey herausgehen; denn dieſe Wolke iſt hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloſſes ſymboliſches Zeichen, das den befreyten Held nicht unſichtbar macht, ſondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unſichtbar vorſtellen. Sie iſt hier nichts beſſer, als die beſchriebenen Zettelchen, die auf alten gothiſchen Gemählden den Perſonen aus dem Munde gehen.

Es iſt wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrücket, noch dreymal nach dem dicken Nebel mit der Lanze ſtoſſen: τρις δ' ηερα τυψε βαθειαν. *g* Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles ſo wüthend geweſen, daß er noch dreymal geſtoſſen, ehe er es gemerkt, daß er ſeinen Feind nicht mehr vor ſich habe. Keinen wirklichen Nebel ſahe Achilles nicht, und das ganze Kunſtſtück, womit die Götter unſichtbar machten, beſtand auch nicht in dem Nebel, ſondern in der ſchnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung ſo ſchnell geſchehen, daß kein menſchliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen können, hüllet ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anſtatt des entrückten Körpers einen Nebel geſehen, ſondern weil wir das, was in einem Nebel iſt, als nicht ſichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anſtatt das Object unſichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geſchlagen werden. So verfinſtert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den

d) Iliad. *Γ*. v. 381.
e) Iliad. *E*. v. 23.
f) Iliad. *Y*. v. 444.
g) Ibid. v. 446.

Aeneas aus seinen mörderischen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen versetzt. *h* In der That aber sind des Achilles Augen hier eben so wenig verfinstert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllet; sondern der Dichter setzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äusserste Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verschwinden nennen, dadurch sinnlicher zu machen.

Den homerischen Nebel aber haben sich die Mahler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer selbst gebraucht hat, oder gebraucht haben würde; bey Unsichtbarwerdungen, bey Verschwindungen: sondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemählde erkennen soll, was die Personen des Gemähldes entweder alle, oder zum Theil, nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein sichtbar, als sie ihn zurückhielt, sich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieses auszudrücken, sagt Caylus, weis ich keinen andern Rath, als daß man sie von der Seite der übrigen Rathsversammlung in eine Wolke verhülle. Ganz wider den Geist des Dichters. Unsichtbar seyn, ist der natürliche Zustand seiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, daß sie nicht gesehen werden; *i* sondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen Gesichts, wenn

h) Iliad. *Y*. v. 321.

i) Zwar läßt Homer auch Gottheiten sich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdenn, wenn sie von andern Gottheiten nicht wollen gesehen werden. Z. E. Iliad. *Ξ*. v. 282. wo Juno und der Schlaf ἠέρα ἐσσάμενω sich nach dem Ida verfügen, war es der schlauen Göttin höchste Sorge, von der Venus nicht entdeckt zu werden, die ihr, nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reise, ihren Gürtel geliehen hatte. In eben dem Buche (v. 344.) muß eine güldene Wolke den wollustrunkenen Jupiter mit seiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzuhelffen:

Πως κ' ἐοι, εἰτις νωϊ θεων ἀιειγενεταων
Ενδοντ' ἀθρησειε; — — —

Sie fürchte sich nicht von den Menschen gesehen zu werden: sondern von den Göttern. Und wenn schon Homer den Jupiter einige Zeilen darauf sagen läßt:

Ηρη, μητε θεων τογε δειδιθι, μητε τιν' ἀνδρων
Οφεσθαι· τοιον τυτ' ἐγω νεφος ἀμφικαλυψω
Χρυσεον.

so folgt doch daraus nicht, daß sie erst diese Wolke vor den Augen der Menschen würde verborgen haben: sondern es will nur so viel, daß sie in dieser Wolke eben so unsichtbar den Göttern werden solle, als sie es nur immer den Menschen sey. So auch, wenn Minerva sich den Helm des Pluto aufsetzet, (Iliad. *E*. v. 845.) welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerley Wirkung hatte, geschieht es nicht, um von den Trojanern nicht gesehen zu werden, die sie entweder gar nicht, oder unter der Gestalt des Sthenelus erblicken, sondern lediglich, damit sie Mars nicht erkennen möge.

ſie geſehen werden ſollen. Nicht genug alſo, daß die Wolke ein willkührliches, und kein natürliches Zeichen bey den Mahlern iſt; dieſes willkührliche Zeichen hat auch nicht einmal die beſtimmte Deutlichkeit, die es als ein ſolches haben könnte; denn ſie brauchen es eben ſowohl, um das Sichtbare unſichtbar, als um das Unſichtbare ſichtbar zu machen.

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wann wir von ſeiner Ilias und Odyſſee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemählden, dergleichen Caylus daraus vorgeſchlagen: würden wir wohl aus dieſen Gemählden, — ſie ſollen von der Hand des vollkommenſten Meiſters ſeyn, — ich will nicht ſagen, von dem ganzen Dichter, ſondern bloß von ſeinem mahleriſchen Talente, uns den Begriff bilden können, den wir itzt von ihm haben?

Man mache einen Verſuch mit dem erſten dem beſten Stücke. Es ſey das Gemählde der Peſt. *a* Was erblicken wir auf der Fläche des Künſtlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Geſtorbenen beſchäftiget, den erzürnten Gott auf einer Wolke, ſeine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieſes Gemähldes, iſt Armuth des Dichters. Denn ſollte man den Homer aus dieſem Gemählde wieder herſtellen: was könnte man ihn ſagen laſſen? „Herauf ergrimmte Apollo, „und ſchoß ſeine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen „ſtarben und ihre Leichname würden verbrannt." Nun leſe man den Homer ſelbſt:

Βη δε κατ' ουλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ,
Τοξ' ωμοισιν εχων, αμφηρεφεα τε φαρετρην.
Εκλαγξαν δ' αρ' οϊζοι επ' ωμων χωομενοιο,
Αυτου κινηθεντος· ὁ δ' ηϊε νυκτι εοικως.
Εζετ' επειτ' απανευθε νεων, μετα δ' ιον ηκε·
Δεινη δε κλαγγη γενετ' αργυρεοιο βιοιο.
Ουρηας μεν πρωτον επωχετο, και κυνας αργους.
Αυταρ επειτ' αυτοισι βελος εχεπευκες εφιεις
Βαλλ'· αιει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι.

a) Iliad. A. v. 44—53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 70.

So weit das Leben über das Gemählde iſt, ſo weit iſt der Dichter hier über den Mahler. Ergrimmt, mit Bogen und Köcher, ſteiget Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich ſehe ihn nicht allein herabſteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er gehet einher, gleich der Nacht. Nun ſitzt er gegen den Schiffen über, und ſchnellet — fürchterlich erklingt der ſilberne Bogen — den erſten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menſchen ſelbſt; und überall ſodern unaufhörlich Holzſtöſſe mit Leichnamen. — Es iſt unmöglich die muſikaliſche Mahlerey, welche die Worte des Dichters mit hören laſſen, in eine andere Sprache überzutragen. Es iſt eben ſo unmöglich, ſie aus dem materiellen Gemählde zu vermuthen, ob ſie ſchon nur der allerkleineſte Vorzug iſt; den das poetiſche Gemählde vor ſelbigem hat. Der Hauptvorzug iſt dieſer, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemählde aus ihm zeiget, durch eine ganze Gallerie von Gemählden führet.

Aber vielleicht iſt die Peſt kein vortheilhafter Vorwurf für die Mahlerey. Hier iſt ein anderer, der mehr Reitze für das Auge hat. Die rathpflegenden trinkenden Götter. *b* Ein goldner offener Pallaſt, willkührliche Gruppen der ſchönſten und verehrungswürdigſten Geſtalten, den Pocal in der Hand, von Hebe, der ewigen Jugend, bedienet. Welche Architektur, welche Maſſen von Licht und Schatten, welche Contraſte, welche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wann mich der Mahler ſo bezaubert, wie viel mehr wird es der Dichter thun! Ich ſchlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterſchrift eines Gemähldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemählde liegt, aber die ſelbſt kein Gemählde ſind.

Οι δε θεοι παρα Ζηνι καθημενοι ηγορωωντο
Χρυσεῳ ἐν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια Ἡβη
Νεκταρ ἐφνοχοει· τοι δε χρυσειοις δεπαεσσι
Λειδεχατ' ἀλληλους, Τρωων πολιν εἰσορωωντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht ſchlechter geſagt haben; und Homer bleibt hier eben ſo weit unter dem Mahler, als der Mahler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias

b) Iliad. Δ. v. 1—4. Tableaux tirés de l'Iliade p. 30.

ſonſt kein einziges Gemählde, als nur eben in dieſen vier Zeilen. So ſehr ſich, ſagt er, das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abſtechender Charaktere, und durch die Kunſt ausnimt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung ſetzen will, zeiget: ſo iſt es doch für die Mahlerey gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu ſetzen können: ſo reich es auch ſonſt an dem iſt, was man poetiſche Gemählde nennet. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche ſo häufige und ſo vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo iſt ein ausgeführteres, täuſchenderes Gemählde als das vom Pandarus, wie er auf Anreitzen der Minerva den Waffenſtilleſtand bricht, und ſeinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das, von dem Anrücken des griechiſchen Heeres? Als das, von dem beyderſeitigen Angriffe? Als das, von der That des Ulyſſes, durch die er den Tod ſeines Lenens rächet?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der ſchönſten Gemählde des Homers keine Gemählde für den Artiſten geben? daß der Artiſt Gemählde aus ihm ziehen kann, wo er ſelbſt keine hat? daß die, welche er hat, und der Artiſt gebrauchen kann, nur ſehr armſelige Gemählde ſeyn würden, wenn ſie nicht mehr zeigten, als der Artiſt zeiget? Was ſonſt, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemählden, zu welchen die Gedichte des Homers Stoff geben, wann ihrer auch noch ſo viele, wann ſie auch noch ſo vortrefflich wären, ſich dennoch auf das mahleriſche Talent des Dichters nicht ſchlieſſen läßt.“

XIV.

Iſt dem aber ſo, und kann ein Gedicht ſehr ergiebig für den Mahler, dennoch aber ſelbſt nicht mahleriſch, hinwiederum ein anderes ſehr mahleriſch, und dennoch nicht ergiebig für den Mahler ſeyn: ſo iſt es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Mahler zum Probierſteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemählde, die ſie dem Artiſten darbieten, beſtimmen wollen. a

a) Tableaux tirés de l'Iliade, Avert. p. V. On est toujours convenu, que plus un Poeme fournissoit d'images et d'actions, plus il avoit de superiorité en Poesie. Cette

Fern ſey es, dieſem Einfalle, auch nur durch unſer Stillſchweigen, das Anſehen einer Regel gewinnen zu laſſen. Milton würde als das erſte unſchuldige Opfer derſelben fallen. Denn es ſcheinet wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn ſpricht, nicht ſowohl Nationalgeſchmack, als eine Folge ſeiner vermeinten Regel geweſen. Der Verluſt des Geſichts, ſagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit ſeyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freylich kann Milton keine Gallerieen füllen. Aber müßte, ſo lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre deſſelben auch die Späre meines innern Auges ſeyn; ſo würde ich, um von dieſer Einſchränkung frey zu werden, einen groſſen Werth auf den Verluſt des erſtern legen.

Das verlorne Paradies iſt darum nicht weniger die erſte Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemählde liefert, als die Leidensgeſchichte Chriſti deswegen ein Poëm iſt, weil man kaum den Kopf einer Nadel in ſie ſetzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artiſten beſchäftiget hätte. Die Evangeliſten erzehlen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artiſt nutzet die mannigfaltigen Theile deſſelben, ohne daß ſie ihrer Seits den geringſten Funken von mahleriſchem Genie dabey gezeigt haben. Es giebt mahlbare und unmahlbare Facta, und der Geſchichtſchreiber kann die mahlbarſten eben ſo unmahleriſch erzehlen, als der Dichter die unmahlbarſten mahleriſch darzuſtellen vermögend iſt.

Man läßt ſich bloß von der Zweydeutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimt. Ein poetiſches Gemählde iſt nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemählde zu verwandeln iſt; ſondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter ſeinen Gegenſtand ſo ſinnlich macht, daß wir uns dieſes Gegenſtandes deutlicher bewußt werden, als ſeiner Worte, heißt mahleriſch, heißt ein Gemählde, weil es uns dem Grade der Illuſion näher bringt, deſſen das materielle Gemählde beſonders fähig iſt, der ſich von dem materiellen Gemählde am erſten und leichteſten abſtrahiren laſſen. *b*

reflexion m'avoit conduit à penser que le calcul des differens Tableaux, qu'offrent les Poemes, pouvoit servir à comparer le merite respectif des Poëmes et des Poëtes. Le nombre et le genre des Tableaux que presentent ces grands ouvrages, auroient été une espece de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du merite de ces Poëmes et du genie de leurs Auteurs.

b) Was wir poetiſche Gemählde nennen, nannten die Alten Phantaſieen, wie man ſich

XV.

Nun kann der Dichter zu dieſem Grade der Illuſion, wie die Erfahrung zeiget, auch die Vorſtellungen anderer, als ſichtbarer Gegenſtände erheben. Folglich müſſen nothwendig dem Artiſten ganze Claſſen von Gemählden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäciliustag iſt voller muſikaliſchen Gemählde, die den Pinſel müßig laſſen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernet, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen ſind.

Ich will bey den Gemählden bloß ſichtbarer Gegenſtände ſtehen bleiben, die dem Dichter und Mahler gemein ſind. Woran liegt es, daß manche poetiſche Gemählde von dieſer Art, für den Mahler unbrauchbar ſind, und hinwiederum manche eigentliche Gemählde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhohle es: das Gemählde des Pandarus im vierten Buche der Ilias iſt eines von den ausgeführteſten, täuſchendſten im ganzen Homer. Von dem Ergreiffen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles, iſt jeder Augenblick gemahlt, und alle dieſe Augenblicke ſind ſo nahe und doch ſo unterſchieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus dieſem Gemählde allein lernen könnte. a) Pandarus zieht ſeinen Bogen

aus dem Lögin erinnern wird. Und was wir die Illuſion, das Täuſchende dieſer Gemählde heiſſen, hieß bey ihnen die Energie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet, (Erot. T. II. Edit. Henr. Steph. p. 1381.) geſagt: die poetiſchen Phantaſieen wären, wegen ihrer Energie, Träume der Wachenden: *Αι ποιητικαι φαντασιαι δια την ἐναργειαν ἐγρηγοροτων ἐνυπνια εἰσιν.* Ich wünſchte ſehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunſt hätten ſich dieſer Benennung bedienen, und des Worts Gemählde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erſpart haben, derer vornehmſter Grund die Uebereinſtimmung eines willkührlichen Namens iſt. Poetiſche Phantaſieen würde kein Menſch ſo leicht den Schranken eines materiellen Gemähldes unterworffen haben; aber ſobald man die Phantaſieen poetiſche Gemählde nannte, ſo war der Grund zur Verführung gelegt.

a) Iliad. Δ. v. 105.

Αυτικ' ἐσυλα τοξον ἐυξοον — — — —
Και το μεν ἐν κατεθηκε τανυσσαμενος, ποτι γαιη
Αγκλινας — — — — — —
Αυταρ ὁ συλα πωμα φαρετρης· ἑκ δ' ἑλετ' ἰον
Αβλητα, πτεροεντα, μελαινων ἑρυ ὀδυναων,
Αἱψα δ' ἐπι νευρη κατεκοσμει πικρον ὀϊστον — —
Ελκε δ' ὁμου γλυφιδας τε λαβων, και νευρα βοεια·
Νευρην μεν μαζῳ πελασσεν, τοξῳ δε σιδηρον.
Αυταρ ἐπειδη κυκλοτερες μεγα τοξον ἐτεινε,
Λιγξε βιος, νευρη δε μεγ' ἰαχων, ἁλτο δ' ὀϊστος·
Οξυβελης, κεδ' ὁμιλον ἐπιπτεσθαι μενεαινων.

hervor, legt die Senne an, öfnet den Köcher, wählet einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, ſetzt den Pfeil an die Senne, zieht die Senne mit ſamt dem Pfeile unten an dem Einſchnitte zurück, die Senne nahet ſich der Bruſt, die eiſerne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der groſſe gerundete Bogen ſchlägt tönend auseinander, die Senne ſchwirret, ab ſprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach ſeinem Ziele.

Ueberſehen kann Caylus dieſes vortreffliche Gemählde nicht haben. Was fand er alſo darinn, warum er es für unfähig achtete, ſeinen Artiſten zu beſchäftigen? Und was war es, warum ihm die Verſammlung der rathpflegenden zechenden Götter zu dieſer Abſicht tauglicher dünkte? Hier ſowohl als dort ſind ſichtbare Vorwürfe, und was braucht der Mahler mehr, als ſichtbare Vorwürfe, um ſeine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieſer ſeyn. Ob ſchon beyde Vorwürfe, als ſichtbar, der eigentlichen Mahlerey gleichfähig ſind: ſo findet ſich doch dieſer weſentliche Unterſchied unter ihnen, daß jener eine ſichtbare fortſchreitende Handlung iſt, deren verſchiedene Theile ſich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieſer hingegen eine ſichtbare ſtehende Handlung, deren verſchiedene Theile ſich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Mahlerey, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die ſie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entſagen muß: ſo können fortſchreitende Handlungen, als fortſchreitend, unter ihre Gegenſtände nicht gehören, ſondern ſie muß ſich mit Handlungen neben einander, oder mit bloſſen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen laſſen, begnügen. Die Poeſie hingegen — —

XVI.

Doch ich will verſuchen, die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten.

Ich ſchlieſſe ſo. Wenn es wahr iſt, daß die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poeſie; jene nehmlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: So können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenſtände, die neben einander, oder deren

Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heissen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften, die eigentlichen Gegenstände der Mahlerey.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heissen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und so nach gleichsam das Centrum einer Handlung seyn. Folglich kann die Mahlerey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Mahlerey kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahlerischen Beywörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen bestätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die grosse Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegen gesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem

Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem ſie nothwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Mahler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für ſich zu thun ſiehet, und daß ſeine Erndte nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchöner Körper, in ſchönen Stellungen, in einem der Kunſt vortheilhaftem Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemählde, wie ſie Caſſius aus ihm vorſchlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieſer Anmerkung finden.

Ich laſſe alſo hier den Grafen, der den Farbenſtein des Mahlers zum Probierſteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter läßt er ſich in die Mahlerey des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler fünf, ſechs beſondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenſtand länger zu heften: ſo wird dem ohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Mahler mit dem Pinſel folgen könnte; ſondern er weis durch unzählige Kunſtgriffe dieſen einzeln Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheinet, und in deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entſtehen ſehn. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß ihn Hebe vor unſern Augen Stück vor Stück zuſammen ſetzen. Wir ſehen die Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beyſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als

einen Zug, und weiſet uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erzt, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen; da der Räder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte."a)

Ἤβη δ' ἀμφ' ὀχεεσφι θοως βαλε καμπυλα κυκλα,
Χαλκεα ὀκτακνημα, σιδηρεῳ ἀξονι ἀμφις·
Τῶν ἠτοι χρυσειη ἵτυς ἀφθιτος, ἀυταρ ὑπερθεν
Χαλκὲ ἐπισσωτρα, πρὸσαρηρότα, θαυμα ἰδεσθαι·
Πλημναι δ' ἀργυρου εἰσι περιδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Διφρος δε χρυσοῖσι και ἀργυρεοισιν ἱμασιν
Εντεταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντυγες εἰσι·
Του δ' ἐξ ἀργυρεος ρυμος πελεν· ἀυταρ ἐπ' ἀκρῳ
Δησε χρυσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Κάλ' ἐβαλε, χρυσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſern Augen ſeine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den groſſen Mantel, die ſchönen Halbſtiefeln, den Degen; und ſo iſt er fertig, und ergreift das Scepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franze gemahlet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen.*

— — — Μαλακον δ' ενδυνε χιτωνα,
Καλον, νηγατεον, περι δ' ἀυ μεγα βαλλετο φαρος·
Ποσσι δ' ὑπαι λιπαροισιν ἑδησατο καλα πεδιλα.
Ἀμφι δ' ἀρ' ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον,
Εἱλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von dieſem Scepter, welches hier blos das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, ſo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte blos *χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον*, das mit goldenen Stiften beſchlagene Scepter iſt, wenn wir, ſage ich, von dieſem wichtigen Scepter ein vollſtändigeres, genaueres Bild haben ſollen: was thut ſodann Homer? Mahlt er uns, auſſer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geſchnitzten Knopf? Ja, wenn die Beſchreibung in eine Heraldik ſollte,

a) Iliad. *E.* v. 722—31.
* Iliad. *B.* v. 43—47.

damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemahlt habe, weil der Mahler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert sich über Homer, wie weit er den Mahler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.

— Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ηφαιστος κάμε τευχων·
Ηφαιστος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αυταρ ὁ Ζευς δωκε διακτορω Αργειφοντῃ·
Ερμειας δε ἀνάξ δωκεν Πελοπι πληξιππω·
Αὐταρ ὁ αὐτε Πελοψ δωκ' Ατρεϊ, ποιμενι λαων·
Ατρευς δε θνησκων ἑλιπε πολυαρνι Θυεστῃ·
Αυταρ ὁ αὐτε Θυες Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῃσι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν. b

So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Mahler vor Augen legen, oder ein zweyter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit, (*Ζευς Κρονιων*) ein ehrwürdiger Alte gewesen sey, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (*Διακτορω Αργειφοντῃ*) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (*Πελοπι πληξιππω*) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das

b) Iliad. *B.* v. 101—108.

Reich geſichert, es ſeinem Sohne in die Hände ſpielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte ſeiner Völker, (ποιμην λαων) ſie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach ſeinem Tode dem reichſten ſeiner Anverwandten (πολυαρνι Θυεστη) der Weg gebahnet worden, das was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienſt mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte; durch Geſchenke und Beſtechungen an ſich zu bringen, und es hernach als ein gleichſam erkauftes Gut ſeiner Familie auf immer zu verſichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter beſtärket werden, dem man ſo vieles leihen kann. — Doch dieſes liegt auſſer meinem Wege, und ich betrachte itzt die Geſchichte des Scepters bloß als einen Kunſtgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Beſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen. Auch wenn Achilles bey ſeinem Scepter ſchwöret, die Geringſchätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geſchichte dieſes Scepters. Wir ſehen ihn auf den Bergen grünen, das Eiſen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen. c

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν ουποτε φυλλα και ὀζους
Φυσει, επειδη πρωτα τομην εν ὀρεσσι λελοιπεν,
Ουδ' αναθηλησει· περι γαρ ῥα ε χαλκος ελεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν αυτε μιν υιες Αχαιων
Εν παλαμης φορεουσι δικασπολοι, οι τε θεμιστας
Προς Διος ειρυαται — — — —

Dem Homer war nicht ſowohl daran gelegen, zwey Stäbe von verſchiedener Materie und Figur zu ſchildern, als uns von der Verſchiedenheit der Macht, deren Zeichen dieſe Stäbe waren, ein ſinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieſer, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geſchnitten; jener der alte Beſitz eines edeln Hauſes; dieſer beſtimmt, die erſte die beſte Fauſt zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inſeln und über ganz Argos erſtrecket; dieſer, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebſt andern die Bewahrung der Geſetze anvertrauet hatte. Dieſes war wirklich der Abſtand, in welchem ſich Agamemnon und Achill von einander befanden;

c) Iliad. A. v. 234—239.

ein Abſtand, den Achill ſelbſt, bey allem ſeinen blinden Zorne, einzugeſtehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen dergleichen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, wo es ihm um das bloſſe Bild zu thun iſt, wird er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Gegenſtandes verſtreuen, um die Theile deſſelben, die wir in der Natur neben einander ſehen, in ſeinem Gemählde eben ſo natürlich auf einander folgen, und mit dem Fluſſe der Rede gleichſam Schritt halten zu laſſen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus mahlen, einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spitzen mit Goldblech beſchlagen. Was thut er? Zählt er uns alle dieſe Eigenſchaften ſo trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen ſolchen Bogen angeben, vorſchreiben, aber nicht mahlen heiſſen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus deſſen Hörnern der Bogen gemacht worden, Pandarus hatte ihm in den Felſen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von auſſerordentlicher Gröſſe, deswegen beſtimmte er ſie zu einem Bogen; ſie kommen in die Arbeit, der Künſtler verbindet ſie, poliret ſie, beſchlägt ſie. Und ſo, wie geſagt, ſehen wir bey dem Dichter entſtehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entſtanden ſehen können. *d*

— — —, Τοξον ἐϋξοον, ἰξαλου αἰγος
Αγριου, ὀν ῥα ποτ' αὐτος, ὑπο στερνοιο τυχησας,
Πετρης ἐκβαίνοντα, δεδεγμενος ἐν προδοκησι
Βεβληκει προς ζηθος· ὁ δ' ὑπτιος ἐμπεσε πετρη·
Του κερα ἐκ κεφαλης ἐκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ἀσκησας κεραοξοὸς ἠραρε τεκτων,
Παν δ' ἐυ λειηνας, χρυσειην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieſer Art ausſchreiben wollte. Sie werden jedem, der ſeinen Homer inne hat, in Menge beyfallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poeſie ſind nicht bloß auf einander folgend, ſie ſind auch willkührlich; und als willkührliche

d) Iliad. Δ. v. 105—111.

Zeichen ſind ſie allerdings fähig, Körper, ſo wie ſie im Raume exiſtiren, auszudrücken. In dem Homer ſelbſt fänden ſich hiervon Exempel, an deſſen Schild des Achilles man ſich nur erinnern dürfe, um das entſcheidendſte Beyſpiel zu haben, wie weitläuftig und doch poetiſch, man ein einzelnes Ding nach ſeinen Theilen neben einander ſchildern könne.

Ich will auf dieſen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten müßte, und Gegentheils das Exempel des Homers bey mir von Wichtigkeit iſt, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weis.

Es iſt wahr; da die Zeichen der Rede willkührlich ſind, ſo iſt es gar wohl möglich, daß man durch ſie die Theile eines Körpers eben ſo wohl auf einander folgen laſſen kann, als ſie in der Natur neben einander befindlich ſind. Allein dieſes iſt eine Eigenſchaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in ſo ferne ſie der Abſicht der Poeſie am bequemſten ſind. Der Poet will nicht bloß verſtändlich werden, ſeine Vorſtellungen ſollen nicht bloß klar und deutlich ſeyn; hiermit begnügt ſich der Proſaiſt. Sondern er will die Ideen, die er in uns erwecket, ſo lebhaft machen, daß wir in der Geſchwindigkeit die wahren ſinnlichen Eindrücke ihrer Gegenſtände zu empfinden glauben, und in dieſem Augenblicke der Täuſchung, uns vor Mittel, die er dazu anwendet, ſeiner Worte bewußt zu ſeyn aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetiſchen Gemähldes hinaus. Aber der Dichter ſoll immer mehr mahlen; und nun wollen wir ſehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander ſich zu dieſer Mahlerey ſchicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raume? Erſt betrachten wir die Theile deſſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile, und endlich das Ganze. Unſere Sinne verrichten dieſe verſchiedenen Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie uns nur eine einzige zu ſeyn bedünken, und dieſe Schnelligkeit iſt unumgänglich nothwendig, wann wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Reſultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung iſt, bekommen ſollen. Geſetzt nun alſo auch, der Dichter führe uns in der ſchönſten Ordnung von einem Theile des Gegenſtandes zu dem andern; geſetzt, er wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile auch noch ſo klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal überſiehet, zählt er uns merklich langſam nach und nach

zu, und oft geſchieht es, daß wir bey dem letzten Zuge den erſten ſchon wiederum vergeſſen haben. Jedennoch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beſtändig gegenwärtig; es kann ſie abermals und abermals überlaufen: für das Ohr hingegen ſind die vernommenen Theile verlohren, wann ſie nicht in dem Gedächtniſſe zurückbleiben. Und bleiben ſie ſchon da zurück: welche Mühe, welche Anſtrengung koſtet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu erneuern, ſie nur mit einer mäßigen Geſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man verſuche es an einem Beyſpiele, welches ein Meiſterſtück in ſeiner Art heiſſen kann. *a*

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich, und ehrbt ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechteſtes Geſetz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchönre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur ſein Blatt im Kreutze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethyſt gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederſchein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein geſtreifter Stern in weiſſe Strahlen ein.
Smaragd und Roſen blühn auch auf zertretner Heyde,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpurkleide.

Es ſind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit groſſer Kunſt und nach der Natur mahlet. Mahlt, aber ohne alle Täuſchung mahlet. Ich will nicht ſagen, daß wer dieſe Kräuter und Blumen nie

a) S. des Herrn v. Hallers Alpen.

gesehen, sich auch aus seinem Gemählde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag seyn, daß alle poetische Gemählde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine solche Bekanntschaft hier zu statten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie steht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieser lebhafter seyn soll, so müssen keine einzelne Theile darinn vorstechen, sondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilet scheinen; unsere Einbildungskraft muß alle gleich schnell überlaufen können, um sich das aus ihnen mit eins zusammen zu setzen, was in der Natur mit eins gesehen wird. Ist dieses hier der Fall? Und ist er es nicht, wie hat man sagen können, „daß die ähnlichste Zeichnung „eines Mahlers gegen diese poetische Schilderung ganz matt und düster „sein würde?“ b) Sie bleibet unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunstrichter, der ihr dieses übertriebene Lob ertheilet, muß sie aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwebet hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwickelung der innern Vollkommenheiten, welchen die äussere Schönheit nur zur Schale dienet, als auf diese Schönheit selbst, und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Mahler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, gesehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da sagt, daß die flossen Zeilen:

Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feichtem Diamant —

daß diese Zeilen, in Ansehung ihres Eindrucks, mit der Nachahmung eines Huysum wetteifern können, muß seine Empfindung nie befragt haben, oder sie vorsetzlich verleugnen wollen. Sie mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön dagegen recitiren lassen; nur vor sich allein sagen sie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernet zu sehen.

b) Brettingers Critische Dichtkunst Th. II. S. 807.

Nochmals alſo: ich ſpreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach ſeinen Theilen zu ſchildern; ſie kann es, weil ihre Zeichen, ob ſie ſchon auf einander folgen, dennoch willkührliche Zeichen ſind, ſondern ich ſpreche es der Rede als dem Mittel der Poeſie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuſchende gebricht, worauf die Poeſie vornehmlich gehet; und dieſes Täuſchende, ſage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexiſtirende des Körpers mit dem Conſecutiven der Rede dabey in Colliſion kömmt, und indem jenes in dieſes aufgelöſet wird, uns die Zergliederung des Ganzen in ſeine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzuſammenſetzung dieſer Theile in das Ganze ungemein ſchwer, und nicht ſelten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuſchende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verſtande ſeiner Leſer zu thun hat, und nur auf deutliche und ſo viel möglich vollſtändige Begriffe gehet: können dieſe aus der Poeſie ausgeſchloſſene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Proſaiſt, ſondern auch der dogmatiſche Dichter (denn da wo er dogmatiſiret, iſt er kein Dichter), können ſich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So ſchildert z. E. Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — — Optima torvæ
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenûs a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, et camuris hirtæ sub cornibus aures.
Nec mihi displiceat maculis insignis et albo,
Aut jugâ detractans interdumque aspera cornu,
Et faciem tauro propior; quæque ardua tota,
Et gradiens ima verrit vestigia cauda.

Oder ein ſchönes Füllen:

— — — — Illi ardua cervix
Argutumque caput, brevis alvus, obeſaque terga;
Luxuriatque toris animoſum pectus etc. c

Denn wer ſieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinanderſetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen geweſen? Er will uns

c) Georg. lib. III. v. 51 et 79.

die Kennzeichen eines ſchönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu ſetzen, nach dem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob ſich aber alle dieſe Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zuſammen faſſen laſſen, oder nicht, das konnte ihm ſehr gleichgültig ſeyn.

Auſſer dieſem Gebrauche ſind die ausführlichen Gemählde körperlicher Gegenſtände, ohne den oben erwähnten Homeriſchen Kunſtgriff, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln, jederzeit von den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig, oder gar kein Genie gehöret. Wenn der poetiſche Stümper, ſagt Horaz, nicht weiter kann, ſo fängt er an, einen Hayn, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren ſich ſchlängelnden Bach, einen rauſchenden Strom, einen Regenbogen zu mahlen:

— — — — Lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus. *d*

Der männliche Pope ſahe auf die mahleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit mit groſſer Geringſchätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungsſucht ſo früh wie möglich entſagen müſſe, und erklärte ein bloß mahlendes Gedichte für ein Gaſtgebot auf lauter Brühen. *e* Von dem Herrn von Kleiſt kann ich verſichern, daß er ſich auf ſeinen Frühling das wenigſte einbildete. Hätte er länger gelebt, ſo würde er ihm

d) De A. P. v. 16.
e) Prologue to the Satires. v. 340.
That not in Fancy's maze he wander'd long
But stoop'd to Truth, and moraliz'd his song.
Ibid. v. 148.
— — — who could take essence,
While pure Description held the place of Sense?
Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentiſche Erklärung des Dichters ſelbſt gelten. He uses PURE equivocally, to signify either chaste or empty; and has given in this line what he esteemed the true Character of descriptive Poetry, as it is called. A composition, in his opinion, as absurd as a feast made up of sauces. The use of a pictoresque imagination is to brighten and adorn good sense; so that to employ it only in Description, is like childrens delighting in a prism for the sake of its gaudy colours; which when frugally managed, and artifully disposed, might be made to represent and illustrate the noblest objects in nature. Sowohl der Dichter als Commentator ſcheinen zwar die Sache mehr auf der moraliſchen, als kunſtmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch deſto beſſer, daß ſie von der einen eben ſo richtig als von der andern erſcheinet.

eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen sollte. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen, mehrern deutschen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben. *f*

XVIII.

Und dennoch sollte selbst Homer in diese frostigen Ausmahlungen körperlicher Gegenstände verfallen seyn? —

Ich will hoffen, daß es nur sehr wenige Stellen sind, auf die man sich desfalls berufen kann; und ich bin versichert, daß auch diese wenigen Stellen von der Art sind, daß sie die Regel, von der sie eine Ausnahme zu seyn scheinen, vielmehr bestätigen.

Es bleibt dabey: die Zeitfolge ist das Gebiete des Dichters, so wie der Raum das Gebiete des Mahlers.

Zwey nothwendig entfernte Zeitpunkte in ein und eben dasselbe Gemählde bringen, so wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabinischen Jungfrauen, und derselben Aussöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten; oder wie Titian die ganze Geschichte des verlornen Sohnes, sein liederliches Leben und sein Elend und seine Reue heißt ein Eingriff des Mahlers in das Gebiete des Dichters, den der gute Geschmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal übersehen muß, wenn sie ein Ganzes hervorbringen sollen, kann der Leser nach und nach zuzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen

f) Poetique Francoise T. II. p. 501. J'écrivois ces reflexions avant que les essais des Allemands dans ce genre (l'Eglogue) fussent connus parmi nous. Ils ont exécuté ce que j'avois conçu: et s'ils parviennent à donner plus au moral et moins au detail des peintures physiques, ils excelleront dans le genre, plus riche, plus vaste, plus fecond, et infiniment plus naturel et plus moral que celui de la galanterie champetre.

machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiete des Mahlers, wobey der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verschwendet.

Doch, so wie zwey billige freundschaftliche Nachbarn zwar nicht verstatten, daß sich einer in des andern innerstem Reiche ungeziemende Freyheiten herausnehme, wohl aber auf den äussersten Grenzen eine wechselseitige Nachsicht herrschen lassen, welche die kleinen Eingriffe, die bey eine in des andern Gerechtsame in der Geschwindigkeit sich durch seine Umstände zu thun genöthiget siehet, friedlich von beyden Theilen compensiret: so auch die Mahlerey und Poesie.

Ich will in dieser Absicht nicht anführen, daß in großen historischen Gemählden, der einzige Augenblick fast immer um etwas erweitert ist, und daß sich vielleicht kein einziges an Figuren sehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur vollkommen die Bewegung und Stellung hat, die sie in dem Augenblick der Hauptshandlung haben sollte; die eine hat eine etwas frühere, die andere eine etwas spätere. Es ist dieses eine Freyheit, die der Meister durch gewisse Feinheiten in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernung seiner Personen, die ihnen an dem, was vorgehet, einen mehr oder weniger augenblicklichen Antheil zu nehmen erlaubet. Ich will mich bloß einer Anmerkung bedienen, welche Herr Mengs über die Drapperie des Raphaels macht: a „Alle Falten, sagt er, haben bey ihm ihre Ursachen, es sey durch die „eigen Gewichte, oder durch die Ziehung der Glieder. Manchmal siehet „man in ihnen, wie sie vorher gewesen; Raphael hat auch sogar in diesem „Bedeutung gesucht. Man siehet an den Falten, ob ein Bein oder Arm „vor dieser Regung, vor oder hinten gestanden, ob das Glied von Krümme „zur Ausstreckung gegangen, oder gehet, oder ob es ausgestreckt gewesen, „und sich krümmet." Es ist unstreitig, daß der Künstler in diesem Falle zwey verschiedene Augenblicke in einen einzigen zusammen bringt. Denn da dem Fusse, welcher hinten gestanden und sich vor bewegt, der Theil des Gewands, welches auf ihm liegt, unmittelbar folget, das Gewand wäre denn von sehr steiffem Zeuge, der aber eben darum zur Mahlerey ganz unbequem ist: so giebt es keinen Augenblick, in welchem das Gewand im geringsten eine andere Falte machte, als es der itzige Stand des Gliedes erfordert; sondern läßt man es eine andere Falte machen, so ist es der

a) Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Mahlerey. S. 69.

vorige Augenblick des Gewandes und der itzige des Gliedes. Dem ohngeachtet, wer wird es mit dem Artisten so genau nehmen, der seinen Vortheil dabey findet, uns diese beyden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verstand und das Herz gehabt hat, einen solchen geringen Fehler zu begehen, um eine grössere Vollkommenheit des Ausdruckes zu erreichen?

Gleiche Nachsicht verdienet der Dichter. Seine fortschreitende Nachahmung erlaubet ihm eigentlich, auf einmal nur eine einzige Seite, eine einzige Eigenschaft seiner körperlichen Gegenstände zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung seiner Sprache ihm dieses mit einem einzigen Worte zu thun verstattet, warum sollte er nicht auch dann und wann, ein zweytes solches Wort hinzufügen, dürfen? Warum nicht auch, wann es die Mühe verlohnet, ein drittes? Oder wohl gar ein viertes? Ich habe gesagt, dem Homer sey z. E. ein Schiff, entweder nur das schwarze Schiff, oder das hohle Schiff, oder das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Zu verstehen von seiner Manier überhaupt. Hier und da findet sich eine Stelle, wo er das dritte mahlende Epitheton hinzusetzet: Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα, b runde, eherne, achtspeichigte Räder. Auch das vierte: ἀσπιδα παντοσε ἰσην, καλὴν, χαλκειην, ξυηλατον, c ein überall glattes, schönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm diese kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wissen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung sie an wenigen schicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters sowohl als des Mahlers eigentliche Rechtfertigung hierüber, will ich aber nicht aus dem vorangeschickten Gleichnisse von zwey freundschaftlichen Nachbarn hergeleitet wissen. Ein blosses Gleichniß beweiset und rechtfertiget nichts. Sondern dieses, muß sie rechtfertigen: so wie dort bey dem Mahler die zwey verschiednen Augenblicke so nahe und unmittelbar an einander grenzen, daß sie ohne Anstoß für einen einzigen gelten können; so folgen auch hier bey dem Dichter die mehrern Züge für die verschiednen Theile und Eigenschaften im Raume in einer solchen gedrungten Kürze so schnell aufeinander, daß wir sie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, sage ich, kömmt dem Homer seine vortreffliche Sprache

b) Iliad. E. v. 722.
c) Iliad. M. v. 296.

ungemein zu Statten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freyheit in Häuffung und Zuſammenſetzung der Beywörter, ſondern ſie hat auch für dieſe gehäufte Beywörter eine ſo glückliche Ordnung, daß der nachtheiligen Suſpenſion ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. An einer oder mehreren dieſer Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die Franzöſiſche, welche z. E. jenes *Κεμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα* umſchreiben müſſen: „die runden Räder, „welche von Erzt waren und acht Speichen hatten," drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemählde. Gleichwohl iſt der Sinn hier nichts, und das Gemählde alles; und jener ohne dieſes macht den lebhafteſten Dichter zum langweiligſten Schwätzer. Ein Schickſal, das den guten Homer unter der Feder der gewiſſenhaften Frau Dacier oft betroffen hat. Unſere deutſche Sprache hingegen kann zwar die Homeriſchen Beywörter meiſtens in eben ſo kurze gleichgeltende Beywörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung derſelben kann ſie der Griechiſchen nicht nachmachen. Wir ſagen zwar „die runden, ehernen, achtſpeichigten" — — aber „Räder" ſchleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drey verſchiedne Prädicate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein ſchwankes verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem erſten Prädicate, und läßt die andern nachfolgen; er ſagt: „runde Räder, eherne, achtſpeichigte." So wiſſen wir mit eins wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erſt mit dem Dinge, und dann mit ſeinen Zufälligkeiten bekannt. Dieſen Vortheil hat unſere Sprache nicht. Oder ſoll ich ſagen, ſie hat ihn, und kann ihn nur ſelten ohne Zweydeutigkeit nutzen? Beydes iſt eins. Denn wenn wir Beywörter hintennach ſetzen wollen, ſo müſſen ſie im statu absoluto ſtehen; wir müſſen ſagen: runde Räder, ehern und achtſpeichigt. Allein in dieſem statu kommen unſere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müſſen, wenn man ſie als ſolche zu dem nächſten Zeitworte, das von dem Dinge prädiciret wird, ziehet, nicht ſelten einen ganz falſchen, allezeit aber einen ſehr ſchielenden Sinn verurſachen.

Doch ich halte mich bey Kleinigkeiten auf, und ſcheine das Schild vergeſſen zu wollen; das Schild des Achilles; dieſes berühmte Gemählde, in deſſen Rückſicht vornehmlich, Homer vor Alters als ein Lehrer der Mahlerey *d* betrachtet wurde. Ein Schild, wird man ſagen, iſt doch

d) Dionysius Halicarnass. in Vita Homeri apud Thesaur. in Opusc. Mythol. p. 404.

wohl ein einzelner körperlicher Gegenstand, dessen Beschreibung nach seinen Theilen neben einander, dem Dichter nicht vergönnet seyn soll? Und dieses Schild hat Homer in mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheuere Fläche desselben füllten, so umständlich, so genau beschrieben, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf diesen besondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer mahlet nehmlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedienet, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Mahlerey eines Körpers, das lebendige Gemählde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget. Er tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem gröbsten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmet, vor unsern Augen, eines nach dem andern, unter seinen feinern Schlägen aus dem Erzte hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugens, der es machen sehen.

Dieses läßt sich von dem Schilde des Aeneas beym Virgil nicht sagen. Der römische Dichter empfand entweder die Feinheit seines Musters hier nicht, oder die Dinge, die er auf sein Schild bringen wollte, schienen ihm von der Art zu seyn, daß sie die Ausführung vor unsern Augen nicht wohl verstatteten. Es waren Prophezeyungen, von welchen es freylich unschicklich gewesen wäre, wenn sie der Gott in unserer Gegenwart eben so deutlich geäussert hätte, als sie der Dichter hernach auslegt. Prophezeyungen, als Prophezeyungen, verlangen eine dunkelere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Personen aus der Zukunft, die sie betreffen, nicht passen. Gleichwohl lag an diesen wahrhaften Namen, allem Ansehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiste. e) Wenn

e) Ich finde, daß Servius dem Virgil eine andere Entschuldigung leihet. Denn auch Servius hat den Unterschied, der zwischen beyden Schilden ist, bemerkt: Sane interest inter hunc et Homeri Clypeum: illic enim singula dum fiunt narrantur; hic vero perfecto opere noscuntur: nam et hic arma prius accipit Aeneas, quam spectaret; ibi postquam omnia

ihn aber dieſes entſchuldiget, ſo hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche ſeine Abweichung von dem Homeriſchen Wege hat. Leſer, von einem feinern Geſchmacke, werden mir Recht geben. Die Anſtalten, welche Vulkan zu ſeiner Arbeit macht, ſind bey dem Virgil ungefehr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anſtatt daß wir bey dem Homer nicht bloß die Anſtalten zur Arbeit, ſondern auch die Arbeit ſelbſt zu ſehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geſchäftigen Gott mit ſeinen Cyklopen überhaupt gezeiget:

Ingentem Clypeum informant — — —
— — Alii ventosis follibus auras
Accipiunt, redduntque: alii stridentia tingunt
Aera lacu: Gemit impositis incudibus antrum.
Illi inter sese multa vi brachia tollunt
In numerum, versantque tenaci forcipe massam. *f*

den Vorhang auf einmal niederfallen, und verſetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmälig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bey dem Aeneas anlangt. Sie lehnet ſie an den Stamm einer Eiche, und nachdem ſie der Held genug begaffet, und beſtaunet, und betaſtet, und verſuchet, hebt ſich die Beſchreibung, oder das Gemählde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier iſt, und Da iſt, Nahe dabey ſtehet, und Nicht weit davon ſtehet man — ſo kalt und langweilig wird, daß alle der poetiſche Schmuck,

narrata sunt, sic a Thetide deferuntur ad Achillem (Ad v. 625. lib. VIII. Aeneid.) Und warum dieſes? Darum, meinet Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas, nicht blos die wenigen Begebenheiten, die der Dichter anführet, ſondern,

— — — — genus omne futurae
Stirpis ab Ascanio, pugnataque in ordine bella

abgebildet waren. Wie wäre es alſo möglich geweſen, daß mit eben der Geſchwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten mußte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte nahmhaft machen, und alle von ihnen nach der Ordnung geführte Kriege hätte erwähnen können? Dieſes iſt der Verſtand der etwas dunkeln Worte des Servius: Opportune ergo Virgilius, quia non videtur simul et narrationis celeritas potuisse connecti, et opus tam velociter expediri, ut ad verbum posset occurrere. Da Virgil nur etwas weniges von dem non enarrabile texto Clypei beybringen konnte, ſo konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus ſelbſt thun; ſondern er mußte es verſparen, bis alles fertig war. Ich wünſchte für den Virgil ſehr, dieſes Raiſonnement des Servius wäre ganz ohne Grund; meine Entſchuldigung würde ihm weit rühmlicher ſeyn. Denn wer hieß ihm, die ganze römiſche Geſchichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemählden machte Homer ſein Schild zu einem Inbegriffe von allem, was in der Welt vorgehet. Scheinet es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürfen und in der Ausführung der Gemählde übertreffen können, ihn wenigſtens in der Anzahl derſelben übertreffen wollen? Und was wäre kindiſcher geweſen?

f) Aeneid. lib. VIII. 447 — 52.

den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu laſſen. Da dieſes Gemählde hiernächſt nicht Aeneas macht, als welcher ſich an den bloſſen Figuren ergetzet, und von der Bedeutung derſelben nichts weis,

— — rerumque ignarus imagine gaudet;

auch nicht Venus, ob ſie ſchon von den künftigen Schickſalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben ſo viel wiſſen mußte, als der gutwillige Ehemann; ſondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt: ſo bleibet die Handlung offenbar während demſelben ſtehen. Keine einzige von ſeinen Perſonen nimt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringſten Einfluß, ob auf dem Schilde dieſes, oder etwas anders, vorgeſtellet iſt; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerley ſchmeichelhaften Anſpielungen ſeine Materie aufſtutzet, aber nicht das groſſe Genie, daß ſich auf die eigene innere Stärke ſeines Werks verläßt, und alle äuſſere Mittel, intereſſant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas iſt folglich ein wahres Einſchiebſel, einzig und allein beſtimmt, dem Nationalſtolze der Römer zu ſchmeicheln; ein fremdes Bächlein, das den Dichter in ſeinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen iſt Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kömmt; ſo mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunſt war, dieſe Verzierungen als bloſſe Verzierungen zu behandeln, ſie in den Stoff einzuweben, um ſie uns nur bey Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieſes ließ ſich allein in der Manier des Homers thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künſteln, weil und indem er ein Schild machen ſoll, das ſeiner würdig iſt. Virgil hingegen ſcheinet ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu laſſen, da er die Zierrathen für wichtig gnug hält, um ſie beſonders zu beſchreiben, nachdem das Schild lange fertig iſt.

XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perrault, Terraſſon und andere gegen das Schild des Homers machen, ſind bekannt. Eben ſo bekannt iſt das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten. Mich

dünkt aber, daß dieſe letztern ſich manchmal zu weit einlaſſen, und in Zuverſicht auf ihre gute Sache, Dinge behaupten, die eben ſo unrichtig ſind, als wenig ſie zur Rechtfertigung des Dichters beytragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß Homer das Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange deſſelben unmöglich Raum haben könnten, unternahm Boivin, es mit Bemerkung der verfolgerlichen Maaſſe, zeichnen zu laſſen. Sein Einfall mit den verſchiedenen concentriſchen Zirkeln iſt ſehr ſinnreich, obſchon die Worte des Dichters nicht den geringſten Anlaß dazu geben, auch ſich ſonſt keine Spur finden, daß die Alten auf dieſe Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es Homer ſelbſt σακος παντοσε δεδαιδαλμενον, ein auf allen Seiten künſtlich ausgearbeitetes Schild nennt, ſo würde ich lieber, um mehr Raum auszuſparen, die concave Fläche mit zu Hülfe genommen haben, denn es iſt bekannt, daß die alten Künſtler dieſe nicht leer lieſſen, wie das Schild der Minerva vom Phidias beweiſet. a Doch nicht genug, daß ſich Boivin dieſes Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch ohne Noth die Vorſtellungen ſelbſt, denen er auf dem ſonach um die Helfte verringerten Raume Platz verſchaffen mußte, indem er das, was bey dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild iſt, in zwey bis drey beſondere Bilder zertheilte. Ich weis wohl, was ihn dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen ſollen: ſondern, anſtatt daß er ſich bemühte, den Forderungen ſeiner Gegner ein Genüge zu leiſten, hätte er ihnen zeigen ſollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beyſpiele faßlicher erklären können. Wenn Homer von der einen Stadt ſagt: b

Λαοι δ' εμυ αγορη εσαν αθροοι· ενθα δε νεικος
Ωρορε δυο δ' ανδρες ενεικεον εινεκα ποινης
Ανδρος αποφθιμενου· ὁ μεν ευχετο, παντ' αποδουναι,
Δημῳ πιφαυσκων· ὁ δ' αναινετο, μηδεν ελεσθαι·
Αμφω δ' ιεσθην επι ιζορι πειραρ ελεσθαι.
Λαοι δ' αμφοτεροισιν επηπυον, αμφις αρωγοι·
Κηρυκες δ' αρα λαον ερητυον· οι δε γεροντες
Ειατ' επι ξεστοισι λιθοις, ιερῳ ενι κυκλῳ·

a) — Scuto ejus, in quo Amazonum praelium caelavit intumescente ambitu parmae; ejusdem concava parte Deorum et Gigantum dimicationem. Plinius lib. XXXVI. Sect. 4. p. 726. Edit. Hard.

b) Iliad. Σ v. 497—508.

Σκηπτρα δε κηρυκων εν χερσ' εχον ηεροφωνων.
Τοισιν επειτ' ηϊσσον, αμοιβηδις δ' εδικαζον.
Κειτο δ' αρ' εν μεσσοισι δυο χρυσοιο ταλαντα —

so glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Gemählde angeben wollen, das Gemählde eines öffentlichen Rechtshandels über die streitige Erlegung einer ansehnlichen Geldbusse für einen verübten Todtschlag. Der Künstler, der diesen Vorwurf ausführen soll, kann sich auf einmal nicht mehr als einen einzigen Augenblick desselben zu Nutze machen; entweder den Augenblick der Anklage, oder der Abhörung der Zeugen, oder des Urtheilspruches, oder welchen es sonst, vor oder nach, oder zwischen diesen Augenblicken, für den bequemsten hält. Diesen einzigen Augenblick macht er so prägnant wie möglich, und führt ihn, mit allen den Täuschungen aus, welche die Kunst in Darstellung sichtbarer Gegenstände vor der Poesie voraus hat. Von dieser Seite aber unendlich zurückgelassen, was kann der Dichter, der eben diesen Vorwurf mit Worten mahlen soll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er sich gleichfalls seiner eigenthümlichen Vortheile bedienet? Und welches sind diese? Die Freyheit sich sowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblicks in dem Kunstwerke auszubreiten, und das Vermögen, sonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künstler zeiget, sondern auch das, was uns dieser nur kann errathen lassen. Durch diese Freyheit, durch dieses Vermögen allein, kömmt der Dichter dem Künstler wieder bey, und ihre Werke werden einander alsdenn am ähnlichsten, wenn die Wirkung derselben gleich lebhaft ist; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beybringet, als das andere dem Auge darstellen kann. Nach diesem Grundsatze hätte Boivin die Stelle des Homers beurtheilen sollen, und er würde nicht so viel besondere Gemählde daraus gemacht haben, als verschiedene Zeitpunkte er darinn zu bemerken glaubte. Es ist wahr, es konnte nicht wohl alles, was Homer sagt, in einem einzigen Gemählde verbunden seyn; die Beschuldigung und Ableugnung, die Darstellung der Zeugen und der Zuruff des getheilten Volkes, das Bestreben der Herolde den Tumult zu stillen, und die Aeusserungen der Schiedesrichter, sind Dinge, die auf einander folgen, und nicht neben einander bestehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemählde enthalten war, das lag virtute darinn, und die einzige wahre Art, ein materielles

Gemählde mit Worten nachzuſchildern iſt die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und ſich nicht in den Schranken der Kunſt hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemählde herzählen, aber nimmermehr ein Gemählde ſelbſt hervorbringen kann.

Gleicherweiſe zertheilt Boivin das Gemählde der belagerten Stadt c in drey verſchiedene Gemählde. Er hätte es eben ſowohl in zwölfe theilen können, als in drey. Denn da er den Geiſt des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemähldes ſich unterwerfen müſſe; ſo hätte er weit mehr Uebertretungen dieſer Einheiten finden können, daß es faſt nöthig geweſen wäre, jedem beſondern Zuge des Dichters ein beſonderes Feld auf dem Schilde zu beſtimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr als zehn verſchiedene Gemählde auf dem ganzen Schilde, deren jedes er mit einem ἐν μεν ἐτευξε, oder ἐν δε ποιησε, oder ἐν δ' ἐτιθει, oder ἐν δε ποικιλλε Αμφιγυηεις anfängt. d Wo dieſe Eingangsworte nicht ſtehen, hat man kein Recht, ein beſonderes Gemählde anzunehmen; im Gegentheil muß alles, was ſie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkührliche Concentration in einen einzigen Zeitpunkt mangelt, als welche der Dichter anzugeben, keineswegs gehalten war. Vielmehr hätte er ihn angegeben, hätte er ſich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringſten Zug einflieſſen laſſen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er ſo verfahren, wie ſeine Tadler es verlangen: es iſt wahr, ſie würden dieſe Herren an ihm nichts auszuſetzen, aber in der That auch kein Menſch von Geſchmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ ſich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen, ſondern glaubte noch etwas ganz beſonders zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieſer ſo zerſtückten Gemählde nach den ſtrengſten Regeln der heutiges Tages üblichen Mahlerey angegeben ſey. Contraſt, Perſpectiv, die drey Einheiten; alles fand er darinn auf das beſte beobachtet. Und ob er ſchon gar wohl wußte, daß zu Folge

c) v. 509—540.

d) Das erſte fängt an mit der 48ſten Zeile, und gehet bis zur 489ten; das zweyte von 490—509; das dritte von 510—540; das vierte von 541—549; das fünfte von 550—560; das ſechſte von 561—572; das ſiebende von 573—586; das achte von 587—589; das neunte von 590—605; und das zehnte von 606—608. Blos das dritte Gemählde hat die angegebenen Eingangsworte nicht; es iſt aber aus den bey dem zweyten, ἐν δε δυο ποιησε πολεις, und aus der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt deutlich genug, daß es ein beſonders Gemählde ſeyn muß.

guter glaubwürdiger Zeugniſſe, die Mahlerey zu den Zeiten des Trojaniſchen Krieges noch in der Wiege geweſen, ſo mußte doch entweder Homer, vermöge ſeines göttlichen Genies, ſich nicht ſowohl an das, was die Mahlerey damals oder zu ſeiner Zeit leiſten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was ſie überhaupt zu leiſten im Stande ſey; oder auch jene Zeugniſſe ſelbſt mußten ſo glaubwürdig nicht ſeyn, daß ihnen die augenſcheinliche Ausſage des künſtlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieſes wenigſtens wird ſich niemand überreden laſſen, der aus der Geſchichte der Kunſt etwas mehr, als die bloſſen Data der Hiſtorienſchreiber weis. Denn daß die Mahlerey zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit geweſen, glaubt er nicht blos deswegen, weil es ein Plinius oder ſo einer ſagt, ſondern vornehmlich weil er aus den Kunſtwerken, deren die Alten gedenken, urtheilet, daß ſie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemählde eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemählde des Homeriſchen Schildes beſtehen zu können glaubet. Die zwey groſſen Stücke dieſes Meiſters zu Delphi, von welchen uns Pauſanias eine ſo umſtändliche Beſchreibung hinterlaſſen, e waren offenbar ohne alle Perſpectiv. Dieſer Theil der Kunſt iſt den Alten gänzlich abzuſprechen, und was Pope beybringt, um zu beweiſen, daß Homer ſchon einen Begriff davon gehabt habe, beweiſet weiter nichts, als daß ihm ſelbſt nur ein ſehr unvollſtändiger Begriff davon beygewohnet. f „Homer, ſagt er, kann kein Fremdling in der Perſpectiv geweſen ſeyn, weil er die Entfernung eines Gegenſtandes von dem andern ausdrücklich angiebt. Er bemerkt z. E. daß die Kundſchafter „ein wenig weiter als die andern Figuren gelegen, und daß die Eiche, „unter welchen den Schnittern das Mahl zubereitet worden, bey Seite „geſtanden. Was er von dem mit Heerden und Hütten und Ställen über„ſäeten Thale ſagt, iſt augenſcheinlich die Beſchreibung einer groſſen

e) Phocic. cap. XXV—XXXI.

f) Um zu zeigen, daß dieſes nicht zu viel von Popen geſagt iſt, will ich den Anfang der folgenden aus ihm angeführten Stelle (Iliad. Vol. V. Obs. p. 61) in der Grundſprache anführen: That he was no stranger to aerial Perspective, appears in his expresly marking the distance of object from object: he tells us etc. Ich ſage, hier hat Pope den Ausdruck aerial Perspective, die Luftperſpectiv, (Perspective aerienne) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den nach Maaßgebung der Entfernung verminderten Gröſſen gar nichts zu thun hat, ſondern unter der man lediglich die Schwächung und Abänderung der Farben nach Beſchaffenheit der Luft oder des Medii, durch welches wir ſie ſehen, verſtehet. Wer dieſen Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wiſſen.

„perſpectiviſchen Gegend. Ein allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch „ſchon aus der Menge der Figuren auf dem Schilde gezogen werden, die „nicht alle in ihrer vollen Gröſſe ausgedruckt werden konnten; woraus „es denn gewiſſermaaſſen unſtreitig, daß die Kunſt, ſie nach der Perſpectiv „zu verkleinern, damaliger Zeit ſchon bekannt geweſen." Die bloſſe Beobachtung der optiſchen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erſcheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perſpectiviſch. Die Perſpectiv erfordert einen einzigen Augenpunkt, einen beſtimmten natürlichen Geſichtskreis, und dieſes war es was den alten Gemählden fehlte. Die Grundfläche in den Gemählden des Polygnotus war nicht horizontal, ſondern nach hinten zu ſo gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hinter einander zu ſtehen ſcheinen ſollten, über einander zu ſtehen ſchienen. Und wenn dieſe Stellung der verſchiednen Figuren und ihrer Gruppen allgemein geweſen, wie aus den alten Basreliefs, wo die hinterſten allezeit höher ſtehen als die vorderſten, und über ſie wegſehen, ſich ſchlieſſen läßt: ſo iſt es natürlich, daß man ſie auch in der Beſchreibung des Homers annimt, und diejenigen von ſeinen Bildern, die ſich nach ſelbiger in Ein Gemählde verbinden laſſen, nicht unnöthiger Weiſe trennet. Die doppelte Scene der kriegfertigen Stadt, durch deren Straſſen der fröhliche Aufzug einer Hochzeitfeyer ging, indem auf dem Markte ein wichtiger Proceß entſchieden ward, erfordert dieſem zu Folge kein doppeltes Gemählde, und Homer hat es gar wohl als ein einziges denken können, indem er ſich die ganze Stadt aus einem ſo hohen Augenpunkte vorſtellte, daß er die freie Ausſicht zugleich in die Straſſen und auf den Markt dadurch erhielt.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perſpectiviſche in den Gemählden nur gelegentlich durch die Scenenmahlerey gekommen iſt; und auch als dieſe ſchon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht ſo leicht geweſen ſeyn, die Regeln derſelben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem ſich noch in den ſpätern Gemählden unter den Alterthümern des Herculanums ſo häufige und mannigfaltige Fehler gegen die Perſpectiv finden, als man itzo kaum einem Lehrlinge vergeben würde. g

Doch ich entlaſſe mich der Mühe, meine zerſtreuten Anmerkungen über einen Punkt zu ſammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmanns

g) Betracht. über die Mahlerey S. 185.

versprochener Geschichte der Kunst die völligste Befriedigung zu erhalten hoffen darf. *h*

XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat.

Was ich von körperlichen Gegenständen überhaupt gesagt habe, das gilt von körperlichen schönen Gegenständen um so viel mehr.

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfodert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Mahlerey sind: so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurück senden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewähret; daß es über die menschliche Einbildung gehet, sich vorzustellen, was dieser Mund, und diese Nase, und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann.

Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebauet. Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Schon einen Constantinus Manasses wollte seine kahle Chronike mit einem Gemählde der Helena auszieren. Ich muß ihm für seinen Versuch danken. Denn ich wüßte wirklich nicht, wo ich sonst ein Exempel auftreiben sollte, aus welchem augenscheinlicher erhelle, wie thöricht es sey,

h) Geschrieben im Jahr 1763.

etwas zu wagen, das Homer so weislich unterlassen hat. Wenn ich bey ihm lese: *a*

Ην ἡ γυνη περικαλλης, ἐυοφρυς, ἐυχρουςατη,
Ευπαρειος, ἐυπροσωπος, βοωπις, χιονοχρους,
Ελικοβλεφαρος, ἁβρα, χαριτων γεμον ἀλσος,
Λευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντίκρυς ἐμπνουν,
Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεια ῥοδοχρους,
Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὡραιον,

a) Constantinus Manasses Compend. Chron. p. 20. Edit. Venet. Die Fr. Dacier war mit diesem Portrait des Manasses, bis auf die Tautologieen, sehr wohl zufrieden: De Helenae pulchritudine omnium optime Constantinus Manasses, nisi in eo tautologiam reprehendas. (Ad Dictyn Cretensem lib. I. cap. 3. p. 5.) Sie führet nach dem Mezeriac (Comment. sur les Epitres d'Ovide T. II. p. 361.) auch die Beschreibungen an, welche Dares Phrygius und Cedrenus von der Schönheit der Helena geben. In der erstern kömmt ein Zug vor, der ein wenig seltsam klingt. Dares sagt nehmlich von der Helena, sie habe ein Mahl zwischen den Augenbraunen gehabt: notam inter duo supercilia habentem. Das war doch wohl nichts schönes? Ich wollte, daß die Französin ihre Meinung darüber gesagt hätte. Meines Theiles halte ich das Wort nota hier für verfälscht, und glaube; daß Dares von dem reden wollen, was bey den Griechen *μεσοφρυον* und bey den Lateinern glabella hieß. Die Augenbraunen der Helena, will er sagen, lieffen nicht zusammen, sondern waren durch einen kleinen Zwischenraum abgesondert. Der Geschmack der Alten war in diesem Punkte verschieden. Einigen gefiel ein solcher Zwischenraum, andern nicht. (Iunius, de Pictura Vet. lib. III. cap. 9. p. 245.) Anakreon hielt die Mittelstrasse; die Augenbraunen seines geliebten Mädchens waren weder merklich getrennet, noch völlig in einander verwachsen, sie verlieffen sich sanft in einem einzigen Punkte. Er sagt zu dem Künstler, welcher sie maßlen sollte. (Od. 28.)

Το μεσοφρυον δε με μοι
Διακοπτε, μητε μισγε,
Εχετω δ' οπως ἐκεινη
Τι λεληθοτως συνοφρυν
Βλεφαρων ἰτυν κελαινην.

Nach der Lesart des Pauw, ob schon auch ohne sie der Verstand der nehmliche ist, und von Henr. Stephano nicht verfehlet worden:

Supercilii nigrantes
Discrimina nec arcus,
Confundite nec illos:
Sed junge sic ut anceps
Divortium relinquas,
Quale esse cernis ipsi.

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was müßte man wohl sodann, anstatt des Wortes notam, lesen? Vielleicht moram? Denn so viel ist gewiß, daß mora nicht allein den Verlauf der Zeit ehe etwas geschieht, sondern auch die Hinderung, den Zwischenraum von einem zum andern, bedeutet.

Ego inquieta montium jaceam mora,

wünschet sich der rasende Herkules beym Seneca, (v. 1215.) welche Stelle Gronovius sehr wohl erklärt: Optat se medium jacere inter duas Symplegades; illarum velut moram, impedimentum, obicem; qui eas moretur, vetet aut satis arcto conjungi, aut rursus distrahi. So heissen auch bey eben demselben Dichter lacertorum morae, soviel als juncturae. (Schroederus ad v. 762. Thyest.)

Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιζον, αυτοχρουν,
Εβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχρια πυρινη.
Ως εἰ τις τον ἐλεφαντα βαψει λαμπρᾳ πορφυρᾳ.
Δειρη μακρα, καταλευκος, ὁθεν ἐμυθουργηθη
Κυκνογενη την ἐυοπτον Ελενην χρηματιζειν. — —

so dünkt mich, ich sehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführet werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieser Schwall von Worten? Wie sahe Helena nun aus? Werden nicht, wenn tausend Menschen dieses lesen, sich alle tausend eine eigene Vorstellung von ihr machen?

Doch es ist wahr, politische Verse eines Mönches sind keine Poesie. Man höre also den Ariost, wenn er seine bezaubernde Alcina schildert: *b*

Di persona era tanto ben formata,
Quanto mai finger san Pittori industri:
Con bionda chioma, lunga e annodata,
Oro non è, che più risplenda, e lustri,
Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri,

b) Orlando Furioso, Canto VII. St. 11—15. „Die Bildung ihrer Gestalt war so reitzend, „als nur künstliche Mahler sie dichten können. Gegen ihr blondes, langes, aufgeknüpftes Haar „ist kein Gold, das nicht seinen Glanz verliert. Ueber ihre zarten Wangen verbreitete sich die „vermischte Farbe der Rosen und der Lilien. Ihre fröhliche Stirn, in die gehörigen Schranken „geschlossen, war von glattem Helfenbein. Unter zween schwarzen, äusserst feinen Bögen glänzen „zwey schwarze Augen, oder vielmehr zwo leuchtende Sonnen, die mit Holdseligkeit um sich „blickten und sich langsam drehten. Rings um sie her schien Amor zu spielen und zu fliegen; „von da schien er seinen ganzen Köcher abzuschiessen, und die Herzen sichtbar zu rauben. Weiter „hinab steigt die Nase mitten durch das Gesicht, an welcher selbst der Neid nichts zu bessern „findet. Unter ihr zeigt sich der Mund, wie zwischen zwey kleinen Thälern, mit seinem eigen„thümlichen Zinnober bedeckt; hier stehen zwo Reihen auserlesener Perlen, die eine schöne sanfte „Lippe verschließt und öffnet. Heraus kommen die holdseligen Worte, die jedes rauhe, schänd„liche Herz erweichen; hier wird jenes liebliche Lächeln gebildet, welches für sich schon ein Pa„radies auf Erden eröffnet. Weisser Schnee ist der schöne Hals, und Milch die Brust, der „Hals rund, die Brust voll und breit. Zwo zarte, von Helfenbein gerundete Kugeln wallen „sanft auf und nieder, wie die Wellen am äussersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestreitet." (Die übrigen Theile würde Argus selbst nicht haben sehen können. Doch wär leicht zu urtheilen, daß das, was versteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß stand, übereinstimme.) „Die Arme zeigen sich in ihrer gehörigen Länge, die weisse Hand etwas läng„lich, und schmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre glatte Fläche. Am „Ende dieser herrlichen Gestalt sieht man den kleinen, trocknen, gerundeten Fuß. Die englischen „Mienen, die aus dem Himmel stammen, kann kein Schleyer verbergen." — (Nach der Ueber„setzung des Herrn Meinhardt in dem Versuche über den Charakter und die Werke der besten Ital. Dicht. B. II. S. 228.)

Di terso avorio era la fronte lieta,
Che lo spazio finia con giusta meta.
Sotto due negri, e sottilissimi archi
Son due negri occhi, anzi due chiari soli,
Pietosi à riguardar, à mover parchi,
Intorno à cui par ch' Amor scherzi, e voli,
E ch' indi tutta la faretra scarchi,
E che visibilmente i cori involi.
Quindi il naso per mezo il viso scende
Che non trova l'invidia ove l'emende.
Sotto quel sta, quasi fra due vallette,
La bocca sparsa di natío cinabro,
Quivi due filze soń di perle elette,
Che chiude, ed apre un bello e dolce labro;
Quindi escon le cortesi parolette,
Da render molle ogni cor rozo e scabro;
Quivi si forma quel soave riso,
Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.
Bianca nêve è il pel collo, e'l petto latte,
Il collo è tondo, il petto colmo e largo;
Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.
Non potria l' altre parti veder Argo,
Ben si può giudicar, che corrisponde,
A quel ch' appar di fuor, quel che s'asconde.
Mostran le braccia sua misura giusta,
Et la candida man spesso si vede,
Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta,
Dove nè nodo appar, nè vena eccede.
Si vede al fin de la persona augusta
Il breve, asciutto, e ritondetto piede.
Gli angelici sembianti nati in cielo
Non si ponno celar sotto alcun velo.

Milton ſagt bey Gelegenheit des Pandämoniums: einige lobten das Werk, andere den Meiſter des Werks. Das Lob des einen iſt alſo nicht allezeit

auch das Lob des andern. Ein Kunſtwerk kann allen Beyfall verdienen, ohne daß ſich zum Ruhme des Künſtlers viel beſonders ſagen läßt. Wiederum kann ein Künſtler mit Recht unſere Bewunderung verlangen, auch wenn ſein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. Dieſes vergeſſe man nie, und es werden ſich öfters ganz widerſprechende Urtheile vergleichen laſſen. Eben wie hier. Dolce, in ſeinem Geſpräche von der Mahlerey, läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des Arioſt ein auſſerordentliches Aufheben machen; *c* ich hingegen, wähle ſie als ein Exempel eines Gemähldes ohne Gemählde. Wir haben beyde Recht. Dolce bewundert darinn die Kenntniſſe, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeiget; ich aber ſehe bloß auf die Wirkung, welche dieſe Kenntniſſe, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce ſchließt aus jenen Kenntniſſen, daß gute Dichter nicht minder gute Mahler ſind; und ich aus dieſer Wirkung, daß ſich das, was die Mahler durch Linien und Farben am beſten ausdrücken können, durch Worte grade am ſchlechteſten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlet die Schilderung des Arioſt allen Mahlern als das vollkommenſte Vorbild einer ſchönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichſte Warnung, was einem Arioſt mißlingen müſſen, nicht noch unglücklicher zu verſuchen. Es mag ſeyn, daß wenn Arioſt ſagt:

Di persona era tanto ben formata
Quanto mai finger san Pittori industri,

er die Lehre von den Proportionen, ſo wie ſie nur immer der fleißigſte Künſtler in der Natur und aus den Antiken ſtudieret, vollkommen verſtanden zu haben, dadurch beweiſet. *d* Er mag ſich immer hin, in den bloſſen Worten:

Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri,

als den vollkommenſten Coloriſten, als einen Titian, zeigen. *e* Man

c) (Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino: Firenze 1735. p. 178.) Se vogliono i Pittori senza fatica trovare un perfetto esempio di bella Donna, leggano quelle Stanze dell'Ariosto, nelle quali egli discrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina: e vedranno parimente, quanto i buoni Poeti siano ancora essi Pittori. —

d) (Ibid.) Ecco, che, quanto alla proportione, l'ingeniosissimo Ariosto assegna la migliore, che sappiano formar le mani de' più eccellenti Pittori, usando questa voce industri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.

e) (Ibid. p. 182.) Qui l'Ariosto colorisce, e in questo suo colorire dimostra essere un Titiano.

mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennet, noch ſo deutlich ſchlieſſen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilliget. *f* Man mag ſogar in ſeiner herabſteigenden Naſe,

Quindi il naso per mezo il viso scende,

das Profil jener alten griechiſchen, und von griechiſchen Künſtlern auch Römern geliehenen Naſen finden. *g* Was nutzt alle dieſe Gelehrſamkeit und Einſicht uns Leſern, die wir eine ſchöne Frau zu ſehen glauben wollen, die wir etwas von der ſanften Wallung des Geblüts dabey empfinden wollen, die den wirklichen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weis, aus welchen Verhältniſſen eine ſchöne Geſtalt entſpringet, wiſſen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier dieſe Verhältniſſe ſehen? Oder erleichtert er uns auch nur im geringſten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhafte anſchauende Art zu erinnern? Eine Stirn, in die gehörigen Schranken geſchloſſen, la fronte,

Che lo spazio finia con giusta meta;

eine Naſe, an welcher ſelbſt der Neid nichts zu beſſern findet,

Che non trova l'invidia, ove temende;

eine Hand, etwas länglich und ſchmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto, et di larghezza angusta:

was für ein Bild geben dieſe allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeiſters, der ſeine Schüler auf die Schönheiten des akademiſchen Modells aufmerkſam machen will, möchten ſie noch etwas ſagen; denn ein Blick auf dieſes Modell, und ſie ſehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, ſie ſehen den ſchönſten Schnitt der Naſe, die ſchmale Breite der niedlichen Hand. Aber bey dem Dichter ſehe ich nichts, und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner beſten Anſtrengung, etwas ſehen zu wollen.

In dieſem Punkte, in welchem Virgil dem Homer durch Nichtsthun nachahmen können, iſt auch Virgil ziemlich glücklich geweſen. Auch ſeine

f) (Ibid. p. 180.) Poteva l'Ariosto nella guisa, che ha detto chioma bionda, dir chioma d'oro: ma gli parve forse, che havrebbe havuto troppo del Poetico. Da che si può ritrar, che'l Pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (come fanno i Miniatori) nelle sue Pitture, in modo, che si possa dire, que' capelli non sono d'oro ma par che risplendano, come l'oro. Was Dolce, in dem Nachfolgenden, aus dem Athenäus anführet, iſt merkwürdig, nur daß es ſich nicht völlig ſo daſelbſt findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

g) (Ibid. p. 182.) Il naso, che discende giù, havendo peraventura la consideratione a quelle forme de' nasi, che si veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche.

Dido iſt ihm weiter nichts als pulcherrima Dido. Wenn er ja umſtändlicher etwas an ihr beſchreibet, ſo iſt es ihr reicher Putz, ihr prächtiger Aufzug:

Tandem progreditur ⏑ — — —
Sidoniam picto chlamydem circumdata limbo:
Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,
Aurea purpuream subnectit fibula vestem. *h*

Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Künſtler zu einem Lehrlinge ſagte, der eine ſehr geſchmückte Helena gemahlt hatte, „da du „ſie nicht ſchön mahlen können, haſt du ſie reich gemahlt:" ſo würde Virgil antworten, „es liegt nicht an mir, daß ich ſie nicht ſchön mahlen „können; der Tadel trift die Schranken meiner Kunſt; mein Lob ſey, „mich innerhalb dieſen Schranken gehalten zu haben."

Ich darf hier die beyden Lieder des Anakreons nicht vergeſſen, in welchen er uns die Schönheit ſeines Mädchens und ſeines Bathylls zergliedert. *i* Die Wendung die er dabey nimt, macht alles gut. Er glaubt einen Mahler vor ſich zu haben, und läßt ihn unter ſeinen Augen arbeiten. So, ſagt er, mache mir das Haar, ſo die Stirne, ſo die Augen, ſo den Mund, ſo Hals und Buſen, ſo Hüft und Hände! Was der Künſtler nur Theilweiſe zuſammen ſetzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur Theilweiſe vorſchreiben. Seine Abſicht iſt nicht, daß wir in dieſer mündlichen Direction des Mahlers, die ganze Schönheit der geliebten Gegenſtände erkennen und fühlen ſollen; er ſelbſt empfindet die Unfähigkeit des wörtlichen Ausdrucks, und nimt eben daher den Ausdruck der Kunſt zu Hülfe, deren Täuſchung er ſo ſehr erhebet, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunſt, als auf ſein Mädchen zu ſeyn ſcheinet. Er ſieht nicht das Bild, er ſieht ſie ſelbſt, und glaubt, daß es nun eben den Mund zum Reden eröfnen werde:

Απεχει· βλεπω γαρ ἀυτην.
Ταχα, κηρε, κἀι λαλησεις.

Auch in der Angabe des Bathylls, iſt die Anpreiſung des ſchönen Knabens mit der Anpreiſung der Kunſt und des Künſtlers ſo in einander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Ehren Anakreon das Lied eigentlich beſtimmt habe. Er ſammelt die ſchönſten Theile aus verſchiednen

h) Aeneid. IV. v. 136.
i) Od. XXVIII. XXIX.

Gemählden, an welchen eben die vorzügliche Schönheit dieſer Theile das Charakteriſtiſche war; den Hals nimt er von einem Adonis, Bruſt und Hände von einem Merkur, die Hüfte von einem Pollux, den Bauch von einem Baechus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollendeten Apollo des Künſtlers erblickt.

Μετα δε προσωπον ἐχω,
Τον Αδωνιδος παρελθων.
Ελεφαντινος τραχηλος·
Μεταμαζιον δε ποιει
Διδυμας τε χειρας Ερμου,
Πολυδευκεος δε μηρους,
Διονυσιην δε νηδυν — —
Τον Απολλωνα δε τουτον
Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

So weis auch Lucian von der Schönheit der Panthea anders keinen Begriff zu machen, als durch Verweiſung auf die ſchönſten weiblichen Bildſäulen alter Künſtler.*k* Was heißt aber dieſes ſonſt, als bekennen, daß die Sprache vor ſich ſelbſt hier ohne Kraft iſt; daß die Poeſie ſtammelt und die Beredtſamkeit verſtummet, wenn ihnen nicht die Kunſt noch einigermaaſſen zur Dolmetſcherin dienet?

XXI.

Aber verliert die Poeſie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden ſucht, auf welchem ſie zu ſolchen Bildern zu gelangen gedenket, indem ſie die Fußtapfen einer verſchwiſterten Kunſt aufſucht, in denen ſie ängſtlich herumirret, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verſchließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunſt hinwiederum ihr nachſehen muß?

Eben der Homer, welcher ſich aller ſtückweiſen Schilderung körperlicher Schönheiten ſo gefliſſentlich enthält, von dem wir kaum einmal im

k) *Εικονες* §. 3. T. II. p. 461. Edit. Reitz.

Vorbeygehen erfahren, daß Helena weiſſe Arme *a* und ſchönes Haar *b* gehabt; eben der Dichter weis dem ohngeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit überſteiget, was die Kunſt in dieſer Abſicht zu leiſten im Stande iſt. Man erinnere ſich der Stelle, wo Helena in die Verſammlung der Aelteſten des Trojaniſchen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greiſe ſehen ſie, und einer ſprach zu den andern: *c*

Ου νεμεσις, Τρωας και ευκνημιδας Αχαιους
Τοιηδ' αμφι γυναικι πολυν χρονον αλγεα πασχειν·
Αινως αθανατῃσι θεῃς εις ωπα εοικεν.

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter ſie des Krieges wohl werth erkennen laſſen, der ſo viel Blut und ſo viele Thränen koſtet?

Was Homer nicht nach ſeinen Beſtandtheilen beſchreiben konnte, läßt er uns in ſeiner Wirkung erkennen. Mahlet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verurſachet, und ihr habt die Schönheit ſelbſt gemahlet. Wer kann ſich den geliebten Gegenſtand der Sappho, bey deſſen Erblickung ſie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennet, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die ſchönſte vollkommenſte Geſtalt zu ſehen, ſobald er mit dem Gefühle ſympathiſiret, welches nur eine ſolche Geſtalt erregen kann? Nicht weil uns Ovid den ſchönen Körper ſeiner Lesbia Theil vor Theil zeiget:

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos!
Forma papillarum quam fuit apta premi!
Quam castigato planus sub pectore venter!
Quantum et quale latus! quam juvenile femur!

ſondern weil er es mit der wollüſtigen Trunkenheit thut, nach der unſere Sehnſucht ſo leicht zu erwecken iſt, glauben wir eben des Anblickes zu genieſſen, den er genoß.

Ein andrer Weg, auf welchem die Poeſie die Kunſt in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, iſt dieſer, daß ſie Schönheit in Reitz verwandelt. Reitz iſt Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Mahler weniger bequem als dem Dichter. Der Mahler kann die Bewegung nur errathen laſſen, in der That aber ſind ſeine Figuren ohne

a) Iliad. Γ. v. 121.
b) Ibid. v. 349.
c) Ibid. v. 156—58.

Bewegung. Folglich wird der Reitz bey ihm zur Grimasse. Aber in der Poesie bleibt er was er ist; ein transitorisches Schönes, das wir wiederhohlt zu sehen wünschen. Es kömmt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als bloßer Formen oder Farben: so muß der Reitz in dem nehmlichen Verhältnisse stärker auf uns wirken, als die Schönheit. Alles was noch in dem Gemählde der Alcina gefällt und rühret, ist Reitz. Der Eindruck, den ihre Augen machen, kömmt nicht daher, daß sie schwarz und feurig sind, sondern daher, daß sie,

Pietosi à riguardar, à mover parchi,

mit Holdseligkeit um sich blicken, und sich langsam drehen; daß Amor sie umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschießt. Ihr Mund entzücket, nicht weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwey Reihen auserlesener Perlen verschliessen; sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches, für sich schon, ein Paradies auf Erden eröfnet; weil er es ist, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen. Ihr Busen bezaubert, weniger weil Milch und Helfenbein und Aepfel, uns seine Weisse und niedliche Figur vorbilden, als vielmehr weil wir ihn sanft auf und nieder wallen sehen, wie die Wellen am äussersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestreitet:

Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin versichert, daß lauter solche Züge des Reitzes in eine oder zwey Stanzen zusammen gedrenget, weit mehr thun würden, als die fünfe alle, in welche sie Ariost zerstreuet und mit kalten Zügen der schönen Form, viel zu gelehrt für unsere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbst Anakreon wollte lieber in die anscheinende Unschicklichkeit verfallen, eine Unthulichkeit von dem Mahler zu verlangen, als das Bild seines Mädchens nicht mit Reitz beleben.

Τρυφερον δ' εσω γενειου,
Περι λυγδινῳ τραχηλῳ
Χαριτες πετοιντο πασαι.

Ihr sanftes Kinn, befiehlt er dem Künstler, ihren marmorenen Nacken laß alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genauesten Wortverstande? Der ist keiner mahlerischen Ausführung fähig. Der Mahler

konnte dem Kinne die schönste Ründung, das schönste Grübchen, Amoris digitulo impressum, (denn das ἐρω scheinet mir ein Grübchen andeuten zu wollen) — er konnte dem Halse die schönste Carnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieses schönen Halses, das Spiel der Muskeln, durch das jenes Grübchen bald mehr bald weniger sichtbar wird, der eigentliche Reitz, war über seine Kräfte. Der Dichter sagte das Höchste, wodurch uns seine Kunst die Schönheit sinnlich zu machen vermag, damit auch der Mahler den höchsten Ausdruck in seiner Kunst suchen möge. Ein neues Beyspiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunstwerken redet, dennoch nicht verbunden ist, sich mit seiner Beschreibung in den Schranken der Kunst zu halten.

XXII.

Zeuxis mahlte eine Helena, und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homers, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen. Nie sind Mahlerey und Poesie in einen gleichern Wettstreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden, und beyde verdienten gekrönet zu werden.

Denn so wie der weise Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Bestandtheilen nicht schildern zu können fühlte, blos in ihrer Wirkung zeigte: so zeigte der nicht minder weise Mahler uns die Schönheit nach nichts als ihren Bestandtheilen, und hielt es seiner Kunst für unanständig, zu irgend einem andern Hülfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemählde bestand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend da stand. Denn es ist wahrscheinlich, daß es eben die Helena war, welche er für die zu Crotona mahlte. *a*

Man vergleiche hiermit, Wundershalber, das Gemählde welches Caylus dem neuern Künstler aus jenen Zeilen des Homers vorzeichnet: „Helena, mit einem weissen Schleyer bedeckt, erscheinet mitten unter verschiedenen alten Männern, in deren Zahl sich auch Priamus befindet, „der an den Zeichen seiner königlichen Würde zu erkennen ist. Der Artist

a) Val. Maximus lib. III. cap. 7. Dionysius Halicarnass. Art. Rhet. cap. 12. περι λογων ἐξεταδεως.

„muß ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, uns den Triumph der Schön„heit in den gierigen Blicken und in allen den Aeuſſerungen einer ſtau„nenden Bewunderung auf den Geſichtern dieſer kalten Greiſe, empfinden „zu laſſen. Die Scene iſt über einem von den Thoren der Stadt. Die „Vertiefung des Gemähldes kann ſich in den freyen Himmel, oder gegen „höhere Gebäude der Stadt verlieren; jenes würde kühner laſſen, eines „aber iſt ſo ſchicklich wie das andere."

Man denke ſich dieſes Gemählde von dem größten Meiſter unſerer Zeit ausgeführet, und ſtelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieſes, wo ich ihn ſelbſt fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimaſſen gerührter Graubärte ſchlieſſen ſoll? Turpe senilis amor; ein gieriger Blick macht das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich, und ein Greis der jugendliche Begierden verräth, iſt ſogar ein edler Gegenſtand. Den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, ſie ſelbſt zu ſchänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen ſogleich hinzu:

Αλλα και ὡς, τοιη περ ἐουσ', ἐν νηυσι νεεσθω,
Μηδ' ἡμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημα λιποιτο.

Ohne dieſen Entſchluß wären es alte Gecke; wären ſie das, was ſie in dem Gemählde des Caylus erſcheinen. Und worauf richten ſie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermümte, verſchleyerte Figur. Das iſt Helena? Es iſt mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleyer laſſen können. Zwar Homer giebt ihr denſelben ausdrücklich:

Αυτικα δ' ἀργεννησι καλυψαμενη ὀθονησιν
Ωρματ' ἐκ θαλαμοιο — —

aber, um über die Straſſen damit zu gehen; und wenn auch ſchon bey ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe ſie den Schleyer wieder abgenommen oder zurückgeworffen zu haben ſcheinet, ſo war es nicht das erſtemal, daß ſie die Alten ſahen; ihr Bekenntniß durfte alſo nicht aus dem itzigen augenblicklichen Anſchauen entſtehen, ſondern ſie konnten ſchon oft empfunden haben, was ſie zu empfinden, bey dieſer Gelegenheit nur zum erſtenmale bekannten. In dem Gemählde findet ſo etwas nicht Statt. Wenn ich hier entzückte Alte ſehe, ſo will ich auch zugleich ſehen, was ſie in Entzückung ſetzt; und ich werde äuſſerſt betroffen, wenn ich

weiter nichts, als, wie gesagt, eine vermumte, verschleyerte Figur wahrnehme, die sie brünstig angaffen. Was hat dieses Ding von der Helena? Ihren weissen Schleyer, und etwas von ihrem proportionirten Umrisse, so weit Umriß unter Gewändern sichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Gesicht verdeckt seyn sollte, und er nennet den Schleyer blos als ein Stück ihres Anzuges. Ist dieses (seine Worte sind einer solchen Auslegung zwar nicht wohl fähig: Helene couverte d'un voile blanc) so entstehet eine andere Verwunderung bey mir: er empfiehlt dem Artisten so sorgfältig den Ausdruck auf den Gesichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Gesichte der Helena verliert er kein Wort. Diese sittsame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtsam sich nähernd — Wie? Ist die höchste Schönheit unsern Künstlern so etwas geläuffiges, daß sie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder ist Ausdruck mehr als Schönheit? Und sind wir auch in Gemählden schon gewohnt, so wie auf der Bühne, die häßlichste Schauspielerin für eine entzückende Prinzessin gelten zu lassen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen sie zu empfinden äussert?

In Wahrheit; das Gemählde des Caylus würde sich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten.

Homer ward vor Alters ohnstreitig fleißiger gelesen, als itzt. Dennoch findet man sogar vieler Gemählde nicht erwähnet, welche die alten Künstler aus ihm gezogen hätten. b Nur den Fingerzeig des Dichters auf besondere körperliche Schönheiten, scheinen sie fleißig genutzt zu haben; diese mahlten sie; und in diesen Gegenständen fühlten sie wohl, war es ihnen allein vergönnet, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Ausser der Helena, hatte Zeuxis auch die Penelope gemahlt; und des Apelles Diana war die Homerische in Begleitung ihrer Nymphen. Bey dieser Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der letztern die Rede ist, einer Verbesserung bedarf. c Handlungen aber

b) Fabricii Biblioth. Grae. Lib. II. cap. 6. p. 345.

c) Plinius sagt von dem Apelles: (Libr. XXXV. sect. 36. p. 698. Edit. Hard.) Fecit et Dianam sacrificantium virginum choro mixtam: quibus vicisse Homeri versus videtur id ipsum describentis. Nichts kann wahrer, als dieser Lobspruch gewesen seyn. Schöne Nymphen um eine schöne Göttin her, die mit der ganzen majestätischen Stirne über sie hervorragt, sind freylich ein Vorwurf, der der Mahlerey angemessener ist, als der Poesie Das sacrificantium nur, ist mir höchst verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und ist dieses die Beschäftigung, die Homer den Gespielinnen der Diana giebt? Mit

aus dem Homer zu mahlen, blos weil ſie eine reiche Compoſition, vorzügliche Contraſte, künſtliche Beleuchtungen darbieten; ſchien der alten Artiſten ihr Geſchmack nicht zu ſeyn; und konnte es nicht ſeyn, ſo lange ſich noch die Kunſt in den engern Grenzen ihrer höchſten Beſtimmung hielt. Sie nährten ſich dafür mit dem Geiſte des Dichters; ſie füllten ihre Einbildungskraft mit ſeinen erhabenſten Zügen; das Feuer ſeines Enthuſiasmus entflammte den ihrigen; ſie ſahen und empfanden wie er: und ſo wurden ihre Werke Abdrücke der Homeriſchen, nicht in dem Verhältniſſe eines Portraits zu ſeinem Originale, ſondern in dem Verhältniſſe

nichten; ſie durchſtreiffen mit ihr Berge und Wälder, ſie jagen, ſie ſpielen, ſie tanzen: (Odyss. Z. v. 102—106.)

Οιη δ' Αρτεμις ιδι κατ' ουρεος ιοχεαιρα
Η κατα Τρυγετον περιμηκετον, ἡ Ἐρυμανθον
Τερπομενη καπροισι και ωκειῃς ἐλαφοισι·
Τῃ δε θ' ἁμα Νυμφαι, κουραι Διο Αιγιοχοιο,
Αγρονομοι παιζουσι· — — — — ς

Plinius wird alſo nicht sacrificantium, er wird venantium, oder etwas ähnliches geſchrieben haben; vielleicht sylvis vagantium, welche Verbeſſerung die Anzahl der veränderten Buchſtaben ohngefehr hätte. Dem *παιζουσι* beym Homer würde saltantium am nächſten kommen, und auch Virgil läßt in ſeiner Nachahmung dieſer Stelle, die Diana mit ihren Nymphen tanzen: (Aeneid. I. v. 497. 98.)

Qualis in Eurotae ripis, aut per juga Cynthi
Exercet Diana choros — —

Spence hat hierbey einen ſeltſamen Einfall (Polymetis Dial. VIII. p. 102.) This Diana, ſagt er, both in the picture and in the descriptions, was the Diana Venatrix, tho' she was not represented either by Virgil, or Apelles, or Homer, as hunting with her Nymphs; but as employed with them in that sort of dances, which of old were regarded as very solemn acts of devotion. In einer Anmerkung fügt er hinzu: The expression of *παιζειν*, used by Homer on this occasion, is scarce proper for hunting; as that of, Choros exercere, in Virgil, should be understood of the religious dances of old, because dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public; unless it were the sort of dances used in Honour of Mars, or Bacchus, or some other of their gods. Spence will nehmlich jene feyerliche Tänze verſtanden wiſſen, welche bey den Alten mit unter die gottesdienſtlichen Handlungen gerechnet wurden. Und daher, meinet er, brauche denn auch Plinius das Wort sacrificare: It is in consequence of this that Pliny, in speaking of Diana's Nymphs on this very occasion, uses the word, sacrificare, of them; which quite determines these dances of theirs te have been of the religious kind. Er vergißt, daß bey dem Virgil die Diana ſelbſt mit tanzet: exercet Diana choros. Sollte nun dieſer Tanz ein gottesdienſtlicher Tanz ſeyn: zu weſſen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eignen? Oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beydes iſt widerſinnig. Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernſthaften Perſon nicht für ſehr anſtändig hielten, mußten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den ältern griechiſchen Dichtern ganz anders feſtgeſetzet waren? Wenn Horaz von der Venus ſagt: (Od. IV. lib. I.)

Iam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:
Iunctaeque Nymphis Gratiae decentes
Alterno terram quatiunt pede — —

waren dieſes auch heilige gottesdienſtliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte über eine ſolche Grille.

eines Sohnes zu ſeinem Vater; ähnlich aber verſchieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter ſich nichts gleiches, als daß ſie mit dem ähnlichen Zuge, in dem einen ſowohl als in dem andern harmoniren.

Da übrigens die Homeriſchen Meiſterſtücke der Poeſie älter waren, als irgend ein Meiſterſtück der Kunſt; da Homer die Natur eher mit einem mahleriſchen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die Artiſten verſchiedne ihnen beſonders nützliche Bemerkungen, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen, ſchon bey dem Homer gemacht fanden, wo ſie dieſelben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen: *d*

Η, και κυανεησιν ἐπ' ὀφρυσι νευσε Κρονιων·
Αμβρόσιαι δ' ἀρα χαιται ἐπερρωσαντο ἀνακτος,
Κρατος ἀπ' ἀθανατοιο· μεγαν δ' ἐλελιξεν Ολυμπον·

ihm bey ſeinem Olympiſchen Jupiter zum Vorbilde gedienet, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipso coelo petitum, gelungen ſey. Wem dieſes nichts mehr geſagt heißt, als daß die Phantaſie des Künſtlers durch das erhabene Bild des Dichters befeuert, und eben ſo erhabener Vorſtellungen fähig gemacht worden, der, dünkt mich, überſieht das Weſentlichſte, und begnügt ſich mit etwas ganz allgemeinem, wo ſich, zu einer weit gründlichern Befriedigung, etwas ſehr ſpecielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieſer Stelle zuerſt bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, quanta pars animi *e* ſich in ihnen zeige. Vielleicht, daß ſie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaaſſen auszudrücken, was Homer ambroſiſches Haar nennet. Denn es iſt gewiß, daß die alten Künſtler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verſtanden, und beſonders das Haar ſehr vernachläſſiget hatten. Noch Myron war in beyden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt, *f* und nach eben demſelben, war Pythagoras Leontinus der erſte, der ſich durch ein zierliches Haar

d) Iliad. *A*. v. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.

e) Plinius lib. X. sect. 51. p. 616. Edit. Hard,

f) Idem lib. XXXIV. sect. 19. p. 651. Ipse tamen corporum tenus curiosus, animi sensus non expressisse videtur, capillum quoque et pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisset.

hervorthat. *g* Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künſtler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beyſpiel dieſer Art anführen, welches mich allezeit ſehr vergnügt hat. Man erinnere ſich, was Hogarth über den Apollo zu Belvedere anmerkt. *h* „Dieſer Apollo, ſagt er, und der Antinous ſind „beyde in eben demſelben Pallaſte zu Rom zu ſehen. Wenn aber Anti„nous den Zuſchauer mit Verwunderung erfüllet, ſo ſetzet ihn der Apollo „in Erſtaunen; und zwar, wie ſich die Reiſenden ausdrücken, durch einen „Anblick, welcher etwas mehr als menſchliches zeiget, welches ſie gemeinig„lich gar nicht zu beſchreiben im Stande ſind. Und dieſe Wirkung iſt, „ſagen ſie, um deſto bewundernswürdiger, da, wenn man es unterſucht, „das Unproportionirliche daran auch einem gemeinen Auge klar iſt. Einer „der beſten Bildhauer, welche wir in England haben, der neulich dahin „reiſete, dieſe Bildſäule zu ſehen, bekräftigte mir das, was itzo geſagt „worden, beſonders, daß die Füſſe und Schenkel, in Anſehung der obern „Theile, zu lang und zu breit ſind. Und Andreas Sacchi, einer der „größten Italiäniſchen Mahler, ſcheinet eben dieſer Meinung geweſen zu „ſeyn, ſonſt würde er ſchwerlich (in einem berühmten Gemählde, welches „itzo in England iſt) ſeinem Apollo, wie er den Tonkünſtler Pasquilini „krönet, das völlige Verhältniß des Antinous gegeben haben, da er übri„gens wirklich eine Copie von dem Apollo zu ſeyn ſcheinet. Ob wir „gleich an ſehr groſſen Werken oft ſehen, daß ein geringerer Theil aus „der Acht gelaſſen worden, ſo kann dieſes doch hier der Fall nicht ſeyn. „Denn an einer ſchönen Bildſäule iſt ein richtiges Verhältniß eine von „ihren weſentlichen Schönheiten. Daher iſt zu ſchlieſſen, daß dieſe Glie„der mit Fleiß müſſen ſeyn verlängert worden, ſonſt würde es leicht haben „können vermieden werden. Wenn wir alſo die Schönheiten dieſer Figur „durch und durch unterſuchen, ſo werden wir mit Grunde urtheilen, daß „das, was man bisher für unbeſchreiblich vortrefflich an ihrem allgemeinem „Anblicke gehalten, von dem hergerühret hat, was ein Fehler in einem „Theile derſelben zu ſeyn geſchienen." — Alles dieſes iſt ſehr einleuchtend; und ſchon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Anſehen giebt, welches bloß aus dieſem Zuſatze von Gröſſe in den Abmeſſungen der Füſſe und Schenkel entſpringet. Denn

g) Ibid. Hic primus nervos et venas expressit; capillumque diligentius.
h) Zergliederung der Schönheit. S. 47. Berl. Ausg.

wenn Antenor die Geſtalt des Ulyſſes mit der Geſtalt des Menelaus vergleichen will, ſo läßt er ihn ſagen: *i*

Σταντων μεν, Μενελαος ὑπειρεχεν ἐυρεας ὠμους,
Ἀμφω δ' ἑζομενω, γεραρωτερος ἠεν Οδυσσευς.

„Wann beyde ſtanden, ſo ragte Menelaus mit den breiten Schultern hoch „hervor; wann aber beyde ſaſſen, war Ulyſſes der anſehnlichere." Da Ulyſſes alſo das Anſehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, ſo iſt das Verhältniß leicht zu beſtimmen, welches beyder Oberleib zu den Füſſen und Schenkeln gehabt. Ulyſſes hatte einen Zuſatz von Gröſſe in den Proportionen des erſtern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

XXIII.

Ein einziger unſchicklicher Theil kann die übereinſtimmende Wirkung vieler zur Schönheit ſtören. Doch wird der Gegenſtand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfodert mehrere unſchickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müſſen überſehen können, wenn wir dabey das Gegentheil von dem empfinden ſollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Weſen nach, kein Vorwurf der Poeſie ſeyn können; und dennoch hat Homer die äuſſerſte Häßlichkeit in dem Therſites geſchildert, und ſie nach ihren Theilen neben einander geſchildert. Warum war ihm bey der Häßlichkeit vergönnet, was er bey der Schönheit ſo einſichtsvoll ſich ſelbſt unterſagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit, durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente, nicht eben ſowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird ſie das; aber hierinn liegt auch die Rechtfertigung des Homers. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erſcheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichſam, von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu ſeyn aufhöret, wird ſie dem Dichter brauchbar; und was er vor ſich ſelbſt nicht

i) Iliad. Γ. v. 210. 11.

nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns, in Ermangelung reinangenehmer Empfindungen, unterhalten muß.

Diese vermischte Empfindungen sind das Lächerliche, und das Schreckliche.

Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch seine bloße Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit ist Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contrast von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfodert. *a* Dieses ist die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzusetzen möchte, daß dieser Contrast nicht zu krall und zu schneidend seyn muß, daß die Oppositа, um in der Sprache der Mahler fortzufahren, von der Art seyn müssen, daß sie sich in einander verschmelzen lassen. Der weise und rechtschaffene Aesop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Thersites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfratze, das *Γελοιον* seiner lehrreichen Mährchen, vermittelst der Ungestaltheit auch in seine Person verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine schöne Seele, sind wie Oel und Eßig, die wenn man sie schon in einander schlägt, für den Geschmack doch immer getrennet bleiben. Sie gewähren kein Drittes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen; jedes das seine für sich. Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich ist, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vorurtheile gegen sie wird: alsdenn fliessen Verdruß und Wohlgefallen in einander; aber die neue daraus entspringende Erscheinung ist nicht Lachen, sondern Mitleid, und der Gegenstand, den wir ohne dieses nur hochgeachtet hätten, wird interessant. Der mißgebildete gebrechliche Pope mußte seinen Freunden weit interessanter seyn, als der schöne und gesunde Wicherley den seinen. — So wenig aber Thersites durch die bloße Häßlichkeit lächerlich wird; eben so wenig würde er es ohne dieselbe seyn. Die Häßlichkeit; die Uebereinstimmung dieser Häßlichkeit mit seinem Charakter; der Widerspruch, den beyde mit der Idee machen, die er von seiner eigenen Wichtigkeit heget; die unschädliche, ihn allein demüthigende Wirkung seines boshaften Geschwätzes: alles muß zusammen zu diesem Zwecke wirken. Der letztere Umstand ist das *Ου φθαρτικον*, welches Aristoteles *b* unumgänglich zu dem Lächerlichen verlanget;

a) Philos. Schriften des Hrn. Moses Mendelssohn Th. II. S. 23.
b) De Poetica cap. V.

ſo wie es auch mein Freund zu einer nothwendigen Bedingung macht, daß jener Contraſt von keiner Wichtigkeit ſeyn, und uns nicht ſehr intereſſiren müſſe. Denn man nehme auch nur an, daß dem Therſites ſelbſt ſeine hämiſche Verkleinerung des Agamemnons theurer zu ſtehen gekommen wäre, daß er ſie, anſtatt mit ein Paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müſſen: und wir würden aufhören über ihn zu lachen. Denn dieſes Scheuſal von einem Menſchen iſt doch ein Menſch, deſſen Vernichtung uns ſtets ein gröſſeres Uebel ſcheinet, als alle ſeine Gebrechen und Laſter. Um die Erfahrung hiervon zu machen, leſe man ſein Ende bey dem Quintus Calaber. c Achilles betauert die Penthesilea getödtet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, ſo tapfer vergoſſen, fodert die Hochachtung und das Mitleid des Helden; und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der ſchmähſüchtige Therſites macht ihm dieſe Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wolluſt, die auch den wackerſten Mann zu Unſinnigkeiten verleite,

— — — ἠὲ ἄφρονα φωτα τιθησι
Και πινυτον περ ἐοντα. — — — —

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu verſetzen, ſchlägt er ihn ſo unſanft zwiſchen Back und Ohr, daß ihm Zähne, und Blut und Seele mit eins aus dem Halſe ſtürzen. Zu grauſam! Der jachzornige mörderiſche Achilles wird mir verhaßter, als der tückiſche knurrende Therſites; das Freudengeſchrey, welches die Griechen über dieſe That erheben, beleidiget mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der ſchon das Schwerd zucket, ſeinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Therſites auch mein Anverwandter iſt, ein Menſch.

Geſetzt aber gar, die Verhetzungen des Therſites wären in Meuterey ausgebrochen, das aufrühreriſche Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hätte ſeine Heerführer verrätheriſch zurückgelaſſen, die Heerführer wären hier einem rachſüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgerichte über Flotte und Volk ein gänzliches Verderben verhangen: wie würde uns alsdenn die Häßlichkeit des Therſites erſcheinen? Wenn unſchädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, ſo iſt ſchädliche Häßlichkeit allezeit ſchrecklich. Ich weis dieſes nicht beſſer zu erläutern, als mit ein Paar vortreflichen Stellen des Shakeſpear. Edmund, der Baſtard des Grafen von Gloſter, im König Lear, iſt kein geringerer

c) Paralipom. lib. I. v. 720—778.

Böſewicht, als Richard, Herzog von Gloceſter, der ſich durch die abſcheulichſten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen, Richard der Dritte, beſtieg. Aber wie kömmt es, daß jener bey weitem nicht ſo viel Schaudern und Entſetzen erwecket, als dieſer? Wenn ich den Baſtard ſagen höre: *d*

Thou, Nature, art my Goddess, to thy Law
My Services are bound; wherefore should I
Stand in the Plage of Custom, and permit
The curtesie of Nations to deprive me,
For that I am some twelve, or fourteen Moonshines
Lag of a Brother? Why Bastard? wherefore base?
When my dimensions are as well compact,
My mind as gen'rous, and my shape as true
As honest Madam's Issue? Why brand they thus
With base? with baseness? bastardy, base? base?
Who, in the lusty stealth of Nature, take
More composition and fierce quality,
Than doth, within a dull, stale, tired Bed,
Go to creating a whole tribe of Fops,
Got 'tween a-sleap and wake?

ſo höre ich einen Teufel, aber ich ſehe ihn in der Geſtalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Gloceſter ſagen: *e*

But I, that am not shap'd for sportive Tricks,
Nor made to court an am'rous looking-glass,
I, that am rudely stampt, and want Love's Majesty,
To strut before a wanton, ambling Nymph;
I, that am curtail'd of this fair proportion,
Cheated of feature by dissembling nature,
Deform'd, unfinish'd, sent before my time
Into this breathing world, scarce half made up,
And that so lamely and unfashionably,
That dogs bark at me, as I halt by them:
Why I (in this weak piping time of Peace)
Have no delight to pass away the time;

d) King Lear. Act. I. Sc. VI.
e) The Life and Death of Richard III. Act. I. Sc. I.

Unless to spy my shadow in the sun,
And descant on mine own deformity.
And therefore, since I cannot prove a Lover,
To entertain these fair well-spoken days,
I am determined, to prove a Villain!

ſo höre ich einen Teufel, und ſehe einen Teufel; in einer Geſtalt, die der Teufel allein haben ſollte.

XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen: welchen Gebrauch iſt dem Mahler davon zu machen vergönnet?

Die Mahlerey, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Mahlerey, als ſchöne Kunſt, will ſie nicht ausdrücken. Als jener, gehören ihr alle ſichtbare Gegenſtände zu: als dieſe, ſchließt ſie ſich nur auf diejenigen ſichtbaren Gegenſtände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen nicht auch die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter *a* hat dieſes bereits von dem Eckel bemerkt. „Die Vorſtellungen der Furcht," ſagt er, „der Traurigkeit, des Schreckens, des Mitleids u. ſ. w. können nur Unluſt erregen, in ſo weit wir das Uebel für wirklich halten. Dieſe können „alſo durch die Erinnerung, daß es ein künſtlicher Betrug ſey, in angenehme Empfindungen aufgelöſet werden. Die widrige Empfindung des „Eckels aber erfolgt, vermöge des Geſetzes der Einbildungskraft auf die „bloſſe Vorſtellung in der Seele, der Gegenſtand mag für wirklich gehalten werden, oder nicht. Was hilfts dem beleidigten Gemüthe alſo, „wenn ſich die Kunſt der Nachahmung noch ſo ſehr verräth? Ihre Unluſt „entſprang nicht aus der Vorausſetzung, daß das Uebel wirklich ſey, ſondern aus der bloſſen Vorſtellung deſſelben, und dieſe iſt wirklich da. „Die Empfindungen des Eckels ſind alſo allezeit Natur, niemals Nachahmung."

Eben dieſes gilt von der Häßlichkeit der Formen. Dieſe Häßlichkeit beleidiget unſer Geſicht, widerſtehet unſerm Geſchmacke an Ordnung und

a) Briefe die neueſte Litteratur betreffend, Th. V. S. 102.

Uebereinſtimmung, und erwecket Abſcheu, ohne Rückſicht auf die wirkliche Exiſtenz des Gegenſtandes, an welchem wir ſie wahrnehmen. Wir mögen den Therſites weder in der Natur noch im Bilde ſehen; und wenn ſchon ſein Bild weniger mißfällt, ſo geſchieht dieſes doch nicht deswegen, weil die Häßlichkeit ſeiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu ſeyn aufhöret, ſondern weil wir das Vermögen beſitzen, von dieſer Häßlichkeit zu abſtrahiren, und uns blos an der Kunſt des Mahlers zu vergnügen. Aber auch dieſes Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunſt angewendet worden, und dieſe Ueberlegung wird ſelten fehlen, die Geringſchätzung des Künſtlers nach ſich zu ziehen.

Ariſtoteles giebt eine andere Urſache an, *b* warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken; auch in der getreueſten Abbildung Vergnügen gewähren; die allgemeine Wißbegierde des Menſchen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, τι ἑκαστον, was ein jedes Ding iſt, oder wenn wir daraus ſchlieſſen können, ὁτι οὑτος ἐκεινος, daß es dieſes oder jenes iſt. Allein auch hieraus folget, zum Beſten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unſerer Wißbegierde entſpringt, iſt momentan, und dem Gegenſtande, über welchen ſie befriediget wird, nur zufällig: das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenſtande, der es erweckt, weſentlich. Wie kann alſo jenes dieſem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beſchäftigung, welche uns die Bemerkung der Aehnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit beſiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, deſto mehr ſtelle ich mich dieſer Wirkung blos, ſo daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verſchwindet, und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibet. Nach den Beyſpielen, welche Ariſtoteles giebt, zu urtheilen, ſcheinet es, als habe er auch ſelbſt die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenſtänden rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Dieſe Beyſpiele ſind, reiſſende Thiere und Leichname. Reiſſende Thiere erregen Schrecken, wenn ſie auch nicht häßlich ſind; und dieſes Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit, iſt es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöſet wird. So auch mit den Leichnamen; das ſchärfere Gefühl des

b) De Poetica cap. IV.

Mitleids, die ſchreckliche Erinnerung an unſere eigene Vernichtung iſt es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenſtande macht; in der Nachahmung aber verliert jenes Mitleid, durch die Ueberzeugung des Betrugs, das Schneidende; und von dieſer fatalen Erinnerung kann uns ein Zuſatz von ſchmeichelhaften Umſtänden entweder gänzlich abziehen, oder ſich ſo unzertrennlich mit ihr vereinen, daß wir mehr wünſchenswürdiges als ſchreckliches darinn zu bemerken glauben.

Da alſo die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche ſie erregt, ungangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen iſt, welche ſich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und vor ſich ſelbſt kein Vorwurf der Mahlerey, als ſchöner Kunſt, ſeyn kann: ſo käme es noch darauf an, ob ſie ihr, nicht eben ſo wohl wie der Poeſie, als Ingrediens, zur andere Empfindungen zu verſtärken, nützlich ſeyn könne.

Darf die Mahlerey, zur Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen, ſich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, ſo grade zu, mit Nein hierauf zu antworten. Es iſt unleugbar, daß unſchädliche Häßlichkeit auch in der Mahlerey lächerlich werden kann; beſonders wenn eine Affectation nach Reitz und Anſehen damit verbunden wird. Es iſt eben ſo unſtreitig, daß ſchädliche Häßlichkeit, ſo wie in der Natur, alſo auch im Gemählde Schrecken erwecket; und daß jenes Lächerliche und dieſes Schreckliche, welches ſchon vor ſich vermiſchte Empfindungen ſind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß demohngeachtet ſich die Mahlerey hier nicht völlig mit der Poeſie in gleichem Falle befindet. In der Poeſie, wie ich angemerket, verlieret die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexiſtirenden Theile in ſucceſſive, ihre widrige Wirkung faſt gänzlich; ſie höret von dieſer Seite gleichſam auf, Häßlichkeit zu ſeyn, und kann ſich daher mit andern Erſcheinungen deſto inniger verbinden, um eine neue beſondere Wirkung hervorzubringen. In der Mahlerey hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beyſammen, und wirkt nicht viel ſchwächer, als in der Natur ſelbſt. Unſchädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnet die Oberhand, und was in den erſten Augenblicken poſſirlich war, wird in der Folge blos abſcheulich. Nicht anders gehet es mit der

ſchädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert ſich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieſes überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Epiſode des Therſites aus der Reihe ſeiner Homeriſchen Gemählde wegzulaſſen. Aber hat man darum auch Recht, ſie aus dem Homer ſelbſt wegzuwünſchen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter, von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke, dieſer Meinung iſt. c Ich verſpare es, auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären.

XXV.

Auch der zweyte Unterſchied, welchen der angeführte Kunſtrichter, zwiſchen dem Eckel und andern unangenehmen Leidenſchaften der Seele findet, äuſſert ſich bey der Unluſt, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erwecket.

„Andere unangenehme Leidenſchaften, ſagt er, *a* können auch auſſer „der Nachahmung, in der Natur ſelbſt, dem Gemüthe öfters ſchmeicheln; „indem ſie niemals reine Unluſt erregen, ſondern ihre Bitterkeit allezeit „mit Wolluſt vermiſchen. Unſere Furcht iſt ſelten von aller Hoffnung „entblößt; der Schrecken belebt alle unſere Kräfte, der Gefahr auszu„weichen; der Zorn iſt mit der Begierde ſich zu rächen, die Traurigkeit „mit der angenehmen Vorſtellung der vorigen Glückſeligkeit verknüpft, und „das Mitleiden iſt von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zu„neigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freyheit, ſich bald bey dem „vergnüglichen, bald bey dem widrigen Theile einer Leidenſchaft zu ver„weilen, und ſich eine Vermiſchung von Luſt und Unluſt ſelbſt zu ſchaffen, „die reitzender iſt, als das lauterſte Vergnügen. Es braucht nur ſehr „wenig Achtſamkeit auf ſich ſelber, um dieſes vielfältig beobachtet zu haben; „und woher käme es denn ſonſt, daß dem Zornigen ſein Zorn, dem Trau„rigen ſeine Unmuth lieber iſt, als alle freudige Vorſtellungen, dadurch „man ihn zu beruhigen gedenket? Ganz anders aber verhält es ſich mit „dem Eckel und den ihm verwandten Empfindungen. Die Seele erkennet „in demſelben keine merkliche Vermiſchung von Luſt. Das Mißvergnügen

c) Klotzii Epiſtolae Homericae, p. 33. et ſeq.
a) Eben daſelbſt S. 103.

„gewinnet die Oberhand, und daher ist kein Zustand, weder in der Natur „noch in der Nachahmung zu erdenken, in welchem das Gemüth nicht von „diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurückweichen sollte."

Vollkommen richtig; aber da der Kunstrichter selbst, noch andere mit dem Eckel verwandten Empfindungen erkennet, die gleichfalls nichts als Unlust gewähren, welche kann ihm näher verwandt seyn, als die Empfindung des Häßlichen in den Formen? Auch diese ist in der Natur ohne die geringste Mischung von Lust; und da sie deren eben so wenig durch die Nachahmung fähig wird, so ist auch von ihr kein Zustand zu erdenken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorstellung nicht mit Widerwillen zurückweichen sollte.

Ja dieser Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl sorgfältig genug untersucht habe, ist gänzlich von der Natur des Eckels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form begleitet, ist Eckel, nur in einem geringern Grade. Dieses streitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunstrichters, nach welcher er nur die allerdunkelsten Sinne, den Geschmack, den Geruch und das Gefühl, dem Eckel ausgesetzet zu seyn glaubet. „Jene beyde, „sagt er, durch eine übermäßige Süßigkeit, und dieses durch eine allzu„grosse Weichheit der Körper, die den berührenden Fibern nicht genugsam „widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch dem Gesichte unerträglich, aber blos durch die Association der Begriffe, indem wir uns „des Widerwillens erinnern, den sie dem Geschmacke, dem Geruche, oder „dem Gefühle verursachen. Denn eigentlich zu reden, giebt es keine Ge„genstände des Eckels für das Gesicht." Doch mich dünkt, es lassen sich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermahl in dem Gesichte, eine Hasenscharte, eine gepletschte Nase mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbrauneh, sind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geschmacke, noch dem Gefühle zuwider seyn können. Gleichwohl ist es gewiß, daß wir etwas dabey empfinden, welches dem Eckel schon viel näher kömmt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden lassen; je zärtlicher das Temperament ist, desto mehr werden wir von den Bewegungen, in dem Körper dabey fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß diese Bewegungen sich sehr bald wieder verlieren, und schwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann; wovon man allerdings die Ursache darinn zu suchen hat, daß es Gegenstände des Gesichts sind, welches in

ihnen, und mit ihnen zugleich, eine Menge Realitäten wahrnimmt, durch deren angenehme Vorstellungen jene unangenehme so geschwächt und verdunkelt wird, daß sie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geschmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem sie von etwas Widerwärtigen gerühret werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in seiner ganzen Stärke, und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erschütterung begleitet seyn.

Uebrigens verhält sich auch zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen so, wie das Häßliche. Ja, da seine unangenehme Wirkung die heftigere ist, so kann es noch weniger als das Häßliche an und vor sich selbst ein Gegenstand weder der Poesie, noch der Mahlerey werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck sehr gemildert wird, getrauete ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter, wenigstens einige eckelhafte Züge, als ein Ingrediens zu den nehmlichen vermischten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit so gutem Erfolge verstärket.

Das Eckelhafte kann das Lächerliche vermehren, oder Vorstellungen der Würde, des Anstandes, mit dem Eckelhaften in Contrast gesetzet, werden lächerlich. Exempel hiervon lassen sich bey dem Aristophanes in Menge finden. Das Wiesel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in seinen astronomischen Beschauungen unterbrach. b.

ΜΑΘ. Προην δε γε γνωμην μεγαλην ἀφηρεθη
Υπ' ἀσκαλαβώτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.
ΜΑΘ. Ζητουντος αὐτου της σελήνης τὰς ὁδους
Και τας περιφορας, εἰτ' ἀμῶ κεχηνοτος
Απο της ὀροφης νυκτῶρ γαλεωτης κατεχεσεν.
ΣΤΡ. Ησθην γαλεωτη καταχεσαντι Σωκρατους.

Man lasse es nicht eckelhaft seyn, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche ist verschwunden. Die drolligsten Züge von dieser Art hat die Hottentottische Erzehlung, Tquassouw und Knönmquaiha, in dem Kenner, einer Englischen Wochenschrift voller Laune, die man dem Lord Chesterfield zuschreibet. Man weis, wie schmutzig die Hottentotten sind; und wie vieles sie für schön und zierlich und heilig halten, was uns Eckel und Abscheu erwecket. Ein gequetschter Knorpel von Nase,

b) Nubes v. 170—74.

schlappe bis auf den Nabel herabhangende Brüste, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Rus an der Sonne durchbeitzet, die Haarlocken von Schmeer trieffend, Füsse und Arme mit frischem Gedärme umwunden: dieß denke man sich an dem Gegenstande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dieß höre man in der edeln Sprache des Ernstes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte sich des Lachens! c

Mit dem Schrecklichen scheinet sich das Eckelhafte noch inniger vermischen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, ist nichts als ein eckelhaftes Schreckliche. Dem Longin d mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beym Hesiodus, e das Της ἐκ μὲν ρινων μυξαι ρεον; doch mich dünkt, nicht sowohl weil es ein eckler Zug ist, als weil es ein bloß eckler Zug ist, der zum Schrecklichen nichts beyträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel, (μακροι δ' ὀνυχες χειρεσσιν ὑμησαν) scheinet er nicht tadeln zu wollen. Gleichwohl sind lange Nägel nicht viel weniger eckel, als eine fliessende Nase. Aber die langen Nägel sind zugleich schrecklich; denn sie sind es, welche die Wangen zerfleischen, daß das Blut davon auf die Erde rinnet:

— — — — ἐκ δε παρειων.
Αιμ' ἀπελειβετ' ἐραζε — — —

Hingegen eine fliessende Nase, ist weiter nichts als eine fliessende Nase;

c) The Connoisseur, Vol. I. No. 21. Von der Schönheit der Knonmqualha heißt es: He was struck with the glossy hue of her complexion, which shone like the jetty down on the black hogs of Hessaqua; he was ravished with the prest gristle of her nose; and his eyes dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breasts, which descended to her navel. Und was trug die Kunst bey, so viel Reitze in ihr vortheilhaftestes Licht zu setzen? She made a varnish of the fat of goats mixed with soot, with which she anointed her whole body, as she stood beneath the rays of the sun: her locks were clotted with molted grease, and powdered with the yellow dust of Buchu: her face, which shone like the polished ebony, was beautifully varied with spots of red earth, and appeared like the sable curtain of the night bespangled with stars: she sprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkbingsem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an heiser: from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid: the wings of an ostrich overshadowed the fleshy promontories behind; and before she wore an apron formed of the shaggy ears of a lion. Ich füge noch die Ceremonie der Zusammengebung des verliebten Paares hinzu: The Surri or Chief Priest approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites tho the melodious grumbling of the Gom-Gom; and at the same time (according to the manner of Caffraria) bedewed them plentifully with the urinary benediction. The bride and bridegroom rubbed in the precious stream with extasy; while the briny drops trickled from their bodies; like the oozy surge from the rocks of Chirigriqua.

d) Περι Υψους, τμημα ῃ, p. 15. edit. T. Fabri.

e) Scut. Hercul. v. 266.

und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man lese bey dem Sophokles die Beschreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da ist nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu sehen, ausser eine zertretene Streu von dürren Blättern, ein unförmlicher hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des kranken verlassenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieses traurige fürchterliche Gemählde? Mit einem Zusatze von Eckel. „Ha! fährt Neoptolem auf einmal zusammen, „hier trockenen zerrissene Lappen, voll Blut und Eiter!“ *f*

ΝΕ. Ορω κενην οἰκησιν ἀνθρωπων διχα.
ΟΔ. Ουδ' ενδον οἰκοποιος ἐστι τις τροφη;
ΝΕ. Στειπτη γε φυλλας ὡς ἐναυλιζοντι τῳ.
ΟΔ. Τα δ' ἀλλ' ἐρημα, κουδεν ἐσθ' ὑποσχεσον;
ΝΕ. Αυτοξυλον γ' εκπωμα, φαυλουργου τινος
Τεχνηματ' ἀνδρος, και πυρει ὁμου ταδε.
ΟΔ. Κεινου. το θησαυρισμα σημαινεις τοδε.
ΝΕ. Ιου, ιου· και ταυτα γ' ἀλλα θαλπεται
Ρακη, βαρειας του νοσηλειας πλεα.

So wird auch beym Homer der geschleifte Hektor, durch das von Blut und Staub entstellte Gesicht, und zusammenverklebte Haar,

Squallentem barbam et concretos sanguine crines,

(wie es Virgil ausdrückt *g*) ein eckler Gegenstand, aber eben dadurch um so viel schrecklicher, um so viel rührender. Wer kann die Strafe des Marsyas, beym Ovid, sich ohne Empfindung des Eckels denken? *h*

Clamanti cutis est summos derepta per artus:
Nec quidquam, nisi vulnus erat: cruor undique manat:
Detectique patent nervi, trepidæque sine ulla
Pelle micant venæ: salientia viscera possis,
Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Eckelhafte hier an seiner Stelle ist? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche ist selbst in der Natur, wenn unser Mitleid dabey interessiret wird, nicht ganz unangenehm; wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel

f) Philoct. v. 31—39.
g) Aeneid. lib. II. v. 277.
h) Metamorph. VI. v. 397.

nicht häuffen. Doch dieſes muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schrecklichem giebt, zu dem der Weg dem Dichter faſt einzig und allein durch das Eckelhafte offen ſtehet. Es iſt das Schreckliche des Hungers. Selbſt im gemeinen Leben drucken wir die äuſſerſte Hungersnoth nicht anders als durch die Erzehlungen aller der unwahrhaften, ungeſunden und beſonders eckeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriediget werden müſſen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers ſelbſt in uns erregen kann, ſo nimt ſie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichſten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieſes ſucht ſie zu erregen, um uns aus der Unluſt deſſelben ſchlieſſen zu laſſen, wie ſtark jene Unluſt ſeyn müſſe, bey der wir die gegenwärtige gern aus der Acht ſchlagen würden. Ovid ſagt von der Oreade, welche Ceres an den Hunger abſchickte: *i*)

Hanc (famem) procul ut vidit — —
— refert mandata deæ; paulumque morata,
Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,
Visa tamen sensisse famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger ſelbſt wäre, hat dieſe anſteckende Kraft nicht; Erbarmen, und Gräul, und Eckel, kann er empfinden laſſen, aber keinen Hunger. Dieſen Gräul hat Ovid in dem Gemählde der Fames nicht geſparet, und in dem Hunger des Ereſichthons ſind, ſowohl bey ihm, als bey dem Kallimachus *k*) die eckelhaften Züge die ſtärkſten. Nachdem Ereſichthon alles aufgezehret, und auch der Opferkuh nicht verſchonet hatte, die ſeine Mutter der Veſta auffütterte; läßt ihn Kallimachus über Pferde und Katzen herfallen, und auf den Straſſen die Brocken und ſchmutzigen Ueberbleibſel von fremden Tiſchen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, τὰν Ἐξιᾳ ἔτρεφε ματηρ,
Και τον ἀεθλοφορον και τον πολεμηιον ἱππον,
Και ταν ἀιλουρον, ταν ἔτρεμε θηρια μικκα —
Και τοτ' ῥ' ἐτω βασίληος ἐνι τριοδοισι καθησο
Αιτιζων ἀκολως τε και ἐκβολα λυματα δαιτος —

Und Ovid läßt ihn zuletzt die Zähne in ſeine eigene Glieder ſetzen, um ſeinen Leib mit ſeinem Leibe zu nähren.

i) Ibid. lib. VIII. v. 809.
k) Hym. in Cererem v. 111—116.

Vis tamen illa mali postquam consumserat omnem
Materiam — — — — —
Ipse suos artus lacero divellere morsu
Cœpit; et infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen ſo ſtinkend, ſo unſtätig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speiſen bewirken ſollte, deſto ſchrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beym Apollonius: *l*

Τυτθον δ' ἠν αρα δη ποτ' ἐδητυος ἀμμι λιπωσι,
Πνει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.
Ου κε τις ουδε μινυνθα βροτων ἀνσχοιτο πελασσας,
Ουδ' εἰ οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κεαρ εἰη.
Αλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπιςχει ἀναγκη
Μιμνειν, και μιμνοντα κακη ἐν γαςερι θεσθαι.

Ich möchte gern aus dieſem Geſichtspunkte die eckele Einführung der Harpyen beym Virgil entſchuldigen; aber es iſt kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den ſie verurſachen, ſondern nur ein inſtehender, den ſie prophezeyen; und noch dazu löſet ſich die ganze Prophezeyung endlich in ein Wortſpiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geſchichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die eckelhafteſte, gräßlichſte Stellung, in die er ihn mit ſeinem ehemaligen Verfolger in der Hölle ſetzet; ſondern auch die Verhungerung ſelbſt iſt nicht ohne Züge des Eckels, der uns beſonders da ſehr merklich überfällt, wo ſich die Söhne dem Vater zur Speiſe anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauſpiele von Beaumont und Fletcher anführen, die ſtatt aller andern Beyſpiele hätte ſeyn können, wenn ich ſie nicht für ein wenig zu übertreiben erkennen müßte. m

l) Argonaut. lib. II. v. 228—33.

m) The Sea-Voyage Act. III. Sc. I. Ein franzöſiſcher Seeräuber wird mit ſeinem Schiffe an eine wüſte Inſel verſchlagen. Habſucht und Neid entzweyen ſeine Leute, und ſchaffen ein Paar Elenden, welche auf dieſer Inſel geraume Zeit der äuſſerſten Noth ausgeſetzt geweſen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu ſtechen. Alles Vorrathes von Lebensmitteln ſonach auf einmal beraubet, ſehen jene Nichtswürdige gar bald den ſchmähligſten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern ſeinen Hunger und ſeine Verzweiflung, folgendergeſtalt aus:

LAMURE. Oh, what a Tempest have I in my Stomach!
How my empty Guts cry out! My wounds ake,
Would they would bleed again, that I might get
Something to quench my thirst.
FRANVILLE. O Lamure, the Happiness my dogs had.
When I kept house at home! They had a storehouse,

Ich komme auf die eckelhaften Gegenſtände in der Mahlerey. Wenn es auch ſchon ganz unſtreitig wäre, daß es eigentlich gar keine eckelhafte Gegenſtände für das Geſicht gäbe, von welchen es ſich von ſich ſelbſt verſtünde, daß die Mahlerey, als ſchöne Kunſt, ihrer entſagen würde: ſo müßte ſie dennoch die eckelhaften Gegenſtände überhaupt vermeiden, weil

A storehouse of most plessed bones and crusts,
Happy crusts. Oh, how sharp Hunger pinches me! —
LAMURE. How now, what news?
MORILLAR. Hast any Meat yet?
FRANVILLE. Not a bit that I can see;
Here be goodly quarries, but they be cruel hard
To gnaw: I ha' got some mud, we'll eat it with spoons,
Very good thick mud; but it stinks damnably,
There's old rotten trunks of trees too,
But not a leaf nor blossom in all the island.
LAMURE. How it looks!
MORILLAR. It stinks too.
LAMURE. It may be poison.
FRANVILLE. Let it be any thing;
So I can get it down. Why Man,
Poison's a princely dish.
MORILLAR. Hast thou no Bisket?
No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,
Give me but three small crumbs.
FRANVILLE. Not for three Kingdoms,
If I were Master of 'em. Oh, Lamure,
But one poor joint of Mutton, we ha' scorn'd, Man.
LAMURE. Thou speak'st of Paradise;
Or but the snuffs of those Healths,
We have lewdly at midnight flang away.
MORILLAR. Ah! but to lick the glasses.

Doch alles dieſes iſt noch nichts gegen den folgenden Auftritt, wo der Schiffchirurgus dazu kömmt.

FRANVILLE. Here comes the Surgeon. What
Hast thou discover'd? Smile, smile and comfort us.
SURGEON. I am expiring,
Smile they that can. I can find nothing, Gentlemen,
Here 's nothing can be meat, without a miracle.
Oh that I had my boxes and my lints now,
My stupes, my tents, and those sweet helps of Nature,
What dainty dishes could I make of 'em.
MORILLAR. Hast ne'er an old suppository?
SURGEON. Oh would I had, Sir,
LAMURE. Or but the paper where such a cordial
Potion, or pills hath been entomb'd.
FRANVILLE. Or the best bladder where a cooling-glister.
MORILLAR. Hast thou no fearcloths left?
Nor any old pultesses?
FRANVILLE. We care not to what it hath been ministred.
SURGEON. Sure I have none of these dainties, Gentlemen.

die Verbindung der Begriffe sie auch dem Gesichte eckel macht. Pordenone läßt, in einem Gemählde von dem Begräbnisse Christi, einen von den Anwesenden die Nase sich zuhalten. Richardson mißbilliget dieses deswegen, *n* weil Christus noch nicht so lange todt gewesen, daß sein Leichnam in Fäulung übergehen können. Bey der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, sey es dem Mahler erlaubt, von den Umstehenden einige so zu zeigen, weil es die Geschichte ausdrücklich sage, daß sein Körper schon gerochen habe. Mich dünkt diese Vorstellung auch hier unerträglich; denn nicht blos der wirkliche Gestank, auch schon die Idee des Gestankes erwecket Eckel. Wir fliehen stinkende Orte, wenn wir schon den Schnupfen haben. Doch die Mahlerey will das Eckelhafte, nicht des Eckelhaften wegen; sie will es, so wie die Poesie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verstärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Häßlichen in diesem Falle angemerkt habe, gilt von dem Eckelhaften um so viel mehr. Es verlieret in einer sichtbaren Nachahmung von seiner Wirkung ungleich weniger, als in einer hörbaren; es kann sich also auch dort mit den Bestandtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger innig vermischen, als hier; sobald die Ueberraschung vorbey, sobald der erste gierige Blick gesättiget, trennet es sich wiederum gänzlich, und liegt in seiner eigenen rohen Gestalt da.

XXIV.

Des Herrn Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums, ist erschienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben. Blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz, zu seiner Beschämung, in den Werken der Kunst widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Mahlerey und Poesie mit einander verknüpfen, und sie werden sie nicht enger zugezogen haben, als es beyden zuträglich ist. Was

FRANVILLE. Where's the great wen
Thou cut'st from Hugh the sailor's shoulder?
That would serve now for a most princely Banquet.
SURGEON. Ay if we had it, Gentlemen.
I flung it over-bord, Slave that I was.
LAMURE. A most improvident Villain.

n) Richardson de la Peinture T. I. p. 74.

ihre Künſtler gethan, wird mich lehren, was die Künſtler überhaupt thun ſollen; und wo ſo ein Mann die Fackel der Geſchichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.

Man pfleget in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernſtlich zu leſen anfängt. Meine Neugierde war, vor allen Dingen des Verfaſſers Meinung von dem Laokoon zu wiſſen; nicht zwar von der Kunſt des Werkes, über welche er ſich ſchon anderwärts erkläret hat, als nur von dem Alter deſſelben. Wem tritt er darüber bey? Denen, welchen Virgil die Gruppe vor Augen gehabt zu haben ſcheinet? Oder denen, welche die Künſtler dem Dichter nacharbeiten laſſen?

Es iſt ſehr nach meinem Geſchmacke, daß er von einer gegenſeitigen Nachahmung gänzlich ſchweiget. Wo iſt die abſolute Nothwendigkeit derſelben? Es iſt gar nicht unmöglich, daß die Aehnlichkeiten, die ich oben zwiſchen dem poetiſchen Gemählde und dem Kunſtwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige und nicht vorſätzliche Aehnlichkeiten ſind; und daß das eine ſo wenig das Vorbild des andern geweſen, daß ſie auch nicht einmal beyde einerley Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte indeß auch ihn ein Schein dieſer Nachahmung geblendet, ſo würde er ſich für die erſtern haben erklären müſſen. Denn er nimt an, daß der Laokoön aus den Zeiten ſey, da ſich die Kunſt unter den Griechen auf dem höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Groſſen.

„Das gütige Schickſal, ſagt er, *a* welches auch über die Künſte bey „ihrer Vertilgung noch gewachet, hat aller Welt zum Wunder ein Werk „aus dieſer Zeit der Kunſt erhalten, zum Beweiſe von der Wahrheit der „Geſchichte von der Herrlichkeit ſo vieler vernichteten Meiſterſtücke. Laokoon, nebſt ſeinen beyden Söhnen, vom Ageſander, Apollodorus *b* und „Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit aus „dieſer Zeit, ob man gleich dieſelbe nicht beſtimmen, und wie einige gethan haben, die Olympias, in welcher dieſe Künſtler geblühet haben, „angeben kann."

In einer Anmerkung ſetzet er hinzu: „Plinius meldet kein Wort von

a) Geſchichte der Kunſt S. 347.

b) Nicht Apollodorus, ſondern Polydorus. Plinius iſt der einzige, der dieſe Künſtler nennet, und ich wüßte nicht, daß die Handſchriften in dieſem Namen von einander abgingen. Harduin würde es gewiß ſonſt angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben leſen alle, Polydorus. Herr Winkelmann muß ſich in dieſer Kleinigkeit blos verſchrieben haben.

„der Zeit, in welcher Ageſander und die Gehülfen an ſeinem Werke, ge„lebet haben; Maffei aber, in der Erklärung alter Statuen, hat wiſſen „wollen, daß dieſe Künſtler in der acht und achtzigſten Olympias geblühet „haben, und auf deſſen Wort haben andere, als Richardſon, nachgeſchrie„ben. Jener hat, wie ich glaube, einen Athenodorus unter des Polycletus „Schülern, für einen von unſern Künſtlern genommen, und da Polycletus „in der ſieben und achtzigſten Olympias geblühet, ſo hat man ſeinen ver„meinten Schüler eine Olympias ſpäter geſetzet: andere Gründe kann „Maffei nicht haben."

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabey bewenden, dieſen vermeinten Grund des Maffei blos anzuführen? Widerlegt er ſich von ſich ſelbſt? Nicht ſo ganz. Denn wenn er auch ſchon von keinen andern Gründen unterſtützt iſt, ſo macht er doch ſchon für ſich ſelbſt eine kleine Wahrſcheinlichkeit, wo man nicht ſonſt zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklets Schüler, und Athenodorus der Gehülfe des Ageſander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieſelbe Perſon können geweſen ſeyn. Zum Glücke läßt ſich dieſes zeigen, und zwar aus ihrem verſchiedenen Vaterlande. Der erſte Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Pauſanias, c aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugniſſe des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Abſicht dabey gehabt haben, daß er das Vorgeben des Maffei, durch Beyfügung dieſes Umſtandes, nicht unwiderſprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müſſen ihm die Gründe, die er aus der Kunſt des Werks, nach ſeiner unſtreitigen Kenntniß, ziehet, von ſolcher Wichtigkeit geſchienen haben, daß er ſich unbekümmert gelaſſen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrſcheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennet, ohne Zweifel in dem Laokoon zu viele von den argutiis, d die dem Lyſippus ſo eigen waren, mit welchen dieſer Meiſter die Kunſt zuerſt bereicherte, als daß er ihn für ein Werk von deſſelben Zeit halten ſollte.

Allein, wenn es erwieſen iſt, daß der Laokoon nicht älter ſeyn kann, als Lyſippus, iſt dadurch auch zugleich erwieſen, daß er ungefehr aus

c) *Αθηνοδωρος δε και Δαμιας — ουτοι δε Αρκαδες εισιν εκ Κλειτορος.* Phoc. cap. 9. p. 819 Edit. Kuh.

d) Plinius lib. XXXIV. sect. 19. p. 653 Edit. Hard.

seiner Zeit seyn müsse? daß er unmöglich ein weit späteres Werk seyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunst in Griechenland, bis zum Anfange der römischen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum sinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers seyn können, welchen die verschwenderische Pracht der ersten Kayser unter den Künstlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Agesander und seine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arcesilaus, eines Pasiteles, eines Posidonius, eines Diogenes seyn? Würden nicht die Werke auch dieser Meister zum Theil dem Besten, was die Kunst jemals hervorgebracht hatte, gleich geschätzet? Und wann noch ungezweifelte Stücke von selbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und liesse sich aus nichts schliessen, als aus ihrer Kunst, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er sie nicht eben sowohl in jene Zeiten setzen zu müssen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoons würdig zu seyn achtet?

Es ist wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künstler des Laokoons gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zusammenhange der ganzen Stelle schliessen sollte, ob er sie mehr unter die alten oder unter die neuern Artisten gerechnet wissen wollen: so bekenne ich, daß ich für das letztere eine grössere Wahrscheinlichkeit darinn zu bemerken glaube. Man urtheile.

Nachdem Plinius von den ältesten und größten Meistern in der Bildhauerkunst, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher gesprochen, und hierauf die übrigen, besonders solche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologische Ordnung namhaft gemacht: so fährt er folgender Gestalt fort: e Nec multo plurium fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in Titi Imperatoris domo, opus omnibus et picturæ et statuariæ artis præponendum. Ex uno lapide eum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Cæsarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, et

e) Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

singularis Aphrodisius Trallianus. Agrippae Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis, et Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.

Von allen den Künſtlern, welche in dieſer Stelle genennet werden, iſt Diogenes von Athen derjenige, deſſen Zeitalter am unwiderſprechlichſten beſtimmt iſt. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgezieret; er hat alſo unter dem Auguſtus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydektes und Hermolaus, des zweyten Pythodorus und Artemons, ſo wie des Aphrodiſius Trallianus, eben ſo unwiderſprechlich beſtimmt finden. Er ſagt von ihnen: Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis. Ich frage: kann dieſes wohl nur ſo viel heiſſen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Palläſte der Kayſer angefüllet geweſen? In dem Verſtande nehmlich, daß die Kayſer ſie überall zuſammen ſuchen, und nach Rom in ihre Wohnungen verſetzen laſſen? Gewiß nicht. Sondern ſie müſſen ihre Werke ausdrücklich für dieſe Palläſte der Kayſer gearbeitet, ſie müſſen zu den Zeiten dieſer Kayſer gelebt haben. Daß es ſpäte Künſtler geweſen, die nur in Italien gearbeitet, läßt ſich auch ſchon daher ſchlieſſen, weil man ihrer ſonſt nirgends gedacht findet. Hätten ſie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, ſo würde Pauſanias ein oder das andere Werk von ihnen geſehen, und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kömmt zwar bey ihm vor, *f* allein Harduin hat ſehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pauſanias nennet die Bildſäule der Juno, die er von der Arbeit des erſtern zu Koronea in Boeotien ſahe, ἄγαλμα ἀρχαῖον, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meiſter giebet, die in den allererſten und rauheſten Zeiten der Kunſt, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken ſolcher Art werden die Kayſer gewiß nicht ihre Palläſte ausgezieret haben. Noch weniger iſt auf die andere Vermuthung des Harduins zu achten, daß Artemon vielleicht der Mahler gleiches Namens ſey, deſſen Plinius an einer andern Stelle gedenket. Name und Name geben nur eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt iſt, der natürlichen Auslegung einer unverfälſchten Stelle Gewalt anzuthun.

f) Boeotic. cap. XXXIV. p. 778. Edit. Kuhn.

Ist es aber sonach auſſer allem Zweifel, daß Craterus und Pythodorus, daß Polydektes und Hermolaus, mit den übrigen, unter den Kayſern gelebet, deren Palläſte ſie mit ihren trefflichen Werken angefüllet: ſo dünkt mich, kann man auch denjenigen Künſtlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergehet. Und dieſes ſind die Meiſter des Laokoon. Man überlege es nur: wären Ageſander, Polydorus und Athenodorus ſo alte Meiſter, als wofür ſie Herr Winkelmann hält; wie unſchicklich würde ein Schriftſteller, dem die Präciſion des Ausdruckes keine Kleinigkeit iſt, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneueſten Meiſter ſpringen müßte, dieſen Sprung mit einem Gleichergeſtalt thun?

Doch man wird einwenden, daß ſich dieſes Similiter nicht auf die Verwandtſchaft in Anſehung des Zeitalters, ſondern auf einen andern Umſtand beziehe, welchen dieſe, in Betrachtung der Zeit ſo unähnliche Meiſter, miteinander gemein gehabt hätten. Plinius rede nehmlich von ſolchen Künſtlern, die in Gemeinſchaft gearbeitet, und wegen dieſer Gemeinſchaft unbekannter geblieben wären, als ſie verdienten. Denn da keiner ſich die Ehre des gemeinſchaftlichen Werks allein anmaſſen können, alle aber, die daran Theil gehabt, jederzeit zu nennen, zu weitläuftig geweſen wäre: (quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt) ſo wären ihre häuptliche Namen darüber vernachläßiget worden. Dieſes ſey den Meiſtern des Laokoons, dieſes ſey ſo manchen andern Meiſtern wiederfahren, welche die Kayſer für ihre Palläſte beſchäftiget hätten.

Ich gebe dieſes zu. Aber auch ſo noch iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß Plinius nur von neuern Künſtlern ſprechen wollen, die in Gemeinſchaft gearbeitet. Denn hätte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meiſter des Laokoons erwähnet? Warum nicht auch anderer?. Eines Onatas und Kalliteles; eines Timokles und Timarchides, oder der Söhne dieſes Timarchides, von welchen ein gemeinſchaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war. *g* Herr Winkelmann ſagt ſelbſt, daß man von dergleichen älteren Werken, die mehr als einen Vater gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne. *h* Und Plinius ſollte ſich nur auf die einzigen Ageſander, Polydorus und Athenodorus beſonnen haben,

g) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 730.
h) Geſchichte der Kunſt Th. II. S. 331.

wenn er ſich nicht ausdrücklich nur auf die neueſten Zeiten hätte einſchränken wollen?

Wird übrigens eine Vermuthung um ſo viel wahrſcheinlicher, je mehrere und gröſſere Unbegreiflichkeiten ſich daraus erklären laſſen, ſo iſt es die, daß die Meiſter des Laokoons unter den erſten Kayſern geblühet haben, gewiß in einem ſehr hohen Grade. Denn hätten ſie in Griechenland zu den Zeiten, in welche ſie Herr Winkelmann ſetzet, gearbeitet; hätte der Laokoon ſelbſt in Griechenland ehedem geſtanden: ſo müßte das tiefe Stillſchweigen, welches die Griechen von einem ſolchen Werke (opere omnibus et picturae et statuariae artis praeponendo) beobachtet hätten, äuſſerſt befremden. Es müßte äuſſerſt befremden, wenn ſo groſſe Meiſter weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn Pauſanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland, eben ſo wenig wie von dem Laokoon, zu ſehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meiſterſtück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem Auguſtus wäre verfertiget worden, ſo dürfte es doch gar nicht ſonderbar ſcheinen, daß erſt Plinius ſeiner gedacht, ſeiner zuerſt und zuletzt gedacht. Denn man erinnere ſich nur, was er von einer Venus des Scopas ſagt, *i* die zu Rom in einem Tempel des Mars ſtand, quemcunque alium locum nobilitatura. Romae quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt: quoniam otiosorum et in magno loci silentio apta admiratio talis est.

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon ſo gern eine Nachahmung des Virgiliſchen Laokoons ſehen wollen, werden, was ich bisher geſagt, mit Vergnügen ergreiffen. Noch fiele mir eine Muthmaſſung bey, die ſie gleichfalls nicht ſehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten ſie denken, war es Aſinius Pollio, der den Laokoon des Virgils durch griechiſche Künſtler ausführen ließ. Pollio war ein beſonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und ſcheinet ſogar ein eigenes Werk über die Aeneis geſchrieben zu haben. Denn wo ſonſt, als in einem eigenen Werke über dieſes Gedicht, können ſo leicht die einzeln Anmerkungen geſtanden haben, die Servius aus ihm anführt? *k* Zugleich war Pollio ein Lieb-

i) Plinius l. c. p. 727.

k) Ad ver. 7. lib. II. Aeneid. und beſonders ad ver. 183. lib. XI. Man dürfte alſo wohl nicht Unrecht thun, wenn man das Verzeichniß der verlornen Schriften dieſes Mannes mit einem ſolchen Werke vermehrte.

haber und Kenner der Kunſt, beſaß eine reiche Sammlung der trefflichſten alten Kunſtwerke, ließ von Künſtlern ſeiner Zeit neue fertigen, und dem Geſchmacke, den er in ſeiner Wahl zeigte, war ein ſo kühnes Stück als Laokoon, vollkommen angemeſſen: *l* ut fuit acris vehementiae sic quoque spectari monumenta sua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio, zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Pallaſte des Titus ſtand, noch ganz unzertrennet an einem beſondern Orte beyſammen geweſen zu ſeyn ſcheinet: ſo möchte dieſe Muthmaſſung von ihrer Wahrſcheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus ſelbſt gethan haben, was wir dem Pollio zuſchreiben wollen?

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meiſter des Laokoons unter den erſten Kayſern gearbeitet haben, wenigſtens ſo alt gewiß nicht ſeyn können, als ſie Herr Winkelmann ausgiebt, durch eine kleine Nachricht beſtärket, die er ſelbſt zuerſt bekannt macht. Sie iſt dieſe: *a*

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Cardinal Alexander „Albani, im Jahr 1717, in einem groſſen Gewölbe, welches im Meere „verſunken lag, eine Vaſe entdecket, welche von ſchwarz gräulichem Mar„mor iſt, den man itzo Bigio nennet, in welche die Figur eingefüget war; „auf derſelben befindet ſich folgende Inſchrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

„Athanodorus des Ageſanders Sohn, aus Rhodus, hat es gemacht. Wir „lernen aus dieſer Inſchrift, daß Vater und Sohn am Laokoon gearbeitet „haben, und vermuthlich war auch Apollodorus (Polydorus) des Ageſan„ders Sohn: denn dieſer Athanodorus kann kein anderer ſeyn, als der, „welchen Plinius nennet. Es beweiſet ferner dieſe Inſchrift, daß ſich „mehr Werke der Kunſt, als nur allein drey, wie Plinius will, gefunden „haben auf welchen die Künſtler das Wort, Gemacht, in vollendeter und „beſtimmter Zeit geſetzet, nemlich ἐποιησε, fecit: er berichtet, daß die

l) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729.
a) Geſchichte der Kunſt Th. II. S. 347.

„übrigen Künſtler aus Beſcheidenheit ſich in unbeſtimmter Zeit ausgedrücket, ἐποιει, faciebat."

Darinn wird Herr Winkelmann wenig Widerſpruch finden, daß der Athanodorus in dieſer Inſchrift kein anderer, als der Athenodorus ſeyn könne, deſſen Plinius unter den Meiſtern des Laokoons gedenket. Athanodorus und Athenodorus iſt auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten ſich des Doriſchen Dialekts. Allein über das, was er ſonſt daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erſte, daß Athenodorus ein Sohn des Ageſanders geweſen ſey, mag hingehen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, nur nicht unwiderſprechlich. Denn es iſt bekannt, daß es alte Künſtler gegeben, die, anſtatt ſich nach ihrem Vater zu nennen, ſich lieber nach ihrem Lehrmeiſter nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriscus ſaget, leidet nicht wohl eine andere Auslegung. *b*

Aber wie? Dieſe Inſchrift ſoll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß ſich nicht mehr als drey Kunſtwerke gefunden, zu welchen ſich ihre Meiſter in der vollendeten Zeit, (anſtatt des ἐποιει, durch ἐποιησε) bekannt hätten? Dieſe Inſchrift? Warum ſollen wir erſt aus dieſer Inſchrift lernen, was wir längſt aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht ſchon auf der Statue des Germanicus Κλεομενης — ἐποιησε gefunden? Auf der ſogenannten Vergötterung des Homers, Αρχελαος ἐποιησε? Auf der bekannten Vaſe zu Gaeta, Σαλπιων ἐποιησε? *c* u. ſ. w.

Herr Winkelmann kann ſagen: „Wer weis dieſes beſſer als ich? Aber, „wird er hinzuſetzen, deſto ſchlimmer für den Plinius. Seinem Vorgeben „iſt alſo um ſo öfter widerſprochen; es iſt um ſo gewiſſer widerlegt."

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr ſagen lieſſe, als er wirklich ſagen wollen? Wenn alſo die angeführten Beyſpiele, nicht das Vorgeben des Plinius, ſondern blos das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieſes Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und ſo iſt es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in ſeiner Zueignungsſchrift an den Titus, von ſeinem Werke mit der Beſcheidenheit eines Mannes ſprechen, der es ſelbſt am beſten weis, wie

b) Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

c) Man ſehe das Verzeichniß der Aufſchriften alter Kunſtwerke beym Mar. Gudius, (a Phaedri fab. 5. lib. I.) und ziehe zugleich die Berichtigung deſſelben vom Gronov (Praef. ad Tom. IX. Thesauri Antiqu. Graec.) zu Rathe.

viel demſelben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer ſolchen Beſcheidenheit bey den Griechen, über deren prahlende, viel verſprechende Büchertitel, (inscriptiones, propter quas vadimonium deseri possit) er ſich ein wenig aufgehalten, und ſagt: *d* Et ne in totum videar Graecos insectari, ex illis nos velim intelligi pingendi fingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, absoluta opera, et illa quoque quae mirando non satiamur, pendenti titulo inscripsisse: ut APELLES FACIEBAT, aut POLYCLETUS: tanquam inchoata semper arte et imperfecta: ut contra judiciorum varietates superesset artifici regressus ad veniam, velut emendaturo quidquid desideraretur, si non esset interceptus. Quare plenum verecundiae illud est, quod omnia opera tanquam novissima inscripsere, et tamquam singulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, absolute traduntur inscripta, ILLE FECIT, quae suis locis reddam: quo apparuit, summam artis securitatem auctori placuisse, et ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte auf die Worte des Plinius, pingendi fingendique conditoribus, aufmerkſam zu ſeyn. Plinius ſagt nicht, daß die Gewohnheit in der unvollendeten Zeit ſich zu ſeinem Werke zu bekennen, allgemein geweſen; daß ſie von allen Künſtlern, zu allen Zeiten beobachtet worden: er ſagt ausdrücklich, daß nur die erſten alten Meiſter, jene Schöpfer der bildenden Künſte, pingendi fingendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet, und ihre Zeitverwandte, dieſe kluge Beſcheidenheit gehabt hätten; und da er dieſe nur allein nennet, ſo giebt er ſtillſchweigend, aber deutlich genug, zu verſtehen, daß ihre Nachfolger, beſonders in den ſpätern Zeiten, mehr Zuverſicht auf ſich ſelber geäuſſert.

Dieſes aber angenommen, wie man es annehmen muß, ſo kann die entdeckte Aufſchrift von dem einen der drey Künſtler des Laokoons, ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann demohngeachtet wahr ſeyn, daß, wie Plinius ſagt, nur etwa drey Werke vorhanden geweſen, in deren Aufſchriften ſich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedienet; nemlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklets, des Nicias, des Lyſippus. Aber das kann ſodann ſeine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und ſeine Gehülfen, Zeitverwandte des Apelles und Lyſippus geweſen ſind, zu welchen ſie Herr Winkelmann machen will.

d) Libr. I. p. 5. Edit. Hard.

Man muß vielmehr ſo ſchlieſſen; Wenn es wahr iſt, daß unter den Werken der ältern Künſtler, eines Apelles, eines Polyklets und der übrigen, aus dieſer Claſſe, nur etwa drey geweſen ſind, in deren Aufſchriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr iſt, daß Plinius dieſe drey Werke ſelbſt namhaft gemacht hat: e ſo kann Athenodorus,

e) Er verſpricht wenigſtens ausdrücklich, es zu thun: quae suis locis reddam. Wenn er es aber nicht gänzlich vergeſſen, ſo hat er es doch ſehr im Vorbeygehen, und gar nicht auf eine Art gethan, als man nach einem ſolchen Verſprechen erwartet. Wenn er z. E. ſchreibet: (Lib. XXXV. sect. 39.) Lysippus quoque Aeginae picturae suae inscripsit, ἐνεκαυσεν: quod profecto non fecisset, nisi encaustica inventa: ſo iſt es offenbar, daß er dieſes ἐνεκαυσεν zum Beweiſe einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufſchrift in dem Aoriſto abgefaßt geweſen: ſo hätte es ſich wohl der Mühe verlohnet, ein Wort davon mit einfliſſen zu laſſen. Die andern zwey Werke dieſer Art, findet Harduin in folgender Stelle: Idem (Divus Augustus) in Curia quoque, quam in comitio consecrabat, duas tabulas impressit parieti: Nemeam sedensem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cujus supra caput tabula bigae dependet. Niciàs scripsit se inussisse: tali enim usus est verbo. Alterius tabulae admiratio est, puberem filium seni patri similem esse, salva aetatis differentia, supervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc suum opus esse testatus est. (Lib. XXXV. sect. 10.) Hier werden zwey verſchiedene Gemählde beſchrieben, welche Auguſtus in dem neuerbauten Rathhauſe aufſtellen laſſen. Das zweyte iſt vom Philochares, das erſte vom Nicias. Was von jenem geſagt wird, iſt klar und deutlich. Aber bey dieſem finden ſich Schwierigkeiten. Es ſtellte die Nemea vor, auf einem Löwen ſitzend, einen Palmenzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe: cujus supra caput tabula bigae dependet. Was heißt das? Ueber deſſen Haupte eine Tafel hing: worauf ein zweyſpänniger Wagen gemahlt war? Das iſt noch der einzige Sinn, den man dieſen Worten geben kann. Alſo war auf das Hauptgemählde noch ein anderes kleineres Gemählde gehangen? Und beyde waren von dem Nicias? So muß es Harduin genommen haben. Denn wo wären hier ſonſt zwey Gemählde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeſchrieben wird? Inscripsit Nicias igitur geminae huic tabulae suum nomen in hunc modum: *O NIKIAΣ ENEKAYΣEN*; atque adeo e tribus operibus, quae absolute fuisse inscripta, FECIT, indicavit Praefatio ad Titum, duo haec sunt Niciae. Ich möchte den Harduin fragen: wenn Nicias nicht den Aoriſtum, ſondern wirklich das Imperfectum gebraucht hätte, Plinius aber hätte blos bemerken wollen, daß der Meiſter, anſtatt des γραψειν, ἐνεκαιεν gebraucht hätte; würde er in ſeiner Sprache auch nicht noch alsdenn haben ſagen müſſen, Niciàs scripsit se inusisse? Doch ich will hierauf nicht beſtehen; es mag wirklich des Plinius Wille geweſen ſeyn, eines von den Werken, wovon die Rede iſt, dadurch anzudeuten. Wer aber wird ſich das doppelte Gemählde einreden laſſen, deren eines über dem andern gehangen? Ich mir nimmermehr. Die Worte cujus supra caput tabula bigae dependet, können alſo nicht anders als verſtändlich ſeyn. Tabula bigae, ein Gemählde, worauf ein zweyſpänniger Wagen gemahlet, klingt nicht ſehr Plinianiſch, wenn auch Plinius ſchon ſonſt den Singularem von bigae braucht. Und was für ein zweyſpänniger Wagen? Etwan, dergleichen zu den Wettrennen in den Nemeäiſchen Spielen gebraucht wurden; ſo daß dieſes kleinere Gemählde in Anſehung deſſen, was es vorſtellte, zu dem Hauptgemählde gehört hätte? Das kann nicht ſeyn; denn in den Nemeäiſchen Spielen waren nicht zweyſpännige, ſondern vierſpännige Wagen gewöhnlich. (Schmidius in Prol. ad Nemeonicas, p. 2.) Einsmals kam ich auf die Gedanken, daß Plinius anſtatt des bigae vielleicht ein griechiſches Wort geſchrieben, welches die Abſchreiber nicht verſtanden: ich meine πτυχιον. Wir wiſſen nehmlich aus einer Stelle des Antigonus Caryſtius, beym Zenobius, (conf. Gronovius T. IX. Antiquit. Graec. Praef. p. 7.) daß die alten Künſtler nicht

von dem keines dieſer drey Werke iſt, und der ſich dem ohngeachtet auf ſeinen Werken der vollendeten Zeit bedienet, zu jenen alten Künſtlern nicht gehören; er kann kein Zeitverwandter des Apelles, des Lyſippus ſeyn, ſondern er muß in ſpätere Zeiten geſetzt werden.

Kurz; ich glaube, es lieſſe ſich als ein ſehr zuverläßiges Kriterium angeben, daß alle Künſtler, die das ἐποιησε gebraucht, lange nach den Zeiten Alexanders des Groſſen, kurz vor oder unter den Kayſern, geblühet haben. Von dem Kleomenes iſt es unſtreitig; von dem Archelaus iſt es höchſt wahrſcheinlich; und von dem Salpion kann wenigſtens das Gegentheil auf keine Weiſe erwieſen werden. Und ſo von den übrigen; den Athenodorus nicht ausgeſchloſſen.

Herr Winkelmann ſelbſt mag hierüber Richter ſeyn! Doch proteſtire ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz. Wenn alle Künſtler, welche ἐποιησε gebraucht, unter die ſpäten gehören: ſo gehören darum nicht alle, die ſich des ἐποιει bedienet, unter die ältern. Auch unter den ſpätern Künſtlern können einige dieſe einem groſſen Manne ſowohl anſtehende Beſcheidenheit wirklich beſeſſen, und andere ſie zu beſitzen ſich geſtellet haben.

XXVIII.

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem ſogenannten Borgheſiſchen Fechter ſagen möchte. Ich glaube eine Entdeckung über dieſe Statue gemacht zu haben,

immer ihre Namen auf ihre Werke ſelbſt, ſondern auch wohl auf beſondere Täfelchen geſetzet, welche dem Gemählde, oder der Statue angehangen wurden. Und ein ſolches Täfelchen hieß πτυχιον. Dieſes Griechiſche Wort fand ſich vielleicht in einer Handſchrift durch die Gloſſe, tabula, tabella erkläret; und das tabula kam endlich mit in den Text. Aus πτυχιον ward bigae; und ſo entſtand das tabula bigae. Nichts kann zu dem Folgenden beſſer paſſen, als dieſes πτυχιον; denn das Folgende eben iſt es, was darauf ſtand. Die ganze Stelle wäre alſo zu leſen? cujus supra caput πτυχιον dependet, quo Nicias scripsit se inussisse. Doch dieſe Correctur, ich bekenne es, iſt ein wenig kühn. Muß man denn auch alles verbeſſern können, was man verfälſcht zu ſeyn beweiſen kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleiſtet zu haben, und überlaſſe das erſtere einer geſchicktern Hand. Doch nunmehr wiederum zur Sache zurück zu kommen: wenn Plinius alſo nur von einem Gemählde des Nicias redet, deſſen Aufſchrift im Nominativo abgefaßt geweſen, und das zweyte Gemählde dieſer Art das obige des Lyſippus iſt: welches iſt denn nun das dritte? Das weis ich nicht. Wenn ich es bey einem andern alten Schriftſteller finden dürfte, als bey dem Plinius, ſo würde ich nicht ſehr verlegen ſeyn. Aber es ſoll bey dem Plinius gefunden werden; und noch einmal: bey dieſem weis ich es nicht zu finden.

auf die ich mir alles einbilde, was man sich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich besorgte schon, Herr Winkelmann würde mir damit zuvor gekommen seyn. Aber ich finde nichts dergleichen bey ihm; und wenn nunmehr mich etwas mißtrauisch in ihre Richtigkeit machen könnte, so würde es eben das seyn, daß meine Besorgniß nicht eingetroffen.

„Einige, sagt Herr Winkelmann, *a* machen aus dieser Statue einen „Discobolus, das ist, der mit dem Disco, oder mit einer Scheibe von „Metall, wirft, und dieses war die Meinung des berühmten Herrn von „Stosch in einem Schreiben an mich, aber ohne genugsame Betrachtung „des Standes, worinn dergleichen Figur will gesetzt seyn. Denn derje„nige, welcher etwas werfen will, muß sich mit dem Leibe hinterwärts „zurückziehen, und indem der Wurf geschehen soll, liegt die Kraft auf „dem nächsten Schenkel, und das linke Bein ist müßig: hier aber ist das „Gegentheil. Die ganze Figur ist vorwärts geworffen, und ruhet auf „dem linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinterwärts auf das äuf„serste ausgestrecket. Der rechte Arm ist neu, und man hat ihm in die „Hand ein Stück von einer Lanze gegeben; auf dem linken Arme sieht „man den Riem von dem Schilde, welchen er gehalten hat. Betrachtet „man, daß der Kopf und die Augen aufwerts gerichtet sind, und daß die „Figur sich mit dem Schilde vor etwas, das von oben her kommt, zu „verwahren scheinet, so könnte man diese Statue mit mehrerem Rechte „für eine Vorstellung eines Soldaten halten, welcher sich in einem gefähr„lichen Stande besonders verdient gemacht hat: den Fechtern in Schau„spielen ist die Ehre einer Statue unter den Griechen vermuthlich niemals „wiederfahren: und dieses Werk scheinet älter als die Einführung der Fech„ter unter den Griechen zu seyn."

Man kann nicht richtiger urtheilen. Diese Statue ist eben so wenig ein Fechter, als ein Discobolus; es ist wirklich die Vorstellung eines Kriegers, der sich in einer solchen Stellung bey einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieses so glücklich errieth: wie konnte er hier stehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beyfallen, der vollkommen in dieser nehmlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem sein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nemlichen Stellung setzen ließ?

a) Gesch. der Kunst Th II. S. 394.

Mit einem Worte: Die Statue iſt Chabrias.

Der Beweis iſt folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieſes Feldherrn. *b* Hic quoque in summis habitus est ducibus: resque multas memoria dignas gessit. Sed ex his elucet maximé inventum ejus in proelio: quod apud Thebas fecit, quum Boeotiis subsidio venisset. Namque in eo victoriae fidente summo duce Agesilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto, projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus conſpiciens, progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Graecia fama celebratum est, ut illo statu Chabrias sibi statuam fieri voluerit, quae publice ei ab Atheniensibus in foro constituta est. Ex quo factum est, ut postea athletae, ceterique artifices his statibus in statuis ponendis uterentur, in quibus victoriam essent adepti.

Ich weis es, man wird noch einen Augenblick anſtehen, mir Beyfall zu geben; aber ich hoffe, auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias ſcheinet nicht vollkommen die nehmliche zu ſeyn, in welcher wir die Borgheſiſche Statue erblicken. Die vorgeworffene Lanze, projecta hasta, iſt beyden gemein, aber das obnixo genu, scuto erklären die Ausleger durch obnixo in scutum, obfirmato genu ad scutum: Chabrias wieß ſeinen Soldaten, wie ſie ſich mit dem Kniee gegen das Schild ſtemmen, und hinter demſelben den Feind abwarten ſollten; die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger ſich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu scuto nicht zuſammen gehörten, und man obnixo genu beſonders, und scuto beſonders, oder mit dem darauf folgendem projectaque hasta zuſammen leſen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit iſt nunmehr ſo vollkommen als möglich. Die Statue iſt ein Soldat, qui obnixo genu, *c* scuto projectaque hasta impetum hostis excipit; ſie zeigt, was

b) Cap. I.

c) So ſagt Statius obnixa pectora (Thebaid. lib. VI. v. 863.)

— — — — rumpunt obnixa furentes
Pectora.

welches der alte Gloſſator des Bartſs durch summa vi contra nitentia erklärt. So ſagt Ovid (Halieut. v. 11.) obnixa fronte, wenn er von der Meerbramſe (Scaro) ſpricht, die ſich nicht mit dem Kopfe, ſondern mit dem Schwanze durch die Reifen zu arbeiten ſucht:

Non audet radiis obnixa occurrere iroute.

Chabrias that, und ist die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweiset das dem projecta angehängte que, welches, wenn obnixo genu scuto zusammen gehörten, überflüssig seyn würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglassen.

Mit dem hohen Alter, welches dieser Statue sonach zukäme, stimmet die Form der Buchstaben in der darauf befindlichen Aufschrift des Meisters vollkommen überein; und Herr Winkelmann selbst hat aus derselben geschlossen, daß es die älteste von den gegenwärtigen Statuen in Rom sey, auf welchen sich der Meister angegeben hat. Seinem scharfsichtigen Blicke überlasse ich es, ob er sonst in Ansehung der Kunst etwas daran bemerket, welches mit meiner Meinung streiten könnte. Sollte er sie seines Beyfalls würdigen, so dürfte ich mich schmeicheln, ein besseres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich sich die klassischen Schriftsteller durch die alten Kunstwerke, und diese hinwiederum aus jenen aufklären lassen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden ist.

XXIX.

Bey der unermeßlichen Belesenheit, bey den ausgebreitesten feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen sich Herr Winkelmann an sein Werk machte, hat er mit der edeln Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsetzlichen Nachlässigkeit behandelten, oder gänzlich der ersten der besten fremden Hand überliessen.

Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie stossen bey der ersten flüchtigen Lectüre auf, und wenn man sie anmerken darf, so muß es nur in der Absicht geschehen, um gewisse Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß sie nicht angemerkt zu werden verdienen.

Schon in seinen Schriften über die Nachahmung der Griechischen Kunstwerke, ist Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius ist ein sehr verfänglicher Autor; sein ganzes Werk ist ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, so wendet er nicht selten Stellen aus ihnen auf die Mahlerey an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Mahlerey handeln. Wenn

z. E. Herr Winkelmann lehren will, daß ſich durch die bloſſe Nachahmung der Natur das Höchſte in der Kunſt, eben ſo wenig wie in der Poeſie erreichen laſſe, daß ſowohl Dichter als Mahler lieber das Unmögliche, welches wahrſcheinlich iſt, als das bloß mögliche wählen müſſe: ſo ſetzt er hinzu; „die Möglichkeit und Wahrheit, welche Longin von einem Mahler „im Gegenſatze des Unglaublichen bey dem Dichter fodert, kann hiermit „ſehr wohl beſtehen.“ Allein dieſer Zuſatz wäre beſſer weggeblieben; denn er zeiget die zwey größten Kunſtrichter in einem Widerſpruche, der ganz ohne Grund iſt. Es iſt falſch, daß Longin ſo etwas jemals geſagt hat. Er ſagt etwas ähnliches von der Beredſamkeit und Dichtkunſt, aber keinesweges von der Dichtkunſt und Mahlerey. *Ως δ' ἑτερον τι ἡ ῥητορικη φαντασια βουλεται, και ἑτερον ἡ παρα ποιηταις, ουκ ἀν λαθοι σε,* ſchreibt er an ſeinen Terentian; *a οὐδ' ὁτι της μεν ἐν ποιησει τελος ἐσιν ἐκπληξις, της δ' ἐν λογοις ἐναργεια.* Und wiederum: *Ου μην ἀλλα τα μεν παρα τοις ποιηταις μυθικωτεραν ἐχει την ὑπερεκπτωσιν, και παντη το πιστον ὑπεραιρουσαν· της δε ρητορικης φαντασιας, καλλιϛον ἀει το εμπρακτον και ἐναληθες.* Nur Junius ſchiebt, anſtatt der Beredſamkeit, die Mahlerey hier unter; und bey ihm war es, nicht bey dem Longin, wo Herr Winkelmann geleſen hatte: *b* Praesertim cum Poeticae phantasiae finis sit *εκπληξις*, Pictoriae vero, *ἐναργεια. Και τα μεν παρα τοις ποιηταις*, ut loquitur idem Longinus, u. ſ. w. Sehr wohl; Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

Mit folgender Anmerkung muß es ihm eben ſo gegangen ſeyn: „Alle „Handlungen, ſagt er, *c* und Stellungen der griechiſchen Figuren, die mit „dem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, ſondern gar zu feurig und „zu wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künſtler Paren„thyrſus nannten.“ Die alten Künſtler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweiſen ſeyn. Denn Parenthyrſus war ein rhetoriſches Kunſtwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longins zu verſtehen zu geben ſcheinet, auch nur dem einzigen Theodor eigen. *d* *Τουτῳ παρακειται τριτον τι κακιας εἰδος ἐν τοις παθητικοις, ὁπερ ὁ Θεοδωρος παρενθυρσον ἐκαλει· ἐϛι δε παθος ἀκαιρον και κενον, ἐνθα μη*

a) *Περι Υψους, τμημα ιδ'.* Edit. T. Fabri p. 36. 39.
b) De Pictura Vet. lib. I. cap. 4. p. 33.
c) Von der Nachahmung der griech. Werke ꝛc. S. 23.
d) *Τμημα β.*

δει παθους· ἡ ἀμετρον, ενθα μετριον δει. Ja ich zweifle ſogar, ob ſich überhaupt dieſes Wort in die Mahlerey übertragen läßt. Denn in der Beredſamkeit und Poeſie giebt es ein Pathos, das ſo hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrſus zu werden; und nur das höchſte Pathos an der unrechten Stelle, iſt Parenthyrſus. In der Mahlerey aber würde das höchſte Pathos allezeit Parenthyrſus ſeyn, wenn es auch durch die Umſtände der Perſon, die es äuſſert, noch ſowohl entſchuldiget werden könnte.

Dem Anſehen nach werden alſo auch verſchiedene Unrichtigkeiten in der Geſchichte der Kunſt, bloß daher entſtanden ſeyn, weil Herr Winkelmann in der Geſchwindigkeit nur den Junius und nicht die Quellen ſelbſt zu Rathe ziehen wollen. Z. E. Wenn er durch Beyſpiele zeigen will, daß bey den Griechen alles Vorzügliche in allerley Kunſt und Arbeit beſonders geſchätzet worden, und der beſte Arbeiter in der geringſten Sache zur Verewigung ſeines Namens gelangen können: ſo führet er unter andern auch dieſes an:e „Wir wiſſen den Namen eines Arbeiters von ſehr „richtigen Wagen, oder Wageſchaalen; er hieß Parthenius.“ Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenals, auf die er ſich desfalls beruft, Lances Parthenio factas, nur in dem Catalogo des Junius geleſen haben. Denn hätte er den Juvenal ſelbſt nachgeſehen, ſo würde er ſich nicht von der Zweydeutigkeit des Wortes lanx haben verführen laſſen, ſondern ſogleich aus dem Zuſammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Wagen oder Wageſchaalen, ſondern Teller und Schüſſeln meine. Juvenal rühmt nehmlich den Catullus, daß er es bey einem gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, welcher ſich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen; daß er ſeine koſtbarſten Sachen ins Meer werffen laſſen, um nicht mit ſamt dem Schiffe unter zu gehen. Dieſe koſtbaren Sachen beſchreibt er, und ſagt unter andern:

Ille nec argentum dubitabat mittere, lances
Parthenio factas, urnae cratera capacem
Et dignum sitiente Pholo, vel conjuge Fusci.
Adde et bascaudas et mille escaria, multum
Caelati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkeſſeln ſtehen, was können es anders ſeyn, als Teller und Schüſſeln? Und was will Juvenal

e) Geſchichte der Kunſt Th. I. S. 136.

anders ſagen, als daß Catull ſein ganzes ſilbernes Eßgeſchirr, unter welchem ſich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werffen laſſen. Parthenius, ſagt der alte Scholiaſt, caelatoris nomen. Wenn aber Grangäus, in ſeinen Anmerkungen, zu dieſem Namen hinzuſetzt: sculptor, de quo Plinius, ſo muß er dieſes wohl nur auf gutes Glück hingeſchrieben haben; denn Plinius gedenkt keines Künſtlers dieſes Namens.

„Ja, fährt Herr Winkelmann fort, es hat ſich der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den Schild des Ajax „von Leder machte.“ Aber auch dieſes kann er nicht daher genommen haben, wohin er ſeine Leſer verweiſet; aus dem Leben des Homers, vom Herodotus. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der Iliade angeführet, in welchen der Dichter dieſem Lederarbeiter den Namen Tychius beylegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich geſagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von des Homers Bekanntſchaft ſo geheiſſen, dem er durch Einſchaltnng ſeines Namens ſeine Freundſchaft und Erkenntlichkeit bezeigen wollen: *f* *Απεδωκε δε χαριν και Τυχιῳ τῳ σκυτει, ὃς εδεξατο αὐτου ἐν τῳ Νεῳ τειχει, προσελθοντα προς το σκυτειον, ἐν τοις ἐπεσι καταζευξας ἐν τῃ Ιλιαδι τοιςδε.*

Αιας δ' ἐγγυθεν ἠλθε, φερων σακος ἠυτε πυργον,
Χαλκεον, ἑπταβοειον· ὁ οἱ Τυχιος κάμε τευχων
Σκυτοτομων ὀχ' ἀριστος, Υλῃ ἐνι οἰκια ναιων.

Es iſt alſo gerade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann verſichern will; der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war ſchon zu des Homers Zeiten ſo vergeſſen, daß der Dichter die Freyheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuſchieben.

Verſchiedene andere kleine Fehler, ſind bloſſe Fehler des Gedächtniſſes, oder betreffen Dinge, die er nur als beyläuffige Erläuterungen anbringet. Z. E.

Es war Herkules, und nicht Bacchus, von welchem ſich Parrhaſius rühmte, daß er ihm in der Geſtalt erſchienen ſey, in welcher er ihn gemahlt. *g*

f) Herodotus de Vita Homeri, p. 756 Edit. Wessel.

g) Geſch. der Kunſt Th. I. S. 176. Plinius lib. XXXV. sect. 36. Athenaeus lib. XII. p. 543.

Taurisens war nicht aus Rhodus, ſondern aus Tralles in Lydien. *h*

Die Antigone iſt nicht die erſte Tragödie des Sophokles. *i*

h) Geſch. der Kunſt Th. II. S. 353. Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729. l. 47.

i) Geſch. der Kunſt Th. II. S. 328. „Er führte die Antigone, ſein erſtes Trauerſpiel, im „dritten Jahre der ſieben und ſiebzigſten Olympias auf." Die Zeit iſt ungefehr richtig, aber daß dieſes erſte Trauerſpiel die Ant gone geweſen ſey, das iſt ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winkelmann in der Note anführt, hat dieſes auch gar nicht geſagt; ſondern die Antigone ausdrücklich in das dritte Jahr der vier und achtzigſten Olympias geſetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieſer Expedition kann zuverläſſig beſtimmt werden. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erſte Trauerſpiel dieſes Dichters, wahrſcheinlicher Weiſe, Triptolemus geweſen. Plinius redet nehmlich (Libr. XVIII. sect. 12. p. 107. Edit. Hard.) von der verſchiednen Güte des Getreides in verſchiednen Ländern, und ſchließt: Hae fuere sententiae, Alexandro in quo regnante, cum clarissima fuit Graecia, atque in toto terrarum orbe potentissima: ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Triptolemo frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canère candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele des Sophokles die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben, welche Plutarch und der Scholiaſt und die Arundelſchen Denkmähler einſtimmig in die ſieben und ſiebzigſte Olympias ſetzen, mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzet, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundert und vierzehnten Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahr betragen ſechs und dreyſſig Olympiaden und ein Jahr, und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt ſieben und ſiebzig. In die ſieben und ſiebzigſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles, und da in eben dieſe Olympias, und zwar, wie ich beweiſe, in das letzte Jahr derſelben, auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beyde Trauerſpiele eines ſind. Ich zeige zugleich eben daſelbſt, daß Petit die ganze Helfte des Kapitels ſeiner Miscellaneorum (XVIII. lib. III. eben daſſelbe, welches Herr Winkelmann anführt) ſich hätte erſparen können. Es iſt unnöthig in der Stelle des Plutarchs, die er daſelbſt verbeſſern will, den Archon Apheption, in Demotion, oder ἀνεφτιος zu verwandeln. Er hätte aus dem dritten Jahr der 77ten Olympias nur in das vierte derſelben gehen dürfen, und er würde gefunden haben, daß der Archon dieſes Jahres von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfterer, Apheption, als Phädon genennet wird. Phädon nennet ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und der Ungenannte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Apheption hingegen nennen ihn die Arundelſchen Marmor, Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Plutarchus aber nennet ihn auf beyde Weiſe; im Leben des Theſeus Phädon, und in dem Leben des Cimons, Apheption. Es iſt alſo wahrſcheinlich, wie Palmerius vermuthet, Aphepsionem et Phaedonem Archontas fuisse eponymos; scilicet, uno in magistratu mortuo, suffectus fuit alter. (Exercit. p. 452.) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Winkelmann auch ſchon in ſeiner erſten Schrift von der Nachahmung der griechiſchen Kunſtwerke (S. 8.) eine Unrichtigkeit einfließen laſſen. „Die ſchönſten jungen Leute, tanzten unbekleidet auf dem Theater und Sopho„kles, der groſſe Sophokles, war der erſte, der in ſeiner Jugend dieſes Schauſpiel ſeinen Bürgern „gab." Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanzt: ſondern um die Tropäen nach dem Salaminiſchen Siege, und auch nur nach einigen nackend, nach andern aber bekleidet (Athen. lib. I. p. m. 20.) Sophokles war nehmlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sicherheit gebracht hatte, und hier auf dieſer Inſul war es, wo es damals der tragiſchen Muſe, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation zu verſammeln

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelſucht könnte es zwar nicht ſcheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmann kennet, dürfte es für Krokyleg-mus halten.

beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſiegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges, auf eben d glücklichen Inſel gebohren.

Ende des erſten Theiles.

00099694

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 07 April, 2016